Drei Sommer in Tirol.

Von

Ludwig Steub.

Dritte durchgesehene Auflage
mit Karte.

Erster Band.

München
Salvatorstraße 18.
Verlag von H. Hugendubel.
1895.

Druck von Val. Höfling, München, Kapellenstr. 3.

Vorwort

zur ersten Auflage.

Im Jahre 1842 hatte eine Buchhandlung zu Karlsruhe die Absicht, unter der Leitung des zu früh verstorbenen Professors Ludwig Bauer zu Stuttgart ein Werk unter dem Titel: Deutschland im neunzehnten Jahrhundert — herauszugeben. Dazu wurden mehrere Mitarbeiter aufgeboten, welche die ihnen zugetheilten Landschaften laut des brieflich ergangenen Programms „hinsichtlich des Lebens und der Sitten der Bewohner, wie der Stufe, worauf Wissenschaft, Kunst und Gewerbe daselbst stehen, in Form einer Reisebeschreibung oder in einer andern ihnen besonders zusagenden Darstellungsweise gründlich, ansprechend und im deutschen Sinne schildern sollten." Bei diesem Unternehmen wurde dem Verfasser Tirol übertragen, ein liebes Loos, denn die Alpen von Tirol sind des Bayerlands Gebirge und ihre blauen Zinnen wecken von Jugend auf unsere Sehnsucht.

Als nun der Sommer von 1842 im tirolischen Gebirge verlebt war, gab die Buchhandlung zu Karlsruhe

das Unternehmen auf; der Verfasser aber brachte ein Stück von dem, was er bis dahin ausgearbeitet hatte, in der Allgemeinen Zeitung zu Tage. Nun wurde ihm von anderer Seite her die Aufforderung, in dieser Art die Aufgabe zu vollenden, und so kam denn nach abermals einer doppelten Sommerfrische und nach mancher Unterbrechung das Buch zu Stande.

Im allgemeinen war die Absicht, die weniger betretenen Thäler hervorzuheben und die vielbereiste und oftbeschriebene Heerstraße von Deutschland nach Italien nicht neuerdings zu schildern. Wenn auch Wälschtirol nicht bedacht erscheint, so mag es dem Umstande zugeschrieben werden, daß um diesen Gegenden Raum zu schaffen, nicht gerne eine deutsche Landschaft aufgegeben wurde. Uebrigens ist die italienische Schwesterhälfte des Landes in den meisten Stücken von dem deutschen Tirol so gründlich verschieden, daß dieses letztere wohl als ein Ganzes für sich betrachtet werden darf.

München, im Julius 1846.

Der Verfasser.

Vorwort

zur zweiten Auflage

Seit einigen Jahren sind die „Drei Sommer in Tirol" ausgegangen und die Verlagshandlung begann, da das Buch noch hie und da verlangt wird, an eine neue Auflage zu denken. Der Verfasser, dem dieser Gedanke mitgetheilt wurde, freute sich zwar darüber, fand aber die Ausführung gleichwohl nicht unbedenklich.

Ein einfacher Wiederabdruck der ersten Auflage, sagte er sich, wäre eine Indiscretion gegen das Publicum. Die „Drei Sommer," obwohl sie eigentlich kein Wegweiser oder Führer sein, weder mit Bädeker, noch mit seinen Nachfolgern concurriren wollten, gehören doch zur Reiseliteratur, die immer neu und frisch einhergehen soll. Ein Text, der jetzt fünfundzwanzig Jahre alt ist, dürfte ohne Erneuerung und Auffrischung in zweiter Auflage kaum willkommen sein. Das Buch kann sich nur empfehlen, wenn es auch mit erheblichen Zugaben aus den neuesten Zeiten ausgestattet wird.

Diese Betrachtung führte nun zu folgendem Plane: Einerseits sollte sich die zweite Auflage durch größere

Vollständigkeit von der ersten unterscheiden und daher auch das untere Innthal, Pusterthal und einiges aus Südtirol neu aufnehmen — andererseits sollten die Capitel der ersten Auflage nach fleißiger Ueberarbeitung und nach Beseitigung des ganz Veralteten in der Hauptsache zwar so ziemlich bleiben, wie sie sind, aber allenthalben Nachträge in kleinerem Drucke erhalten, die den jetzigen Zustand ins Auge zu fassen und die wesentlichen Aenderungen, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren eingetreten, anzumerken hätten.

Diese Nachträge wollte aber der Verfasser zunächst der Güte der Einheimischen verdanken, denn er selbst mochte alle die Steige nicht wieder steigen, die er vor sechs-, sieben- und achtundzwanzig Jahren gestiegen ist, nur um etlichen Stoff für Verbesserungen und Ergänzungen zu gewinnen. Er erließ daher gegen Ende vorigen Jahres im Tirolerboten einen feierlichen Aufruf an alle bekannten und unbekannten Freunde, ihn mit Zusätzen und Berichtigungen für die bevorstehende neue Auflage zu erfreuen. Er erwartete eine literarische Volkserhebung, die ihn mit Beiträgen nur so überschütten würde. Aber der Aufruf verhallte in Tirol ganz ungehört und fand nur in der Bukowina einigen Anklang.

Aus Czernowitz meldete sich nämlich ein liebenswürdiger Pusterthaler und versprach Beiträge über sein Heimathland, wenn ich ihm ein Exemplar des Buches mittheilen würde. Da ich jedoch selbst nur noch ein letztes besaß, so konnte ich auf dieses Angebot leider nicht eingehen.

Wenn nun aber die Hoffnung, ganz Tirol an meiner Arbeit mitarbeiten zu sehen, sich als trüglich erwies, so kamen mir doch alle Freunde und Bekannte, die ich einzeln um Mitwirkung anging, sehr gefällig und bereitwillig entgegen. So habe ich Herrn Falger in Elbigenalp, dem Herrn Curaten Senn in Vent, Herrn Dr. Hundegger in Meran und manchen anderen Herrn, die vielleicht lieber ungenannt bleiben, sehr schätzenswerthe Beiträge zu verdanken. Wo solche nicht zu erhalten waren, konnte ich freilich für „Zusätze und Berichtigungen" nur sehr wenig thun. Für Zillerthal, Enneberg, Gröden und Meran habe ich in so ferne einige Sorge getragen, als ich wenigstens die Eindrücke, die ich dort in neuester Zeit selbst erlebte, zu schildern unternahm.

Es war sowohl der Verlagshandlung, als mein eigener Wunsch, die Arbeit in Einem Jahre vollendet zu sehen. Dieses Jahr war aber bald vorbei und so mußte ich denn manchen Faden, den ich verfolgen wollte, wieder fallen, manche Studie, die ich noch vorhatte, unbegonnen lassen. Sehr gerne hätte ich den ethnographischen und onomatologischen Fragen mehr Bedacht gewidmet, allein um Erhebliches, Zusammenhängendes und Neues zu bringen, was über die 1867 erschienenen „Herbsttage in Tirol" hinausginge, stand mir die nöthige Zeit nicht zu Gebot. Ich ließ es daher bei einigen kurzen, zerstreuten Excursen bewenden, die vielleicht doch einige Punkte aufklären und dabei, wie ich hoffe, keinem Leser lästig fallen werden.

Gerne gestehe ich endlich zu, daß der alte Titel dem neuen Buche eigentlich nicht mehr recht entspricht. Wenn ich die Jahre, in denen die verschiedenen Abschnitte entstanden sind, zusammenzähle, so ergeben sich jetzt vielmehr sieben Sommer in Tirol. Allein da die neu hinzugekommenen Capitel doch nur als eine Ergänzung der schon bestehenden, als Bestandtheile gelten können, die eigentlich schon die erste Auflage hätte enthalten sollen, so schien es gleichwohl erlaubt, den alten Titel beizubehalten, um so mehr, als überhaupt diese Erinnerung an das frühere Buch, das so freundliche Aufnahme gefunden, nicht gerne hingegeben wurde.

München, im Julius 1871.

Der Verfasser.

Vorwort

zur dritten Auflage.

Zwischen der ersten und zweiten Auflage dieses Werkes verstrich ein Zeitraum von 25 Jahren und ebensoviele Jahre vergingen, bis sich das Bedürfniß nach einer dritten Auflage ergab.

Seitdem ist der Verfasser, einer der ersten und der begeistertsten Verehrer der Tiroler Alpenwelt zur ewigen Ruhe eingegangen und mir wurde die Aufgabe der Durchsicht und Besorgung einer neuen Auflage übertragen. Nur im Vertrauen auf die mir in Aussicht gestellte Unterstützung alter Freunde meines Vaters konnte ich diesem Rufe folgen. Insbesondere hat einer der besten Kenner des Landes, Herr Professor Dr. von Dalla Torre in Innsbruck, mit warmer Liebe zur Sache und mit ernster Gründlichkeit mir zur Seite gestanden, wofür ich ihm wie allen Anderen, welche diese Arbeit förderten, den wärmsten Dank hiemit ausspreche.

Der Leser wird finden — und wird es gewiß auch gut heißen —, daß an der Eigenart des Verfassers

nirgends gerüttelt wurde; nur unerläßliche Ergänzungen mußten an einzelnen Stellen eingeschaltet werden, um bedeutsame Veränderungen während der letzten 25 Jahre nicht unbemerkt und ungebucht zu lassen.

Gut Glück auf die Reise, hehres Erbe meines Vaters!

München, März 1895.

Ludwig Steub junior.

Inhalt.

I.

Von München nach Bayerisch-Zell.

1869.

Das längst Befürchtete ist eingetroffen, der Schlag ist gefallen — das bayerische Hochland ist fashionabel geworden! In Schliers gibt es bereits Markgräfler mit Sodawasser und das Pfund Forellen um 1 fl. 30 kr.; in Tegernsee ringen fremde Prinzen, Wiener Equipagen und Pariser Toiletten wetteifernd um die Aufmerksamkeit eines auserlesenen Publicums. An den Table-d'hôten findet sich allenthalben jene vornehme schweigsame Gesellschaft, die immer den Eindruck macht, als könne keines das andere ausstehen, als möchte jeder den Nachbar wenigstens nach Helgoland oder in die Pyrenäen verwünschen.

Um mich auch an einem Bruchstück dieser Pracht zu laben, ging ich eines Tages zur Eisenbahn und nahm ein Billet nach Miesbach.

Früher konnte ich mich über gar nichts ärgern — jetzt habe ich auch dieß gelernt, und ärgere mich oft den ganzen Tag. In der Frühe verdroß mich schon, daß die Wagen dritter Classe des Königreichs Bayern keine

Haken besitzen, so daß man bei der hydraulischen Einpropfung, welcher die Fahrgäste trotz 25° R. unterliegen, Joppen, Ränzel und andere Reisekleinodien unter die Bank werfen muß, wornach denn auch die Füße genirt sind und die Kleinodien schmutzig werden. Mittag um 12 Uhr 10 Minuten ärgerte mich zu Miesbach, daß sich der Posthalterssohn von *** ins Cabriolet des Omnibus setzte, welches ich selbst aspirirt hatte, in der Meinung, daß die Posthalterssöhne der Gegend in den Bauch des Wagens gehören, weil sie ihre Landschaft täglich vor Augen haben und die bequemen Schauplätze den Fremden überlassen sollen. Mit den höckerigen Sitzen der engen Kalesche versöhnten mich gleichwohl die Blumenguirlanden, welche sie heute, als am Tag ihres Hinscheidens, zierten, denn morgen schon wird die Eisenbahn bis Schliers eröffnet. Sonst könnte man sich allerdings mehrfach über bayerische Omnibusse und Stellwagen ärgern, namentlich über jenen, welcher vor zwei Jahren von Wolfratshausen nach München fuhr — vielleicht jetzt noch fährt — und sich, zerrissen und zerflickt wie er war oder ist, geradezu jeder patriotischen Beschreibung entzieht. Indessen die Vorliebe für Unbequemlichkeiten jeder Art, namentlich auch für Bänke die zu schmal, für Thüren die zu nieder, und für Betten, die zu kurz sind, sie ist bekanntlich eine Stammeseigenthümlichkeit der Bajuvaren und muß als solche geachtet werden.

Die Gesellschaft in Schliers scheint heuer sehr fein und sinnig zusammengesetzt, allein meiner Sehnsucht nach Wildniß und Einsamkeit bot sie keinen Ersatz. Es schien mir eine Rettung, bald im Nachen zu sitzen und zwischen den grünen Bergen auf der blauen Fluth dahinzuziehen. Dabei schaute ich auf die schwarzen Trümmer von Hohenwaldeck, die weit oben unter den Fichten des Ronberges stehen, und dachte an die alten

darnach benannten Herren, welche einst berühmt und reichsunmittelbar, dann mit den Schlierseern und Miesbachern protestantisch, nachher wieder katholisch und Alchymisten wurden, als welche sie 1734 ausstarben, mit Hinterlassung eines Debitwesens, das erst vor wenigen Jahrzehnten zu Ende gieng. Ferner dachte ich an meine alte Gönnerin, die gute Fischerlisel, die brave ehrliche Wirthin, weiland das Jagdstück aller Poeten und Maler, welche sie ohn' Unterlaß besangen und bildlich darstellten — die ist jetzt hochbetagt zu ihren Vätern eingegangen, und auf dem Ruhesitz ihres Alters, auf dem seeumflossenen Freudenberg, waltet nunmehr ein junger Sachse, der eine Tochter dieses Thals geehelicht hat.

Auf der Mainzer Schiffbrücke — sagt Berthold Auerbach in seinen Schriften — kann man nicht allein hinüber, sondern auch herüber gehen; der Schliersee aber ist so eingerichtet, daß man in der Regel nur aufwärts fahren kann, nicht abwärts. In Fischhausen, welches am obern Ende liegt, wird nämlich kein Fährmann geduldet. Das ist eine uralte ehrwürdige Gerechtigkeit! „Bin ich nicht," sagt der Schiffmeister von Schliers, „um acht Uhr morgens und um vier Uhr Nachmittags mit meiner Gondel in Fischhausen, um die Harrenden aufzunehmen? Wer diese Stunden, welche die Vorsehung selbst kaum zweckmäßiger bestimmen könnte, nicht einhalten will, der mag wieder hingehen wo er hergekommen, denn in Fischhausen wird er sich schwerlich halten können, weil da kein Wirthshaus ist." Ein Fährmann zu Fischhausen wär' aber eine Unbequemlichkeit weniger in unserem Lande, und dieser Verlust könnte leichtlich einer Stammeseigenthümlichkeit, ja in weiterer Folge sogar dem Nationalcharakter Eintrag thun. Ist es nicht gefährlich genug, daß nächstens ein Omnibus von Schliers nach Bayerisch-Zell gehen wird,

derselbe, den manche Wanderer schon vor fünfzehn Jahren vermißt haben?

Die afrikanische Sonne des letzten Tags im Juli lag so schwer über dem Bezirksamt Miesbach und machte mich so müd und träge, daß ich nach einem Einspänner zu trachten begann, denn die Entstehung und Jungfernfahrt des neuen Omnibus wollte ich doch nicht abwarten. Ich sprach eine nahegelegene Bäuerin an, welche bereitwillig den Gaul von der Weide holen und das Wägelchen zurechtstellen ließ. Alles schien nach Wunsch zu gehen, als ich unvorsichtiger Weise fragte, was es koste bis nach Bayerisch-Zell. Jetzt fiel's der Bäuerin siedheiß ein, daß sie darum eigentlich den „Herrn" fragen müsse. „Und der Herr?" „Ist auf der Alm," sagte die Frau, „da werden S' wohl nicht warten mögen, bis ich nauf g'schickt hab." Im nächsten Wirthshaus fragte ich wieder. Die Frau Wirthin, welche herausgeholt wurde, ein Wesen von so liebenswürdigen Manieren, daß sie in Knigge's „Umgang mit Menschen" als illustrirtes Paradigma aufzustellen wäre, sie schaute mich überzwerch an und fragte mit Fernhaltung aller zeitraubenden Begrüßungsformeln: „Was wollen S' denn?" „Einen Einspänner nach Bayerisch-Zell, und was kostet er?" „Ja, da muß ich zuerst den Herrn fragen," antwortete die unterwürfige Gattin, drehte sich und kam nicht wieder. Wahrscheinlich war der Herr über Land gegangen.

So zogen wir denn etwas ärgerlich ins grüne Thal der Leizach ein, den wilden Wendelstein vor unsern müden Augen, und sehnten uns fortwährend nach Bayerisch-Zell zu fahren. Nach einer heißen Stunde kam zu gutem Trost wieder ein Wirthshaus heran. Ein junger Mann, der zu der Anstalt gehörte, ließ sich über den Gegenstand unserer Sehnsucht bald in ein freundliches Gespräch mit uns ein. Trotz seiner sehr schlichten

„Montur" zeigte er in seiner Unterhaltung gleichwohl bedeutende Spuren gelehrter Studien, die er in früherer Zeit getrieben. Aber bei uns auf dem Lande braucht man glücklicherweise so wenig zu denken — etliche Priester und Beamte besorgen dieß aus Gefälligkeit für alle — daß man zuletzt selbst die Gewohnheit ablegt. In Folge dessen verlor sich denn auch der Gelehrte von der Leizach zu meinem großen Vergnügen in nachstehende drollige „Discurrirung." Erstens sei kein Gaul da; zweitens sei zwar einer da, aber dieser jetzt zu müde von der Arbeit. Uebrigens seien wir auch zu schwer (ich führte nämlich meine zwei halbgewachsenen Kinder mit mir). „Was, zu schwer?" Ja, so ein Rössel ziehe zwar an Sonn- und Feiertagen oft zehn und zwölf Personen vom Wirthshaus heim, aber am Werktag dürfe man ihm so viel nicht zumuthen, namentlich wenn es die ganze Woche nichts zu thun gehabt habe. Doch könnten wir immerhin fahren, nur wolle der Knecht nicht einspannen, weil schon Feierabend sei, und er auch nicht, weil er keine Knechtsarbeit thue. Nichtsdestoweniger würde er gleich einspannen, aber er wisse nicht, was es koste, denn er sei nicht der Herr im Hause, sondern sein Vater. „Und der Vater?" Ist nach München gereist, so daß ich ihn nicht einmal fragen kann. „Können Sie ihm denn nicht telegraphiren? Ich würde die Rückantwort gern bezahlen." Ja, jetzt ist er vielleicht im Volkstheater, im Singelspielerkeller, oder er sieht den Walfisch auf der Dult an — wer wird ihn finden?

Daß sich Mann und Frau, Vater und Sohn im Leizachthal über den Preis eines Einspänners nach Bayerisch-Zell ein für allemal verständigen und denselben das ganze Jahr im Gedächtniß behalten, scheint eine geistige Unternehmung, die für dieses einfache und unverdorbene Volk noch zu schwierig ist und zu ihrem Gelingen wahrscheinlich viel vorgeschrittenere Zustände

erheischt. Hier kann nur ein Schulgesetz helfen! ruft vielleicht ein Fortschrittler aus. Ach, laßt uns unsere Einfalt und unsern Glauben! sagt der Patriot; mag es auch eine kleine Unbequemlichkeit für den müden Wanderer sein, wenn er bei großer Hitze an drei fertigen Einspännern vorübergehen muß, weil niemand weiß, was es kosten soll, so liegt doch so viel Unschuld und Uneigennützigkeit darin, wie ihr sie anderswo vergeblich suchen werdet. Wollt ihr auch diese Unbequemlichkeit, wollt ihr denn alles verwischen, was unsern Nationalcharakter und uns selbst im Wellengang der Geschichte aufrecht erhalten kann?

Ich ärgerte mich aber schon wieder und sprach in gereiztem Tone: „Erwägen Sie alles und thun Sie, was Ihnen das beste dünkt. Wir gehen jetzt unserer Wege, um auf Ihre Erwägungen nicht durch unsere Gegenwart zu drücken. Wenn Sie uns nachfahren, so steigen wir ein; wo nicht, so werden wir die Zell auch zu Fuß noch erreichen.“ Wir waren aber kaum die Hälfte des Wegs, nämlich eine Stunde, gegangen, als der Einspänner lustig daherfuhr und uns aufnahm. Immer noch ärgerlich, sagte ich hiebei: „Diese Stunde, die wir jetzt gegangen sind, hätten Sie uns wohl ersparen können. Es ist nicht auszuhalten mit euch. Ihr müßt entschiedener, rascher, prompter werden!“ „Ja natürlich!“ entgegnete der Philosoph von der Leizach kopfschüttelnd, „die Promptheit hat schon manchen auf die Gant gebracht.“ Uebrigens würden wir noch früh genug nach Bayerisch-Zell kommen, und auch den Herrn Inspektor treffen, einen gebildeten und beredten Mann. Er habe so einen spanischen Namen und werde deßhalb wahrscheinlich ein Polak sein.

Im grünen stillen Alpenwinkel zu Bayerisch-Zell aber kamen wir glücklich an und bald nach uns fand sich der Herr Inspektor ein, der durch seine anziehenden

Mittheilungen wirklich den Abend fühlbar erheiterte. Auch die Wirthsleute sind bieder und freundlich, obgleich sie in der Woche nur zweimal eine Postverbindung genießen, und ich hatte fast nichts mehr, um mich zu ärgern, als die Erinnerung, daß in Schliers die neuen Kartoffeln eben ausgegangen und in Bayerisch-Zell dieselben noch nicht angekommen waren; daß man in letzterm Ort, nach der Härte des Weißbrods zu urtheilen, nur alle drei Monate zu backen scheint; daß das Nationalgetränk allenthalben, wo es versucht wurde, matt und lau war — was vollkommene Unkenntniß der kühlenden Kräfte unsers vaterländischen Eises verrieth; daß man sich hin und wieder nicht entblödet, einem neuen Gast ein altes Tischtuch vorzubreiten, und daß die unendliche Reihe oder die feste Kette von Kalbsschnitzeln, die den Reisenden wochenlang umgürtet, nur selten durch eine Forelle oder ein Huhn gesprengt werden kann, da ihr Preis für mich und andere am Werktag zu hoch ist. Drum habe ich schon öfter gesagt: Wer im bayerischen Gebirg angenehm leben will, muß eigentlich nach Tirol gehen. Und so sehne ich mich auch jetzt, nach dieser ersten Serie vaterländischer Reisebegebenheiten, wieder ziemlich stark nach dem theuren Lande der Glaubenseinheit. Dort findet der harmlose Wanderer nicht allein Litaneien, Rosenkränze und Andachten, sondern statt schlechter Biere gute Weine, statt der unaufhörlichen Kalbsschnitzeln einen unerschöpflichen Schatz von Forellen, Hühnern, Spiel- und Auerhähnen, Gemsen, Rehböcken und feisten Schöpsen — alles noch zu billigen Preisen — sowie eine Freundlichkeit und Aufmerksamkeit des Empfangs und der Pflege, über welcher er selbst die Wirthin zu ** mit dem Einspänner und den angenehmen Manieren vergessen könnte.

Doch erwäge, Schriftsteller, was du schreibst! Es ist vielleicht schon zu viel gesagt — zu viel für die

guten alten Bayerherzen, die nichts schöneres kennen als eine „gefüllte Brust“ zu Starnberg am See mit all dem feinen Reiz der Höflichkeit, der dort die Bedienung verklärt — zu viel auch für die kleine Zunft der Adepten, die ihre Herbstfreuden bereits verstohlens in den rhätischen Thälern zu finden wissen — jene werden es tadeln, daß mir der Sinn für altbayerische Stammeseigenthümlichkeiten so ganz verloren gegangen, diese, daß ich Geheimnisse auszuplaudern beginne, über deren Bewahrung man sich endlich einmal fest verständigen dürfte. Es gibt so viele langweilige Leute auf der Welt, die man lieber in den fashionablen Kurorten belassen, als sich durch solche verführerische Schilderungen nachziehen sollte.

Die Heimath der Fischerlisl „Freudenberg“ hat seither den Besitzer häufig gewechselt und gehört nun einem angesehenen Münchener Patrizier.

II.

Von Bayerisch-Zell zum Tatzelwurm.

1869.

Aus dem grünen Thal von Bayerisch-Zell steigt man bekanntlich zu den Audorfer Almen hinauf. Die Audorfer Almen sind im ganzen bayerischen Gebirg eigentlich das empfehlenswertheste Stück für das große Publicum, weil sie leicht zu begehen und nicht übermäßig lang, dabei lieblich, großartig, mit weiten Fernsichten und mit kleinen Schönheiten an der Hand gar reichlich ausgestattet sind — eine Landschaft, wie eigens geschaffen für Reisende, die zwar den Schwindel nicht lieben und das Klettern an den Schrofen nicht gelernt haben, aber doch gern auf den Bergen wandeln, sohin für Hofräthe und Professoren aus allen vier Facultäten, ihre Gattinnen und Töchter, für Staatsanwälte, Oberappell-, Oberpost- und Regierungsräthe, sowie deren Gattinnen und Töchter, für Buchhändler, Rechtsanwälte und Strohhutfabricanten, für Malerinnen und Dichterinnen — kurz für alle Gebildeten beiderlei Geschlechts, also namentlich auch für dahin zu rechnende Berliner, Dresdener, Hamburger, Lübecker, deren Gattinnen und Töchter. Es ist zu hoffen oder zu fürchten, daß dieser

Berggang, ehe wir uns umsehen, ins große Weltgetriebe wird hineingerissen sein; denn wenn der Tourist jetzt auf der Eisenbahn um acht Uhr in Schliers, so kann er nach neun Uhr in Bayerisch-Zell, nach zehn Uhr auf der Höhe, des Nachmittags aber zu Audorf im Innthal und Abends wieder in unserm München sein, oder von Audorf aus die Reise über den Brenner nach Italien fortsetzen und dabei von diesem eintägigen Gang eine Erinnerung aus der Alpenwelt mitnehmen, wie sie selbst mehrtägige Wanderungen nicht vollständiger bieten möchten, eine Erinnerung an steile Bergwege, nasse Mooswiesen, schlüpfrige Stiegel, an stille Triften mit Speik, Madaun und Edelweiß (dieses jedoch etwas höher), Heerdengeläute in den verschiedensten Stimmungen, Sennerinnen mit Milch, Schotten und Butter, Sennhütten mit den Kabylen-Schlachten von L. Wenzel in Wissembourg, welcher bekanntlich, da die Münchener Künstler keine Zeit finden, die altbayerischen „Kaser" mit seinen Bilderbogen decorirt, ferner an Waldschluchten, Wasserfälle, Felsenwände, alles hübsch hergerichtet und malerisch zusammengestellt (wenn auch zur Zeit ohne Führer und Maulesel), so daß der Flachländer, der Bureau- und Comptoirmensch aus den Städten der Niederung mit dieser einzigen Erinnerung sein ganzes hölzernes Leben auspolstern und für den Abendtrunk immer ein schönes Souvenir, sei es an die Blumen, sei es an die Sennerin, an den Koth der Almen und seine nassen Socken, oder an die Felsenwände und Wasserfälle bereit halten kann.

Wer auf dem steilen, waldschattigen Steig von Bayerisch-Zell herauf die Audorfer Almen erreicht hatte, der mußte seit vielen Jahren auch noch zu den Sennhütten von Grafenherberg hinan und dann einen rauhen Weg hinunter steigen, um wieder in die ebene Richtung zu gelangen — eine Abschweifung, die nur eine unnütze

Ermüdung bot und keine innere Bedeutung hatte. Nach den Specialkarten schien zwar ein näherer und wohl auch bequemerer Weg unten am Bache zu gehen, allein da waren seit zwanzig Jahren alle Stege zerfallen, und die grause Schlucht war keinem Menschen mehr zugänglich. Der Nationalcharakter schien die Unbequemlichkeit des Umwegs über Grafenherberg dringend zu erheischen; erst Herr Oberförster Rodt von Audorf wagte es mit derselben zu brechen, die Stege wieder herzustellen und den Pfad am Bach wieder gangbar zu machen. Dieser aber ist märchenhaft schön. Dort in der Schlucht grünen riesige Huflattige, blühen prächtige Blumen der seltensten Art; selbst die bewußte „blaue Blume“ dürfte, wenn irgendwo, nur hier zu finden sein. Dabei geht der schmale Pfad, immer wechselnd, über die schwanken Stege hin und her, bald einmal hoch an der Halde, bald wieder unten am Bache, welcher hier harmlos dahin rieselt, dort in rauschenden Wasserfällen kopfüber stürzt. Einmal steigt das Weglein gar auf kunstlosen Stufen rasch und tief hinunter in dunkle Waldnacht, rechts und links die nacktesten Felsenwände, oben der schmale Himmel mit seinen Sommerwölkchen, der wie Abschied nehmend hereinschaut. Dort ist eine Stelle, wo die Blumen neigen und winken, die Fichten säuseln, die Wasser rauschen, die wenigen Sonnenstrahlen so seltsam auf den Felsplatten und durch die Zweige spielen, daß den Wanderer ein ganzer Schauer von Romantik überläuft und daß er wieder an Wassernixen, Waldweiblein, Tatzelwürmer und alles mögliche zu glauben anfängt.

An letztere um so mehr, als „der feurige Tatzelwurm“ bereits in der Nähe ist, um den müden Fremdling aufzunehmen und zu laben. Wenn dieser nämlich aus dem Walde tritt, so steht er plötzlich vor einem niedlichen Häuschen mit vorspringendem Dach und einer

Altane, an welcher ein Schild hängt. Auf diesem ist ein fabelhafter Drache oder etwas idealisirter Tatzelwurm aufgemalt, wie derselbe im Gebirge noch zuweilen gesehen werden will. Neben dem Häuschen, unter wehenden Buchen, sind etliche Tische und Stühle so einladend hingestellt, daß selten ein Wanderer dem süßen Drange zu rasten widerstehen mag. Und wenn er sich niedergelassen und den ersten Trunk gethan, übergibt er sich gern der schönen Aussicht, die da so unerwartet aufgegangen, und verfolgt in stillem Vergnügen den gewundenen Gang des grünen Thals, das sich reich an Wies' und Wald, an Hütten und Höfen bis zum Innstrom hinauszieht. Ueber diesen herüber aber schauen die wilden Kaiser, mächtig übereinanderwogend, bis zum feurigen Tatzelwurm herein. Und damit keine Schönheit der Alpenwelt vermißt werde, ergießt sich wenige Schritte oberhalb dieser Stätte ein höchst eleganter Wasserfall in eine schwindelige Tiefe, über welche eine hölzerne Brücke gelegt ist, auch eine Brücke „die da stäubet,“ und die man gerade so gut Teufelsbrücke nennen könnte, wie so manche andere, die solchen Ehrennamen vielleicht weniger verdient. Kaum aber hat sich das Wasser in der blauen Gumpe, welche jedoch rothe Steinwände umstarren, aus seiner Bestürzung wieder gesammelt und einige Ruhe gewonnen, so wirft es sich alsbald über zwei andere Felsenstufen hinunter, so daß zwei neue Wasserfälle entstehen, welche, tief in dem Spalt des unzugänglichen Gesteins verborgen, seit Erschaffung der Welt den gebildeten Völkern unbekannt blieben und erst vor drei Jahren durch gut angebrachte Felsenwege und Wasserstege zugänglich und sichtbar geworden sind. Die Wege und Stege, sowie die Sprengung des Felsens, nach welcher jene erst möglich wurden, sind ebenfalls dem Herrn Oberförster von Audorf zu danken, der auch dem

Straßenbau in seinem Bergrevier vielen Eifer zuwendet, nicht immer gefördert von den Bauern, die das Holz lieber im Walde verfaulen lassen, als bei solchen Dingen mithelfen. Jene drei Wasserfälle über einander werden übrigens von einigen Autoritäten für das schönste Phänomen ihrer Art im bayerischen Gebirg erachtet.

Der Wanderer, das heißt der Mensch, der eine gesunde Bewegung machen, seine Erübrigungen in fremde Länder tragen und die Welt sehen will, derselbe, nach welchem Rom, Florenz und Venedig seufzen, den die alemannische, die fränkische und die sächsische Schweiz, der Rheinstrom und die Pyrenäenbäder sich in ungezählter Zahl herbeiwünschen, in der Gebirgspolitik der unteren Obrigkeiten hier in Bayern und im Lande Tirol spielt er eigentlich zur Zeit noch gar keine Rolle. Sie lassen ihn seine Pfade im Nebel selber suchen und stellen ihm nicht einmal Wegweiser, viel weniger Ruhebänke zum Ausrasten hin. Ueber sumpfige Wiesen verlässige Bretter, an schwindlige Steige sichernde Geländer zu legen und andere solche Aufgaben der Nächstenliebe, sie scheinen sie lediglich den kommenden Jahrhunderten vorbehalten zu wollen.

Aufmerksamer auf das allgemeine Wohl, aufmerksamer als alle Obrigkeiten war aber Simon, der Schweinsteiger, der biedere Landsasse von und zu Hinterschweinsteig, ein Bauer aus einer uralten Familie, welcher in der Nähe auf seinem Hofe waltete, der als Swinstic schon im zwölften Jahrhunderte erwähnt wird. Dieser verfiel zuerst auf den Gedanken, hier an den Wasserfällen, wo die wilden Kaiser so schön hereinschauen, ein Wirthshäuslein zu errichten, auf daß seine und des Vaterlandes Gastlichkeit zu Ehren komme vor der Welt. Fünfzehn Jahre lang mußte er zwar bei Landgericht, Regierung und Ministerium, sowie bei verschiedenen anderen Behörden anklopfen, Schriften

verfassen und sich abweisen lassen, allein zuletzt erreichte er doch sein menschenfreundliches Ziel und jetzt steht das erquickende Häuslein da und hat jeder Wanderer seine Freude daran.

Am fünfzehnten August, am Himmelfahrtstage 1863, im prächtigen Sonnenglanze, unter Mitwirkung vieler angesehener Herren und Frauen, wurde dasselbe festlich eingeweiht und der schöne Schild „zum feurigen Tatzelwurm," welchen Herr A. Vischer, der großherzoglich badische Hofmaler, spendirt hatte, mit großem Gepränge unter Pöllerschüssen und Festreden aufgestellt. Bald wurde dem biedern Wirthe auch ein Fremdenbuch verehrt, in welches sich die zahlreichen Touristen, unter Beifügung von Zeichnungen und Gedichten, so fleißig einschrieben, daß in nicht langer Zeit ein zweites nothwendig wurde. Dieses hat Herr Doctor Völk, unser Parlamentsredner, auch ein Freund des Tatzelwurms, als Andenken dahin gewidmet. Es trägt in Anspielung auf des Wirthes Namen das Motto: „Wo die Schweine steigen, müssen die Steine schweigen" — ein räthselhaftes Wort, das in seiner mystischen Vieldeutigkeit schon zu mancherlei Auslegungen geführt hat.

Seit der Zeit besorgt des Schweinsteigers Tochter die Wirthschaft mit emsigem Fleiße und großer Reinlichkeit. Der Wanderer findet da jede Labung, die er auf solcher Höhe billig erwarten kann. Bei Regenwetter hat sich schon mancher eingeschlossene Gast mit den Fremdenbüchern vergnügt, welche bei ihrem Reichthum an Dichtungen aller Art eine gute Einsicht in die Bestrebungen und die Fortschritte der neuesten deutschen Poesie gewähren. So ist denn hier für feinere Cultur eine segensreiche Stätte eröffnet, an welcher die Alpenjugend beiderlei Geschlechts, die allerdings noch einiger Nachhilfe bedarf, leicht manche fördernde Anregung entgegennehmen mag.

Auf meiner jetzt schon ziemlich langen Schriftstellerbahn hat mich bisher wenig verdrossen, aber Eines sehr stark. Vor Jahren nämlich, als ich ein anderes trautes Oertlein, den Tutzinger Keller, lieblich zu schildern suchte, gedachte ich auch mancher wackerer Männer, die dorthin zum Besuche gekommen, inländischer Namen zwar, aber solcher, die auch jenseits der bajuvarischen Grenzen bekannt sind oder sein sollten. Vielleicht verführte mich einige Eitelkeit, ihrer freundlich zu gedenken, da durch ihre Freundschaft mein eigener Heerschild etwas erhöht werden konnte. Kam aber ein Recensent daher und sagte mit der diesem Stande eigenen Bosheit — die Worte weiß ich nicht mehr genau — jene Namen hätte der Verfasser wohl in Ruhe lassen können; es seien meist provinzielle Celebritäten, die außer Landes Niemand kenne, und eine Ostentation damit sehr hinfällig. Dieß ärgerte mich, wie gesagt, und in der Aufregung fiel ich auf den Gedanken, meine alten Freunde in Ruhe zu lassen und mir einen neuen Bekannten zu erzeugen, der theils durch flüchtige Erwähnungen, theils durch öftere liebevoll eingehende Schilderungen so bekannt, ja so berühmt werden sollte, daß ich wie eine Rebe an der Ulme an ihm hinaufranken, mit ihm genannt und von ihm in die Unsterblichkeit mit hinübergeschleift werden möchte. Die Wahl konnte auf keinen anderen fallen, als auf meinen alten Freund vom Audorfer Berg, für welchen Geschichte, Natur und eigene Persönlichkeit schon so viel vorgearbeitet hatten. Ueberdieß fertigte ich einen tüchtigen Stammbaum an, der sein Geschlecht bis auf Siboto I. von Schweinsteig, welcher in der Hunnenschlacht auf dem Lechfelde gekämpft haben mochte, hinaufleitet und bisher noch nicht widerlegt worden ist. Auch manche namhafte Journale interessiren sich für das Unternehmen. Die Gartenlaube sprach schon

einmal rühmlichst vom Tatzelwurm und dessen Besitzer; die Illustrirte Zeitung brachte selbst das Porträt des Gefeierten und eine ausführliche mit Bildern belegte Schilderung des schönen Festes, dessen wir oben erwähnt.[1])

Auch ein anderes Ereigniß scheint für die Ausführbarkeit meines Planes zu sprechen. Vor wenigen Jahren besuchte mich nämlich nach langer Zeit der Schweinsteiger mit seiner Tochter Anna, und da es schon Abend war, so gingen wir in die Weinhalle, um zur Feier unseres Wiedersehens ein Glas zu trinken. Kaum damit beginnend, sah ich aber meinen hochverehrten, leider nun dahingeschiedenen Freund Professor Ludwig Häusser hereintreten, welcher uns verkündigte, daß sich die historische Commission hier ein Stelldichein gegeben habe und alsbald erscheinen werde. In der That fand sich auch sofort der ganze Gelehrtenkreis zusammen und all jene berühmten Namen setzten sich zwanglos um den Schweinsteiger, Schweinsteigers Anna und mich herum. Jener ist nun aber, gleich dem verstorbenen Seebichler vom Thumsee, einer von den wenigen ehrwürdigen Alten, welche den reichen Schatz der Alpensagen und Bergmärlein noch unversehrt im Herzen bewahren, und da Mythologen und Geschichtschreiber sich nicht immer gut vertragen, so konnte man etwas gespannt sein, wie sich das Verhältniß wohl stellen würde. Es verlief aber alles viel günstiger, als ich erwartet hatte. Namentlich der greise Lappenberg unterhielt sich lange und angelegentlich mit dem Manne vom Tatzelwurm, und auch die anderen Herren ließen ihm manche ehrende Ansprache zu Theil werden. Professor Häusser schien nicht ungern mit des Schweinsteigers wohlgestalter Tochter zu plaudern und pflegte sie sogar

1) Freilich brachte die Illustrirte Zeitung im Jänner 1868 auch die Nachricht, daß der alte wackere Simon zu seinen Vätern eingegangen sei.

mit der ihm eigenen Galanterie „Fräulein Schweinsteiger“ zu nennen. Als die Sitzung aufgehoben war, erklärte mir mein alter Freund, er habe sich noch nie so gut unterhalten, wie mit denen Gelehrten da! Das sei ein anderer Discurs als im Herrenstübel zu N. N.! Auch Anna äußerte Aehnliches — ein Zeichen, daß unser Landvolk oft mehr Sinn für Wissenschaft hat, als seine clericalen Freunde und Leiter. Ich aber getröste mich, daß mancher jener berühmten Männer, wenn er etwa noch dieses Abends und des Schweinsteigers gedenkt, dabei vielleicht auch einen Schimmer der Erinnerung auf mich fallen läßt.

Dem verblichenen Autor dieses Werkes wurde durch die Alpenvereins-Section Rosenheim am Gasthause „zum Tatzelwurm“ eine pietätvolle Erinnerung gewidmet. — Zeit und Wetter haben den Schild des Hauses dermaßen verdorben, daß der bekannte Maler Schwabenmayer sich bestimmt sah, ein neues Wahrzeichen zu malen.

III.

Aus der Gegend von Kufstein.

1869.

Audorf, Aurdorf, Urdorf, das Dorf der Ure, der Auerochsen, wird von den gebildeten Ständen der Hauptstadt jetzt so gern als Sommerfrische gewählt, daß der Münchner Wanderer, der hier statt der alten verschollenen Ungethüme so viele wohlbekannte und liebe Seelen wiederfindet, leicht den holden Traum träumen kann, er sei eigentlich gar nicht fortgegangen, sondern wandle nur durch die Theatinerstraße zu Tambosi hinaus. Nicht ohne Grund vermuthend, daß vielleicht in der dortigen schriftgewandten Colonie selbst eine Feder sich rüstet, um die landschaftlichen Reize dieser Gegend endlich einmal der gebührenden Würdigung zu unterziehen, gehen wir unsers Weges weiter, und zwar nach Kiefersfelden, wo das Bauerntheater blüht, und zur Ottocapelle, die an den Abschied mahnt, den hier einst der Griechenkönig von seinem Vaterland genommen. Einige Schritte davon sind die Gränzsteine beider Reiche aufgestellt — hie Bayerland, hie Oesterreich, oder vielmehr die gefürstete Grafschaft Tirol, die rhätische Alpenveste, Germaniens Gemsenwacht, Hesperiens Vorhalle.

Hier steht der Wanderer im engen Thale, das er nur mit der Eisenbahn und dem mächtigen Innstrom theilt, zwischen hohen Bergen, links die fürchterlichen Kaiser, gerade vor Augen die erhabene Festung Kufstein auf drohendem Felsen. Jeder unverdorbene Tourist, der zum erstenmal des Weges kommt, wird zugestehen, daß die Landschaft gigantisch, daß hier alles neu und groß ist; nur die Menschen sind etwas alterthümlich und von gewöhnlichem Maß, aber freundlich und einnehmend, ja die Mädchen sogar merklich schöner als in der Erzdiöcese München-Freising, welche wir nun leider verlassen müssen.

Das Land Tirol hat zwar noch andere Zugänge, allein der hier beschriebene ist der sicherste. Man läuft dabei keine andere Gefahr, als in die Klause hineinzufallen, einen Ort, den ich auch schon da und dort erwähnt, wie ich mich denn dießmal, aufrichtig gestanden, auf einem ziemlich abgetretenen Boden bewege, und wie der ältere Plinius in seiner Vorrede ebenfalls bezweifle, ob ich obsoletis nitorem, fastiditis gratiam verleihen, d. h. die Neuheit, die dem Gegenstand gebricht, durch einen gewissen Reiz der Schreibart werde ersetzen können.

Ohnehin bin ich solcher Reiseschilderungen etwas überdrüssig: der Farbentopf ist umgefallen, die Pinsel sind stumpf geworden, die Lust ist vergangen, und ich möchte die müde Feder nicht ungern zu ewiger Rast in die kühle Erde des bayerischen Parnasses stecken. Ich gedachte auch dießmal keineswegs, meine alpestren Feiertage durch Schriftstellerei zu entweihen, kam vielmehr nur durch die großen Aergernisse, die ich schon am ersten Tage zwischen München und Bayerisch-Zell erleben mußte, auf den Gedanken, meinen Verdruß darüber in Goethe'scher Weise auszuschreiben und auf diesem Weg wieder Ruhe und Heiterkeit zu erringen; allein

üble Gewohnheit und vor allem der beständige Regen, welcher jetzt im August Flach- und Hochland für den sündhaften Genuß einiger warmer Julitage bestraft, haben zur Erzeugung vorliegender, eigentlich überflüssiger Gebilde zusammengewirkt, welche, da ich keine Bibliothek mit mir führe, statt durch erborgte Gelehrsamkeit zu glänzen, mehr die leibliche Wohlfahrt des Menschen bedenken wollen, als seine geistige oder geistliche, in welch letzter Beziehung der tirolische Klerus meine gutgemeinte Mitwirkung ohnedieß schon öfter abgelehnt hat.

Die Klause aber ist der erste sichere Ankergrund für das leichte Touristenschifflein in Tirol, zugleich, um es noch einmal zu sagen, ein schmerz- und sorgenstillender Ort, oder eigentlich, deutlicher ausgedrückt, ein wohleingerichtetes Wirthshaus mit einem Garten auf hoher Terrasse, in welchem zwar noch die Marmorstatuen fehlen, die Herr Paul Auer junior seinen werthesten Gästen einst errichten lassen will, aber nicht der plätschernde Springbrunnen, nicht die Lilien und die Rosen und deren blühende Schwestern. Es ist ein Ort der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit, wo jeder so viel trinken mag, als er mit seiner persönlichen Stellung vereinbar erachtet, wo der Dompropst, der geistliche Rath oder der weltliche Würdenträger, die der Ruhm des Orts herbeigelockt, in einem Schatten mit dem Hirten und dem Flößer sich laben, wo die Bayern und die Tiroler gern Brüderschaft schließen und des bittern Leids vergessen, daß sie sich hier einst in bösen Zeiten angethan. Mit der Klausenwirthschaft ist auch eine Küche verbunden, in welcher zwar nicht sämmtliches Gethier wie in der Arche Noah, aber doch die genießbarsten Arten des Landes zusammenkommen: die Spielhähne aus der Luft, die Forellen aus dem Wasser, die scheuen Gemsen von den höchsten

Alpenweiden. Darum betrachten den Ort auch viele Eingeweihte, welche gern etwas speisen, das nach Wald und Sturzbach riecht, als ein zweites Mecca, nach dem sie sich oft jahrelang sehnen. Und nicht allein die Weltlinge, sondern auch wackere Priester und die tugendhaftesten unter den Gläubigen, die das Irdische oft mit dem Himmlischen so geschmackvoll zu verbinden wissen, wenn sie wallfahrten gegangen nach Maria Stein oder zur heiligen Notburga auf Eben — auch sie benutzen diese Stelle gern zu ihrer Sammlung und danken dem lieben Gott einerseits für die Huld, die er ihnen an jenen Gnadenorten erzeigt, andrerseits für die schönen Forellen, welche er in seinen Tiroler Bächen zu Nutz und Frommen andächtiger Pilger zu unterhalten weiß.

Der Innstrom, Hohenrhätiens Felsenklüften kaum entsprungen, fluthet hier schon in mächtigem Zuge vorüber, rauscht jedoch sanft und einschläfernd und führt bei Nacht die Träume auf seinen Wellen freundlich dahin, nach dem lieblichen Oesterreich und dem herrlichen Wien, nach der Königsburg zu Ofen, nach dem Bosporus und nach Stambul, wo die kuppelreichen Moscheen und die ragenden Minarete stehen.

Von dem Klausengarten aus ist die Stadt und Festung Kufstein sehr angenehm zu betrachten, auch in einer halben Stunde leicht zu erreichen. Dort winkt, gleichfalls auf einer Terrasse am Ufer des Innstroms gelegen, der Auracher Keller, ein schmuckes Haus in Alpentracht, umgeben von einem schattigen Garten, mit einem Bier, welches dem besten bayerischen ähnlich, mit einer Zierlichkeit der Anlage und der Ausstattung, die den sämmtlichen bayerischen Kellern, welche ich zu kennen die Ehre habe, weit überlegen ist. Wenn die Tiroler etwas solches in die Hand nehmen, so wissen sie einen gewinnenden Zug von Behaglichkeit, von Wohlstand,

ja nach Größe hineinzuzeichnen, während in einem Nachbarland mancher Brauer schon zu verschwenden fürchtet, wenn er an die Holzbank eine Lehne oder auf die Krüge einen Deckel spendirt.

Gleiche Bemerkung drängt die ganz neue Badeanstalt der Kufsteiner auf. Sie liegt rechts im Thal, gerade wo sich übereinander zwei vor nicht langer Zeit errichtete pastetenähnliche Bauwerke, angeblich Festungen, erheben, welche vorläufig die Landschaft verunstalten, bis sie etwa im nächsten Krieg eine segensreichere Thätigkeit entfalten können. Zu deren Füßen also findet sich die genannte Anstalt, welche, durch kräftiges Zusammenwirken der Militärbehörde und des thätigen Magistrats entstanden, jeden Fremden durch ihre treffliche Einrichtung überraschen wird. In der Mitte ist ein geräumiges Becken, in welchem sich dreißig Schwimmer bequemlich bewegen können. Ein kleiner Bergsee in der Nähe spendet das klare Wasser, das durch die Sonnenstrahlen bald zu angenehmer Temperatur gebracht wird. Auf drei Seiten ist das Becken mit offenen Corridoren umgeben, und diese sind mit reinlichen Steinplatten belegt. An diesen Gängen stehen auf jeder Seite zehn Cabinete, in welchen sich die Badelustigen aus- und anziehen. Auf der vierten Seite sind die Gemächer für das schöne Geschlecht. Alles Holzwerk ist zierlich bemalt, und die ganze Anstalt gewährt ein vergnügliches Bild von Reinlichkeit und Eleganz. Einige Unterofficiere ertheilen der Kufsteiner Jugend den Schwimmunterricht. Die Einheimischen und die Fremden stürzen sich gern der frischen Bergnajade in die Arme, und so herrscht an warmen Tagen ein fröhliches Leben und ein munteres Geplätscher in den kühlenden Wellen. Es möchte sehr schwer sein, in unserer Obeliskenstadt für das große Publicum eine ähnliche Gelegenheit namhaft zu machen. Gleichwohl

sind die Preise der Kufsteiner Bäder „lächerlich billig,“ so daß auch der minder Bemittelte hier am Sommerabend sein Vergnügen finden kann.

Angenehmeren Ausflug weiß ich aber kaum, als von der Stadt Kufstein in die Vordere Thiersee und ins Wachtl. Langsam zieht der Wanderer den steilen Bergpfad hinan, der durch die Schlucht des Pendlings in das Hochthal führt, sieht dann plötzlich tief unter sich den blauen See, in dem sich die Berge spiegeln, die schönen Matten, die weißen Höfe, die spitzthurmige Kirche und ringsum waldige Höhen — der hohe Pendling schaut aus der Nähe, der wilde Kaiser aus der Ferne herein — von allen tirolischen Seitenthälern vielleicht das lieblichste, ein wonnigliches Stück Arkadien, das nur noch seinen Dichter sucht.

In der Vordern Thiersee wurde vor wenigen Jahren noch die Passion gespielt, und der „Kirchenjackel hat den Kaiphas gemacht.“ Der Kirchenjackel ist nämlich nicht nur ein guter Wirth, sondern scheint der Beschreibung nach auch ein denkender Schauspieler zu sein. Was aber diese alten Judenpfaffen für ein zähes Leben haben! Da agitirt einmal zu Jerusalem, in Palästina hinten, ein solches semitisches Kirchenlicht, beruft einen hohen Rath, bringt zum besten der Glaubenseinheit einen Unschuldigen ans Kreuz, und achtzehnhundertdreißig Jahre darnach spielt ihn ein germanischer Wirth in der Vordern Thiersee! So sind nicht bloß die Erlöser und Befreier der Menschheit, jene welche sie zu erleuchten, sondern auch die Finsterlinge, die Fanatiker, welche sie zu verblenden suchen, der Nachwelt unverloren. Wieder nach achtzehnhundert Jahren, wenn das alte Europa durch Kriegsbereitschaft, Religionshetzereien und andern Unverstand längst zu Grunde gegangen, spielen vielleicht die Botocudenwirthe am Orinoco, auch den Professor ** oder andere berüchtigte Eiferer unserer Zeit.

Das schmucke Dorfkirchlein birgt einen trefflichen Schatz von Reliquien, welche wirklich mehr Beachtung verdienen, als ihnen die gewöhnliche Oberflächlichkeit der Touristen zu widmen scheint. Sie liegen unter Glas und Rahmen in der Mauernische, und die Namen der ehemaligen Eigenthümer sind auf Papierstreifen getreu und verlässig beigeschrieben. In dieser werthvollen Hinterlassenschaft haben mich die Reliquien der heiligen Gaudiosus und Simplicius immer am meisten angesprochen. Von St. Simplicius ist noch der altersgraue Schädel erhalten, welcher durch die viereckigen himmelblauen Glasaugen, die ihm eingesetzt, einen magischen Eindruck hervorbringt und jedes Gemüth zur Andacht stimmt. Man hat diese freundlichen Souvenirs vielleicht nicht ohne Absicht hier am Eingange der Alpen zur Verehrung ausgestellt; denn der Charakter des liebenswürdigen, aber leichtblütigen Völkchens, so da wohnt, ist kaum besser zu zeichnen als durch die Namen jener beiden Gottesmänner. Gaudiosus, Simplicius und ein bißchen Intemperantius, d. h. Lebenslust, Einfalt und hin und wieder ein lustiges Räuschchen am Sonntagabend oder eine kleine Rauferei an der Kirchweih — damit ist eigentlich alles gesagt.

Eine kleine Stunde nur auf weichen Wiesenpfaden, und der Wanderer findet sich im Wachtl. Ein ehemaliger Edelsitz des Geschlechts derer v. Hechl (das Wappen prangt noch auf der Mauer) ist seit langer Zeit in ein österreichisches Zollhäuschen oder eine Grenzwacht umgewandelt worden, und beherrscht in hoher Lage die stille abgeschiedene Gegend. Die enge Aussicht ist es aber kaum, die dem Orte seine Beliebtheit verschaffte, sondern eher der gute Keller, den die Wirthin als vorgeschobener Posten an der äußersten Grenze des Weinlandes sorgsam zu hegen und zu pflegen weiß. Die Gäste, die da zu treffen sind, verdienen schon deßwegen

einige Anerkennung, weil sie oft bei großer Hitze und unter Gefahr der Ermüdung aus ziemlicher Ferne hier zusammenkommen. Auch findet sich in der That an schönen Nachmittagen im Wachtl immer gute Gesellschaft — mancher menschenfreundliche Priester, der sein Seidel gern im Stillen einnimmt, der Consul oder Bürgermeister von Audorf, der Intendant des Theaters zu Kiefersfelden und andere Honoratioren der entfernteren Nähe. Wirthin und Kellnerin sind gesangeskundig und verstehen sich auf Almenlieder. Kein Wunder, daß in guten Stunden die Trinker mit ihren tiefen Bässen einfallen, welche in dem engen Thale so mächtig schallen, daß die ernsten Berge fröhlichen Widerhall nicht versagen können. Nicht selten wird der Ort auch auserwählt zur Vereinigung der stammverwandten Nachbarn aus Bayern und Tirol, wenn sie sich versichern wollen, wie herzlich sie einander zugethan. Was konnte es Schöneres geben, als den Tag zu Pfingsten des vergangenen Jahrs, da sich die Liedertafel von Audorf und die Blechmusik von der Thiersee hieher eingeladen hatten in die gastliche Wildniß? War sie doch mit wehenden Bannern und sinnreichen Inschriften so anmuthig verziert! Wie hallten damals die Kehlen von Audorf, wie schallten die Hörner von der Thiersee! Und als der Herr Expeditor von Audorf den Reigen der Festreden eröffnet hatte, wie klang es da auf Vaterland, Freiheit, Verbrüderung der Völker — lauter begeisternde Worte, die zwar in unsern parlamentarischen Versammlungen schon etwas abgewetzt sind, aber im Wachtl damals noch großen Eindruck machten — und so fort bis auf den fröhlichen Toast, welcher zuletzt die Wirthin, ihren Keller und ihre sonstigen Tugenden feierte! Nicht umsonst gedenke ich gern des Wachtls, da ich dort auch zum erstenmal ein Volkslied aus dem Unterinnthal gehört, welches in seiner wehmüthigen, ächt bajuvarischen

Weise alle anziehen muß, die für den wahren Herzenslaut des Volks Empfindung haben, und welches also spricht:

Fein sein, bei nander bleibn;
S' mag regnen, 's mag wettern, 's mag abischneibn.

Treu sein, nit außigrasn;
Die Lieb' ist so zart wie ein' Seifenblasn.

Gscheid sein, nit einitappn;
Es steckt oft der Fuchs in der Zipfelkappn.

Dumm sein, nit gscheidter werdn;
Das ist unser Schicksal allhier auf Erdn.

Das letzte Distichon zeigt deutlich, daß auch der Landmann über die Ziele seiner „Freunde, Leiter, Lehrer," und wie sie sich selber nennen mögen, wenigstens im Liede bereits zum vollen Verständniß durchgebrochen ist.

Wenn wir aus der Schlucht des Wachtls wieder heraus und auf der rauhen Bergstraße gegen Kufstein hinabgewandert sind, so bietet sich im Thale als angenehme Haltstelle die „Oed," ein kleines Wirthshaus, das in einer schattigen Wiese liegt. Hier stehen im Grase verschiedene Bänke und Tische, welche Eingeborne wie Fremde gerne besetzen, um sich den guten Wein credenzen zu lassen und das Kaisergebirge zu betrachten. Dieses ist, obgleich keines von den höchsten, da seine erhabensten Gipfel nur 7500 Fuß messen, doch sehr interessant durch seine Wildheit, Zerrissenheit und die Steilheit seiner Hörner. Uebrigens liegen auch etliche zwanzig Almen in seinen Schlünden und im engen Kaiserthale sogar einige Bauernhöfe.

Obgleich fast in der Mitte zwischen München, Salzburg und Innsbruck gelegen, ist das Kaisergebirge, welches etwa vier Quadratmeilen bedeckt, bisher gleichwohl sehr wenig begangen worden, wie denn auch gewöhnliche Touristen nichts darin zu suchen

haben. Erst im Jahre 1869 verlebte der Studiosus Karl Hofmann von München mehrere Tage in seinen schauerlichen Klüften, bestieg die gefährlichsten Hörner und gab die ersten Nachrichten über dieß unbekannte Land in der Zeitschrift des deutschen Alpenvereins (1870); des nächsten Jahres ungefähr um dieselbe Zeit zog er als Lieutenant nach Frankreich hinein und verlor bei Bazeilles sein junges Leben. Dr. Eduard Amthor hat dem Heldenjüngling, der schon mehrfach als alpiner Schriftsteller aufgetreten war und uns zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, in seinem „Alpenfreund" (2. Band) einen warmen Nachruf gewidmet.

In Kufstein hat sich seither noch ein Bade-Etablissement aufgethan, welches, prächtig gelegen, mit einem Gasthaus verbunden ist; es ist das Besitzthum des Herrn Franz Angerer, welches zur „Kienbergklamm" benannt wurde. — Einem oft empfundenen Bedürfniß hat der Bahnhofrestaurateur abgeholfen, indem er gegenüber der Station ein treffliches Hotel einrichtete. — Das „Wachtl" hat manchen Reiz einbüßen müssen, seitdem rauchende und lärmende Cementöfen sich in der unmittelbaren Nachbarschaft angesiedelt haben.

IV.

Von Kufstein nach Maria-Stein.

1869.

Die Festung Kufstein ist eigentlich ein altes Schloß, welches auf einem einschichten, grünbelaubten Felsen steht und auf ein schmuckes Städtchen herunterschaut. Die Kufsteiner aber sind ein regsames freisinniges Völklein, welches alle Achtung verdient.

Sie haben ihre jetzige Lage richtig erfaßt und glücklich herausgefunden, daß die alten Güterwagen und die Fuhrleute, welche einst über die Brennerstraße fuhren und alle hier einkehrten, doch nie wiederkommen werden, und daß es zeitgemäß und zuträglich sei, alle Hoffnung auf jene rohen Gesellen aufzugeben und sich mit den Celebritäten der Wissenschaft und Kunst, mit Geschichts- und Naturforschern, mit Professoren und Staatsbeamten, kurz mit der ganzen gebildeten Welt zu befreunden. So findet sich denn in den Sommermonaten ein ansehnliches Bruchstück der deutschen Gelehrten-Republik hier ein, und in Aurachers schönem Keller sind oft neben Tiroler Alpenliedern die tiefsinnigsten Gespräche über Staat und Kirche, Glauben und Wissen, die deutsche Vergangenheit und Zukunft zu vernehmen.

Der Kufsteiner Bahnhof hat zwar immer seine Gäste, aber so belebt und aufgeregt war er doch nicht leicht zu sehen, als an jenem Freitage, dem siebzehnten September dieses Jahres, als die Naturforscher, ihre Gattinnen und Töchter aus allen Theilen Deutschlands nach Innsbruck eilten, um dort ihre Jahresversammlung zu halten. So viel Gelehrsamkeit, so viel wissenschaftliches Verdienst hat noch nicht leicht ein Zug mit sich geschleppt, wie jener, welcher dazumal bei herrlichem Sonnenschein des Nachmittags um zwei Uhr hier einlief.

Leider waren aber dem übermächtigen Strom der Ankömmlinge die gewöhnlichen Einrichtungen nur wenig gewachsen. Die Restauration entledigte sich zwar ihrer Aufgaben noch zu ziemlicher Zufriedenheit, aber an der Kasse gab es schwere Anstände. Ein paar hundert Forscher drängten sich um das kleine Guckfenster, jeder fürchtend, er möchte etwa zu spät darankommen und der Zug davoneilen, ehe er sein Billet gelöst. Daß zwei Billeteure mehr ausgeben als einer, und daß drei noch schneller arbeiten als zwei, dieser einfache Satz scheint auf dem Bahnhof zu Kufstein damals auch nicht bekannt gewesen zu sein, denn sonst hätte man sicherlich das naheliegende Mittel ergriffen und das Personal vermehrt. Dazu noch das Hinderniß der Valuta, denn da erst in Kufstein österreichische Scheidemünze zu bekommen oder vielmehr nicht zu bekommen, weil daran immer Mangel ist, so mußte eigentlich jeder Forscher an dem Guckfensterlein wechseln lassen. Und nun welcher Durcheinander von bayerischen, süddeutschen und österreichischen Banknoten, von preußischen Kassenscheinen, von Friedrichs- und Napoleonsd'or! welche Ungeduld unter dem wogenden Haufen der Gelehrten, welches Raisonniren und Schwadroniren in allen deutschen Mundarten von der Königsau bis Kiefersfelden! Einer der Ankömmlinge war von dem langen Warten so nervös

geworden, daß er zuletzt, als er sein Billet errungen, an den Menschenknäuel, der ihn umdrängte, eine Ansprache hielt und mit lauter Stimme rief: „Jetzt will ich aich zaige, wie ich da hinauskumm!" worauf er beide Ellbogen einsetzte und, nach beiden Seiten puffend, einen siegreichen Rückzug feierte. Wir sahen ihm alle verwundert nach, dem strategischen Genie, in welchem wir nach seinem Dialekte einen gebildeten Rheinländer zu erkennen glaubten.

Wir aber fahren diesesmal nicht weiter, als bis zur nächsten Station, bis Kirchbühel, und setzen dann in einer Fähre über den Inn. Hier sind ansehnliche Werfte und liegt ein Dutzend großer, aber kunstloser Schiffe halbfertig am Ufer. Auch hämmern und sägen wer weiß wie viele Arbeiter emsig und mit großem Geräusch an den entstehenden Archen. Sobald diese wasserdicht sind, werden sie mit Cement beladen und gehen nach Wien und Pesth ab, wo sie zerschlagen und als Brennholz verkauft werden. Früher ging da auch von der Donau herauf, den Inn entlang und bis Hall hinan der „Huffchlag," ein mächtiges Institut, viele hundert Pferde und Menschen beschäftigend, welche unter großen Mühsalen die schwer belasteten Schiffe stromaufwärts zogen. Es war eigentlich viele Poesie in diesen amphibischen Fuhrleuten, die in beständigem Kampfe mit Stromschnellen, Untiefen und störrigen Gäulen den Tag, die Nacht aber, wo sie eben gelandet, am Bivouacfeuer und unter Zelten verbrachten. Ihr Geschäft verlangte wenig Bildung, aber viel Muth und Ausdauer, und daher galten die Recken des Huffchlags zwar für kräftig, aber auch für roh. Jetzt verfällt die ganze Einrichtung der Vergessenheit, die Recken und die Gäule haben andere Verwendung gefunden, und der Huffchlag lebt nur noch in den Bildern fort, in welchen die Maler sein seltsames Treiben verewigt haben.

Ganz in der Nähe dieser geräuschvollen Werfte liegt das stille Dorf Anget, nicht groß, aber freundlich, wie alle Dörfer des Unterinnthals — weiße Häuschen, die im grünen Dunkel der Obstbäume sich halb verbergen, und eine spitzthurmige Dorfkirche im hochgelegenen Friedhofe. In der traulichen Herberge findet sich eine alte, dicke Wirthin von jener gutmüthigen Art, die hier ebenfalls herkömmlich ist. Es wäre eigentlich auch ein niedlicher Ort für Sommerfrischler, und die Wirthin meinte, sie würde sich sehr freuen, wenn ihr solche die Ehre schenken wollten. Sie fürchtete nur, es möchte ihnen das Wasser zu schlecht sein, wogegen ich ihr rieth, desto mehr auf ihren Wein zu halten.

Anget verlassend übersteigen wir eine waldige Höhe mit weiter Aussicht auf die hohe Salve und das wilde Kaisergebirge. Jenseits der Höhe öffnet sich eine Schlucht, welche von einem rauschenden Bache durchströmt wird, mit frischen Wiesen belegt, mit Wald beschlossen, mit wenigen, aber zierlichen Häuschen ausgestattet, so daß sie die angenehmste Augenweide bietet. Der historische Kern dieses abgeschiedenen Thälchens ist ein altes Schloß, welches an der Halde steht und von zwei gemalten Rittern, die am Thore Wache halten, behütet wird. Es ist eine Runde von niederen Gebäuden, aus denen sich ein hoher und breiter Thurm erhebt. Dieser ruht auf dem nackten Felsen, und darum hieß die Burg in früheren Zeiten „am Stein." Auch sie gehörte ehemals den Herren von Freundsberg, die im Innthale so reich begütert waren. Nach mancherlei Wechsel kam sie zuletzt an die Grafen v. Cloz, in deren Tagen sich hier ein großes literar-historisches Ereigniß begab.

Seit langen Zeiten war nämlich in der Bücherei der Burg ein ehrwürdiges Manuscript verwahrt. Lesen

konnte es zwar Niemand, aber allgemein wurde es für eine Handschrift des heiligen Hieronymus, „in crabatischer Sprach,“ gehalten. Paris Graf von Cloz wollte jedoch für diesen Glauben eine verlässige Bestätigung gewinnen und ließ die Handschrift zu Innsbruck näher untersuchen. Dort ergab sich, daß sie in slavischen Buchstaben geschrieben sei. Nunmehr wurde der Codex dem Custos an der Bibliothek zu Wien, Bartholomäus Kopitar, übersendet, welcher darin bruchstückliche Predigten, angeblich aus der Zeit der Kirchenväter, in glagolitischer Schrift erkannte. Derselbe ließ dann 1836 diese uralten slavischen Kanzelreden im Druck erscheinen, setzte als Titel „Glagolita Clozianus“ darüber, und ist daraus, wie Jeder weiß, ein berühmtes Buch geworden.

Das alte Pergament, das wenigstens aus dem Jahr 1057 stammt, war übrigens früher auf der Insel Veglia bei Fiume in der Bibliothek der Frangipani gelegen, dann in die Hände eines Priesters, Lucas de Reinaldis, gerathen und von diesem um 1480 dem Marquard Breisacher, kaiserlichem Rath, Ritter und Herrn zum Stein, geschenkt worden.

Ungefähr vor zweihundert und fünfzig Jahren, als die Freiherren von Schurff in der Burg zu Stein saßen, begab es sich, daß dieselben das Marienbild aus der Burgcapelle nach ihrem Schlosse zu Prien am Chiemsee bringen und dort zur Verehrung aufstellen ließen. Unsere liebe Frau war aber mit dieser Ortsveränderung nicht einverstanden, sondern wanderte heimlich wieder in die Burgcapelle zurück. Freiherr Karl von Schurff war etwas verdrießlich über diese Unbotmäßigkeit seiner Gönnerin und sendete das Bild zum zweitenmale nach Prien. Allein dieses wollte auch nicht nachgeben und fand sich andern Tages wieder auf seinem alten Platze. Nun erkannten die Gläubigen,

daß sich ein großes Wunder ereignet habe. Auch Karl von Schurff ließ seinen Aerger fahren und fiel vor der gemalten Maria in Andacht nieder. Vielleicht war er aber schon vorher mit ihr im Einverständnisse gewesen, denn solche kleine harmlose Wunder, die etwa auch von verschwiegenen Menschenhänden ausgeführt werden können, begaben sich früher gern an Orten, wo ein frommer Gutsherr eine Wallfahrt begründen und dadurch seinen Wirthshäusern aufhelfen wollte. Von jener Zeit an nannte sich aber der Ort zu Ehren des wunderthätigen Bildes: Maria-Stein.

Immerhin ist der hohe Thurm der Burg ein Schatzkästlein mit allerlei Raritäten. Das Land Tirol ist reich an solchen weltentlegenen Museen, allein man widmet ihnen wenig Sorgfalt, und so sind denn die Schätze meistentheils vergessen und verkommen. Im Rittersaale zu Maria-Stein sieht's auch sehr staubig und verwahrlost aus, und doch hängen an den Wänden noch allerlei schätzbare Bildnisse der Herren von Schurff, derer von Stachelburg und anderer angesehener Leute, die einst in der Burg gehaust. Jetzt aber kümmert sich Niemand mehr um die alten Herren, und sie dürfen froh sein, wenn sie hin und wieder ein verlaufener bürgerlicher Tourist betrachtet. In einem Wandkästchen befinden sich jedoch die wahren Kleinodien der Wallfahrt, darunter eine leichte, vergoldete Krone, welche man als „die Reisekrone des Kaisers Mathias" stylisirte. Es scheint danach, daß dazumal die Oberhäupter des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation in ihrem Reise-Necessaire auch eine leichte Taschenkrone mit sich führten, um sich derselben bei minder feierlichen Gelegenheiten, auf der Jagd, beim Kegelspiel oder im Bade, zu bedienen. Auch eine alte Inful ist zu sehen und ein alter Bischofsstab, doch weiß man nicht mehr, welches Kirchenlicht sie einst geführt. Die Bibliothek

besteht aus theologischen Scharteken, die meist dem siebzehnten Jahrhundert angehören. Ein Archiv soll auch vorhanden sein mit mehreren Kisten voll Urkunden. Aber, sagte der Führer, wir haben fast an hundert Schlüssel, und jetzt nimmt sich niemand mehr die Mühe, den rechten herauszusuchen. So war denn der Zugang nicht möglich, und ich kann mir ebenso gut einbilden, daß da die verlorenen Bücher des Livius oder die alten deutschen Lieder, welche Karl der Große gesammelt, oder die Nibelungen, wie sie Meister Konrad zu Passau geschrieben, zu finden seien, als alte Küchenrechnungen und die Uebergabs-Protocolle der ehemaligen Patrimonial-Gerichtshalter.

Die Wallfahrtskirche aber — und dieß ist die größte Merkwürdigkeit des Ortes — bildet das oberste Stockwerk des Thurmes, und es kann sie Keiner erreichen, der nicht die hundertundvierundvierzig Stufen, welche hinaufführen, zu erklimmen im Stande ist. Es ist aber außer dem wunderthätigen Bilde und der schönen Aussicht in das grüne Thal nichts Erhebliches dort zu finden.

Bemerkenswerther ist ein Gang, der unten von dem Thurme wieder ins Freie führt. An seinen Wänden prangt eine lange Reihe von Votivtafeln, die sämmtlich aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen — ein sehr reputirliches Alter für Votivtafeln, da die Herren Meßner, wenn die Wallfahrtskirchen zu voll werden, oft den alten Kram zusammenraffen und im Winter damit ihre Oefen heizen. Jene Tafeln aber sind alle von gleicher Größe und, wie es scheint, von demselben Meister gemalt, auch mit ausführlichen Inschriften versehen, welche die wunderbare Begebenheit erzählen. Wahrscheinlich hat sie die Gutsherrschaft zum Besten der Wallfahrt auf eigene Kosten herstellen lassen. Da wäre nun, wenn man sie einzeln vornehmen wollte, sehr viel zu erzählen von den Mirakeln, die einst hier

geschehen — mir aber ist nur Eines im Gedächtniß geblieben, nämlich wie sich ein Bauer zu Fischbachau im hitzigen Fieber zu unserer lieben Frau in Maria-Stein verlobt, mit dem Versprechen, im Hemde dahin zu wallfahrten, wenn er seines Siechthums wieder los würde. Maria hatte an dem originellen Gedanken des Bäuerleins ihre Freude und schenkte ihm Genesung — dieses aber vollzog sein Gelübde und wanderte im Hemde nach Maria-Stein, um seinen Dank abzustatten — wie es auf dem Bilde sauber dargestellt und beschrieben ist.

V.

Nach Kitzbühel.

1869.

Auch Kitzbühel, die Stadt, wird jetzt oft genannt. Ziemlich entlegen von der Eisenbahn und der großen Touristenströmung zählt sie doch viele standhafte Verehrer und weiß ihre Gäste nicht nur aus weiter Ferne herzulocken, sondern oft auch lange festzuhalten.

Wenn wir von Wörgl im Innthal zwei Stunden gegangen sind, stehen wir am Fuß der hohen Salve. Auf einem Ausläufer derselben erhebt sich das mächtige, aber halbverfallene Schloß Itter, das bis 1803 den Erzbischöfen von Salzburg gehörte.

Eine kleine Stunde von Itter auf dem Wege nach dem Dorf Häring liegt das Bad Längau. In dieser Gegend soll Margaretha, die Maultasch, welche die Herrschaften Kufstein, Rattenberg und Kitzbühel als Wittibsitz erhalten hatte, manchen schönen Tag auf dem Jufinger Hof zugebracht haben. Der Jufinger Bauer mußte vor Zeiten auch jedes Jahr am Montag nach St. Galli in altfränkischem Anzuge auf einem Schimmel nach Söll reiten und dem Richter daselbst in einem Beutel von rothem Taffet drei Meraner Kreuzer übergeben. Dafür wurde ihm

ein Mahl und eine Maas Wein gereicht und beim Ab- und Aufsteigen mußte ihm der Richter die Steigbügel halten. Derlei alte schöne, freilich oft sinnlos gewordene Bräuche waren einst über ganz Tirol in reichster Zahl vorhanden, sind aber jetzt, wie anderswo auch, fast alle abgekommen.

Der erste größere Ort, der uns nun entgegentritt, ist Hopfgarten, ein freundlicher Markt, in enger, aber schöner Landschaft, jetzt noch wenig besucht, jedoch für die Zukunft zu empfehlen, da das Posthaus, wie man zu sagen pflegt, „allen billigen Anforderungen vollkommen entspricht“.

Von hier aus wird auch die hohe Salve gern bestiegen und es sind zu diesem Zwecke Maulthiere und Führer stets bereit. Die hohe Salve ist übrigens von den Landleuten der Gegend schon lange erklommen und ihre gewaltige Aussicht schon lange bewundert worden, ehe ein Wörtlein in die große Welt drang. Schon vor Jahrhunderten haben sie auch ein Kirchlein auf die Spitze gesetzt und einen Priester bestellt, der zur Sommerszeit allwöchentlich hinaufzusteigen und für die Liebhaber der reinen Alpenluft, welche sich von Nah und Fern versammeln, eine heilige Messe zu lesen pflegt. Schon vor sechsundvierzig Jahren, nämlich 1823, ist auch die Erzherzogin Maria Louise von Parma, einst Kaiserin der Franzosen, auf der Salve gewesen. Nichtsdestoweniger kann leicht noch ein Menschenalter vergehen, bis die gastlichen Einrichtungen auf dem Gipfel, was Comfort betrifft, nur halbwegs denen auf dem schweizerischen Rigi gleichen, während sie diese, was die Rechnungen betrifft, bereits überflügelt haben sollen.

Uebrigens bin ich auch schon einmal auf die hohe Salve gestiegen, habe aber leider trüben Himmel und nebenbei schlechte Verpflegung gefunden, so daß ich etwas verstimmt wieder abwärts ging. Wer aber einen klaren Tag trifft, hat seine Mühe gewiß nicht zu bereuen

und manche Wanderer, die hier oben von Wind und Wetter begünstigt waren, haben dem Berge und seiner Aussicht da und dort schon begeisterte Schilderungen gewidmet.

Die Gegend von Hopfgarten bis Kitzbühel ist ein liebliches Thal — wenig Getreidebau, fast alles Wiese und Wald, Dörfer im Alpenstyl, schöne, mit Schnitzwerk gezierte Bauernhöfe und gute Wirthshäuser. An einem dieser Gasthöfe steht mit großen Buchstaben: „Zum Grinnenhast" — eine Aufschrift, die den wenigen etymologischen Scharfsinn, den ich etwa besitze, vollkommen in Anspruch nahm. Als ich mir schon einige Zeit umsonst den Kopf zerbrochen, rief ich den Wirth zu Hilfe und bat ihn um eine Auslegung. „Ei", sagte dieser, „da hat mir ein wälscher Maurer das Haus herabgeputzt und hat mir die Aufschrift ganz ungeschickt hingemalt. Eigentlich soll's heißen: „Zum grünen Ast." — „Ach ja", sagte ich überrascht, „das wäre viel verständlicher! Lassen sie doch die Uebersetzung daneben hinmalen."

Eine Stunde von Hopfgarten, gegen Kitzbühel hin, liegt Westendorf, ein Ort, der auch schon einmal der Sitz einer Secte war, freilich einer jungen und kurzlebigen, denn sie entstand erst im Jahre 1809 und war schon nach wenigen Jahrzehnten wieder verschwunden. Im Jahre 1809 wurde nämlich vom Consistorium zu Salzburg auch dem Clerus des Brixenthales der Huldigungseid für die neue bayerische Obrigkeit abverlangt. Die Geistlichen leisteten ihn alle, bis auf den hochwürdigen Benedict Hagenleitner, der jenes Verlangen beharrlich ablehnte. Das Volk hielt sich nun an diesen und betrachtete alle Priester, die den Eid geleistet, fortan als meineidige. An die Spitze der Abtrünnigen stellte sich ein Bauer, Sebastian Manzl, der nach seinem Hof insgemein der Mannhart hieß, und von ihm

erhielt die Secte auch den Namen. Die Mannharter brüteten und gährten im Stillen fort, bis ins Jahr 1815, wo der Mannhart das Zeichen zum offenen Bruche gab, indem er sammt seinem ganzen Hause sich weigerte, beim Vicar des Ortes zur Beicht und Communion zu gehen. Nunmehr schritten aber geistliche und weltliche Obrigkeit gegen die Sectirer vor, welche sich jedoch nicht einschüchtern ließen, sondern eine Gesandtschaft an den päpstlichen Nuntius in Luzern abordneten, diesen zu fragen, was er von der Sache halte. Seinen Bescheid faßten sie so auf, als ob das Recht auf ihrer Seite, als ob der gesammte Clerus und die katholischen Regierungen in Deutschland vom päpstlichen Stuhle und der wahren Kirche abgefallen und die Auserwählten nur die Mannharter seien. Sie gedachten nun nach Rom zu gehen, um auch den heiligen Vater zu consultiren, obgleich ein altes Weiblein laut dagegen protestirte und ausrief: Wozu nach Rom? ist es der wahre Papst, so sagt er dasselbe, was wir — sagt er etwas anderes, so ist er nicht der wahre. — Endlich ertheilte ihnen Kaiser Franz die Erlaubniß, nach Rom zu reisen. Die Abgesandten zogen hin, sprachen mit Leo XII. und verschiedenen Cardinälen und mußten zu großer Ueberraschung vernehmen, daß sie selbst im Irrthum und daß die katholische Kirche in Deutschland keineswegs von der Wahrheit abgefallen. Am zwanzigsten Jänner 1826 kamen sie in der Heimath an und verkündeten den versammelten Mannhartern, was ihnen der Statthalter Christi aufgetragen. Sein Ausspruch wurde aber zuerst nur von wenigen als richtig und verläßig anerkannt. Nur allmälig folgte die Mehrzahl dem guten Beispiel, das ihnen ihre Gesandten gaben — Manche aber sind ihrer Ueberzeugung bis zum Tode treu geblieben und als Mannharter ins bessere Jenseits hinübergegangen. Professor Alois Flir, der später in Rom gestorben, hat die Geschichte dieser

Secte unter dem Titel: „Die Mannharter" im Jahre 1852 bei Wagner in Innsbruck herausgegeben.

Diese Landschaft ist auch sehr sagenreich; namentlich im Spertnerthale, das bei Kirchberg eingeht, weiß man vom Venediger Mandl, vom Zwergenlande und dergleichen Mähren viel zu erzählen.

Bemerkenswerth ist ferner das Dorf Brixen mit seiner großen Pfarrkirche. Hier wird ein Gotteshaus schon im Jahre 788 erwähnt.

Nachdem wir noch drei kleine Stunden gegangen, sehen wir um eine Ecke biegend plötzlich die drei Thürme von Kitzbühel über die Wiesen ragen — zwei ältliche und einen zopfigen. Hinter uns steht des wilden Kaisers schreckliches Gebirge, überall in graue Spitzen, Nadeln und Hörner aufschießend. Links in der Tiefe glänzt „der schwarze See," von Wasserlilien eingefaßt. Nicht weit davon auf der Anhöhe prangt ein hohes, alterthümliches Haus, Schloß Lebenberg, jetzt der Fürsten von Lamberg, denen auch Schloß Kapsburg gehört, welches am anderen Ende der Stadt liegt. Ueber dieser erhebt sich das Kitzbühler Horn, lang hingestreckt, wie ein Löwe, dem des Haupt abgeschlagen. In drei Stunden ist es leicht zu erklimmen und gewährt eine wundervolle Umsicht.

Tiefenbrunners Gasthaus zu Kitzbühel gilt für das besteingerichtete, behaglichste in ganz Tirol — ja einer der Gäste, der heuer etliche Tage dort verweilte, ein weitgereister Mann, war so eingenommen dafür, daß er ihm eine europäische Bedeutung zusprach — nicht wegen seiner Größe, seines Luxus, seiner Vornehmheit, in welchen Stücken sein Werth überhaupt nicht liegt, sondern wegen der trefflichen Pflege, der unübertrefflichen Reinlichkeit und der lieblichen Fülle seiner Erquickungen.

Die Stadt selbst hat eine ansehnliche, mit stattlichen Häusern besetzte Straße. Die Häuser sind in milden

Tönen gelb und rosenroth getüncht, mit flachen, vorspringenden Schindeldächern belegt und mit grünen Jalusieläden ausgestattet. Auch hängen in halber Höhe allerlei Zeichen, als Stern, Adler, Rössel u. s. w., in die Straße herein. Ueber deren Bedeutung werden unsere Leser nicht im Zweifel sein, aber ein Franzose, der einmal durch Süddeutschland zog und ein Buch darüber schrieb, überschätzte den germanischen Tiefsinn dermaßen, daß er auch diese harmlosen Wirthshausschilder für die Zeichen geheimer philosophischer Verbindungen ansah und ihnen eine mystische Bedeutung zuschrieb.

Andere Merkwürdigkeiten sind in dem freundlichen Kitzbühel nicht viele zu finden. Außerhalb der Stadt steht auf einer Anhöhe im Friedhofe eine ansehnliche Kirche. Auf dem Boden der Vorhalle liegt ein Marmorstein von ungewöhnlicher Größe, wie wenn er das Grab eines alten Volkskönigs oder Stammesherzogs decken sollte. Der Schild ist abgetreten und seine Zeichen sind nicht mehr zu erkennen, wohl aber der mächtige Turnierhelm und der prächtig ragende Helmschmuck. Welcher berühmte Heros liegt wohl unter diesem Stein? Wer sich abmüht, die halbverwischten Buchstaben zu lesen, der bringt nur heraus: Herr Chunrat Ebser, der gestorben ist, da man (zählt). — Wer war Herr Chunrat Ebser? Unzweifelhaft einer von denen, die einst zu Ebs, das unterhalb Kufstein am Innstrom liegt, auf ihrer Burg gesessen. Sonst scheint Niemand von ihm zu wissen, wenn nicht vielleicht Pater Justinian Ladurner zu Innsbruck sein Todesjahr angeben kann. Ein großer Herr scheint er gewesen zu sein, ein großer Mann war er schwerlich, sonst hätten ihn die Tiroler nicht ganz vergessen. Dankbare Nachkommen scheint Chunrat Ebser auch nicht gehabt zu haben, da die Jahrzahl, die auf dem Steine unausgefüllt geblieben, Niemand mehr nachgetragen hat.

Das bürgerliche Leben zu Kitzbühel hat sich noch manchen jener alterthümlichen Züge bewahrt, welche anderswo jetzt so rasch verschwinden. Namentlich die Jahrtage der Zünfte werden noch gefeiert, „wie in der guten alten Zeit.“ Mit festlichem Gepränge und mit klingendem Spiele zogen damals die Müller und die Bäcker zum Gottesdienste, in festlicher Langweile begingen sie ihr Mahl beim Hinterbräu. Aber auch der blühenden Jugend war die Freude nicht versagt. Schon am frühen Nachmittag zogen die Söhne der Meister und ihre Gesellen mit den Mädchen, die sie geladen, in fröhlichem Zuge auf den Hinterbräukeller. Die Mädchen gehörten dem Kaufmannsstande und anderen Gewerbsleuten an und waren fast alle von Natur aus hübsch, jedoch durch zierliche Tracht noch merklich verschönert. Vier Bergknappen mit Trompeten, Bombardon und Clarinetten schritten dem Häuflein voran und bliesen angenehme Weisen. Einige Mütter, Müllerinnen und Bäckerinnen, zogen langsam hinterdrein, um die fast unnötige Aufsicht zu führen.

Auf dem Hinterbräukeller schritt die Jugend rasch zum Tanze. Die Kitzbühler Jugend tanzt noch mit Gefühl und mit Ausdruck, was man anderswo längst für überflüssig hält. Nicht stürmend, nicht rasend, sondern langsam, aber zierlich sich dahinwiegend, schlürft sie die süßen Empfindungen behaglich ein. Gleichwohl sind die Tänzer ungemein gewandt und walzen rechts und links mit namhafter Gelenkigkeit zwischen den anderen Paaren durch. Die kurzen Röcklein der Mädchen heben sich immer höher und ihre Füßchen mit den lackirten Stiefelchen bieten den Zuschauern anmuthige Augenweide. Auf kurze Tänze folgen kurze Pausen, so daß die Lust eigentlich ohne Unterbrechung fortwogt und der Athem doch nicht verloren geht. Nach jedem Tanze aber erheben die Jungen mit den Füßen ein

freudiges Stampfen, welches die Ohren der Zuschauer allerdings weniger freundlich anspricht, als die lackirten Stiefelchen deren Augen. Zum Putze der Mädchen steht übrigens der sorglose Anzug der Burschen in einigem Contraste. Die meisten tanzen in Hemdärmeln und behalten ihre Hüte auf, welch letztere aber mit Rosen, Vergißmeinnicht und anderen vielsagenden Blümchen bedeutsam geschmückt sind.

Der Ton, der über diesen Vergnügungen waltet, ist so anständig, daß selbst die Töchter höherer Stände nicht ungern an denselben nippen. So kam auch damals eine Mutter mit zwei artigen Mädchen des Weges und trat unbefangen in den Tanzsaal. Frisur und Toilette schienen eine feinere Schichte zu verrathen; so gehen keine Bäckerinnen, keine Müllerinnen. Ich fragte eine der Matronen, die neben mir stand, wer die Damen wohl seien. „Ei," sagte diese, „das sind die Töchter vom Herrn Rasirer, sie kommen g'rad ins Tanzen" (nur zum Tanzen). In der That waren sie auch nicht umsonst gekommen, denn die jungen Müller und Bäcker brachten ihnen sofort ihre Huldigungen dar und baten sie bald, in den tanzenden Reigen einzutreten.

So lebten sie Alle heiter und fröhlich dahin, bis des Abends um neun Uhr. Dann aber zog die ganze junge Gesellschaft paarweise wieder zur Stadt zurück und erreichte dort unter der Obhut der Mütter sittsam und unversehrt den heimischen Herd.

Kitzbühel ist seither Station der „Giselabahn" geworden.

VI.

Brixlegg.

1869.

Brixlegg ist ein freundliches Dorf und liegt nicht weit vom Eingange des Zillerthales, auch nicht weit von Jenbach, wo die Nordländer, die über den Achensee nach den mittäglichen Gegenden trachten, ins Innthal herniedersteigen. Als noch die vielen Güterwagen über den Brenner gingen, war es wenig beachtet, da jene zumeist im nahen Städtchen Rattenberg ihre Einkehr hielten, und es kam nur hie und da ein Landschaftsmaler in das selten genannte Dörflein. Nun aber, nachdem es eine Eisenbahn-Station geworden und seitdem die Leute von Brixlegg wie jene von Ammergau im letzten Jahre die Passion gespielt und damit viele tausend Schaulustige von Nah und Fern herbeigezogen, nunmehr tritt es mit großem Glanze in die neuere Geschichte ein, wird schon viel besucht und macht nicht wenig von sich reden. Da aber alle die Honoratioren, welche heuer eingezogen, ihre Quartiere auch schon für den nächsten Sommer bestellt, so ist Mitgliedern der gebildeten Stände, die etwa aus anderen Städten und Ländern herbeikommen möchten, wenig Aussicht zu geben.

„Es sind schon genug herinnen," sagt der Bräutigam bei Theokrit, als er mit der Braut die Thüre abgeschlossen — und ungefähr dasselbe sagen auch wir Sommerfrischler von Brixlegg. „Sehe jeder, wo er bleibe," und wer etwa in Reichenhall, in Tegernsee, in der Pertisau sein Glück gefunden, der suche es nicht anderwärts. Ein unvorsichtiger Schilderer, der voriges Jahr in einer Wiener Zeitung über die Reize dieses unseres Tiburs jubilirte, wurde deßhalb von dem Gremium der Sommergäste ziemlich hart angelassen. „Man soll nicht aus der Schule schwatzen," hieß es, „denn je mehr Stadtleute in ein solches Oertlein zusammengetrommelt werden, desto unländlicher und desto langweiliger wird es." Dieses glaubten wir hier vorausschicken zu müssen, damit sich der Leser immer vor Augen halte, daß wir ihm unsere Schildereien nur zur Lectüre, nicht als Köder darreichen wollen. Es wäre wirklich jammerschade, wenn auch dieser stille Winkel durch übergroßen Zulauf, Vornehmheit, Equipagen, Lakaien, Toilettenpracht und andere Widerlichkeiten beliebter Sommerfrischörter wieder unzugänglich würde.

Brixlegg also liegt eine kleine Strecke oberhalb des Innstromes und besteht zunächst aus einer langen Gasse, die mit alpenhaften Häusern, Obstbäumen, Gärten, Brunnen, Zäunen und Brücken besetzt ist. Ueberdieß findet sich hier ein großes kaiserliches Hüttenwerk, dessen düstere, immer rauchende Gebäude zwar wenig zur Verschönerung der Landschaft, dessen freundliche Beamte aber desto mehr zur heiteren Geselligkeit des Ortes beitragen. Weithin leuchtet die weiße Kirche mit ihrem rothen Spitzthurme, welche im erhabenen Friedhofe steht. Der Alpbach, der aus dem südlichen Hochgebirge hervorbricht, strömt rauschend durch das Dorf und treibt mehrere Mühlwerke. Zu beiden Seiten erheben sich einschichte bewaldete Felsenschöpfe, welche wunderthätige

Capellen tragen. Tirol ist ja das Land der Wunder, und man trifft kaum ein Bildstöckel, das nicht seine Mirakel wirkt.

Alle diese Schönheiten wären nun wohl anderswo auch zu finden, allein das Eigenthümliche der Landschaft ist, daß sich das Thal zu beiden Seiten des Stromes in zwei geräumige Buchten ausweitet, welche mit Höfen, Weilern, Dörfern, Kirchen, Wirthshäusern, mit Gärten, Feldern und Wäldern anmuthig besetzt sind und einen lachenden Anblick gewähren. Deßwegen ist hier auch eine reiche Auswahl von ebenen, bequemen Spazierwegen geboten und möchte, was diese Annehmlichkeit betrifft, in ganz Tirol nicht leicht ein Oertlein besser gelegen sein.

Gegen Süden, wo der Alpbach rauscht, gelangt der Wanderer bald in ein anderes Dorf, nach Mehren nämlich, an dessen Eingang als Hut und Wacht der alte Thurm Lahneck auf grünem Bühel steht, einst ein Edelsitz, dann verwaist und fast verfallen, jetzt aber von seinem Besitzer, der ein Hüttenarbeiter ist, wieder wohnlich hergestellt und geschmackvoll ausgeputzt, so daß Herr Professor und Reichsrath Albert Jäger heuer schon mit Comfort darin wohnen konnte.

Hier oben auf Lahneck ist sehr angenehm zu betrachten, wie der grüne Boden des Thales in allerlei Schwingungen auf und ab wogt, da einen belaubten Hügel bildend, dort eine Versenkung, eine kleine Schlucht, ein Thal, in dem ein heimliches Bauernhäuschen sein stilles Leben führt, halb verdeckt von Kirschenbäumen und Hollundersträuchen.

Hinter Lahneck also liegt das Dörflein Mehren, mit einer kleinen Kirche und einem rothen Spitzthurm, der fast so hoch aufstrebt, wie jener zu Brixlegg. Auch dieses Mehren will ein „Löwe" werden und in der That, wenn es jedes Jahr einen solchen Sprung macht, wie vom vorigen Sommer bis zu diesem, so mag es

sich immerhin eine sehr gedeihliche Zukunft versprechen. Es ist ein Wässerlein, eine Quelle, was diesen Aufschwung herbeigeführt hat, eine Quelle, welche figürlich gesprochen, jetzt schon einigen Goldsand zu führen beginnt. Ueber die Zeit ihrer Auffindung, ihr bisheriges Geschick, ihre hygienischen Kräfte und über das glückliche Sonntagskind, das der Najade zuerst ihre geheimen Tugenden angesehen, habe ich nichts Genügendes erfahren können, denn die gedruckte Beschreibung, die darüber Auskunft ertheilt, ist längst vergriffen, obgleich man über 1500 Exemplare ausgegeben hat. Voriges Jahr waren nur vier enge unansehnliche Cajütchen zu Verfügung. Seitdem ist aber ein langer Corridor mit sechzehn neuen Badezimmern, erster und zweiter Klasse, entstanden, überdieß eine „Restauration," ein Stüblein, wo man sich des Wartens Langeweile durch ein Glas Wein ermäßigen kann. Alle diese Neubauten sind übrigens ziemlich kunstlos aus Holz hergestellt. An der Wand hängt auch ein halber Bogen Papier, welcher eine einfache und kurzgefaßte Badeordnung enthält, zur Zeit noch mit gewöhnlichen, auch sehr kunstlosen Bauernbuchstaben geschrieben. Nach verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen, welche von Schicklichkeitsgefühl und Klugheit zeugen, findet sich am Schlusse auch der Satz: „Alle Sonntag kommt der Rasirer." Es wird manchem tröstlich sein zu vernehmen, daß man hier doch nicht alle Tage vom Bartscheerer gequält wird.

Wer seine Gebresten in Gastein oder Karlsbad, in Wiesbaden, Ems oder Baden-Baden zu heilen gewohnt ist, der macht sich schwerlich ein richtiges Bild von der schlichten Bäuerlichkeit dieser tirolischen „Badeln." Mit achtzig Kreuzern des Tages kommt der Gast schon ganz leidlich durch; wer einen Gulden zu verzehren hat, wird bereits zu den Honoratioren gezählt und mit besonderen Ehren ausgezeichnet.

Mit den besten Wünschen für ihr Wohlergehen verließen wir die bescheidene Anstalt, die sich aber doch heuer schon ein „Universalbad“ nennt, und setzten unsern Weg landeinwärts fort ins Gebirge hinein, nach dem Dörflein Reit, dessen hellgrüner Kirchthurm über den Fichtenwald weithin winkt und schon unten am Bahnhofe gesehen wird. Es war, als ich den Weg zum erstenmale ging, wirklich eine Pracht, unter der herrlichen Pfingstsonne in sabbathlicher Stille durch die Bergwiesen hinzuwandeln, auf denen nur hie und da ein Kirchgänger, eine Kirchgängerin, gewahrt wurde. Ringsum Höhen und Hochwald, und darüber die eigentlichen wilden Hörner, auf denen noch ansehnliche Schneefelder glänzten. Alles zusammen, Himmel und Erde, Berg und Thal, Wies und Wald leuchtete so festlich und so feierlich, daß ich kaum eines schönern Sonntagsmorgens mich erinnern kann.

Auch in dem abgelegenen Dörflein Reit ist ein gutes Wirthshaus. Unter schattigen Obstbäumen auf Wiesengrund wurden uns Tisch und Stühle aufgestellt und ersterer mit reinlichem Tuche überlegt. Dann folgten gebackene Schnitzeln und grüner Salat, alles in sehr eleganten Geschirren. Dazu ein labender Wein, dem wir der wachsenden Hitze und der vorausgegangenen Ermüdung wegen sehr gerne zusprachen, so daß wir mit immer froheren Augen in die herrliche Gegend hinausschauten.

Während wir da so guter Dinge waren, schlich aber am Greisenstabe ein alter Veteran herbei. Er kam eben aus der vollen Wirthsstube. Ob er sich davon gehoben, um mehr Ruhe, um frische Luft und kühlen Schatten oder um uns zu suchen, wer kann es wissen? Er wankte grüßend der nahen Holzbeuge zu, zog ein Scheit zur Hälfte heraus und setzte sich darauf. Schneeweißes Haar und weißer Bart deuteten auf hohes

Alter — er selbst gab es auf achtundsiebzig Jahre an. Sein Gewand, die landläufige Joppe und lederne Hose, war abgetragen, doch reinlich. Er wartete, bis wir ihn anredeten und Wein, Fleisch und Brod zutrugen. Dieses nahm er dankend hin und gab dann die Auskunft, er sei von Kirchbühel zu Hause, sei Anno Neune auch dabei gewesen und habe da unten im Thale als junger Held eine Schlacht gewonnen. Jetzt aber, sagte der Kirchbühler, jetzt bin ich halt arm und alt; jetzt bin ich ins Bayern 'nausgangen, nach Tegernsee, gen bitten (d. h. Almosen zu heischen). Begegnet mir ein Gensdarm, steht lang auf einem Fleck und schaut mir zu. Wie ich hinkomm, sagt er: Nu, daß' denn jetzt daher humpelst, alter Schwed, — hab dir schon lang zu'gschaut, hab alleweil g'hofft, du gehst da den Gangsteig nunter, daß ich dich nit zu sehen brauch. Jetzt mußt halt in Gottesnamen mit zum Actuar. — O mein, sag ich, ich mach mir gar nichts draus, wenn ihr mich etliche Tage behaltet. So kommen wir zum Actuar. Sagt er: Da hast einen halben Gulden, jetzt mach daß du wieder weiter kommst in dein Tirol hinein, beim nächstenmal geht's nimmer so. — Nu, ich bin wieder gangen, wie ich aber an die Grenz kommen bin, so hab ich mich niederkniet und hab betet um allen Segen von unserm lieben Herrgott für ein Land, wo die Leut so brav sind und mit einem armen alten Mann so viel Mitleid haben. — Auch auf diese Geschichte hin möchte ich meinen bayerischen Landsleuten rathen, öfter nach Tirol zu gehen, denn wo sollten sie sonst erfahren, wie liebenswürdig die bayerischen Actuare sein können!

VII.

Das Passionsspiel in Brixlegg.

1868.

Hin und wieder geschieht es doch, daß dem Menschen schon hienieden ein Wunsch in Erfüllung geht. So bin ich eben dazu gekommen, drei schöne Herbstwochen in dem lieblichen Brixlegg zu verleben. Nachdem ich manches Jahr umsonst nach einer Wohnung gefahndet, bot sich dieses Mal eine Mühle dar, ein schönes großes Haus, das oben im Dorfe steht und auf seiner Altane eine treffliche Ansicht der Landschaft bietet. Mühlen sind ohnedem poetischer Natur und von der deutschen Dichtkunst, wie man weiß, schon öfter gefeiert worden. Diese besondere Mühle hat aber noch den Vorzug, sehr helle, saubere Stuben zu besitzen und einem Ehepaare zu gehören, welches sehr geachtet und liebenswürdig ist, ein Musterbild für alle Hausleute, in den Städten wie auf dem Lande.

Es war am Feste Mariä Himmelfahrt (15. August), als wir am Orte unserer Sehnsucht glücklich ankamen und vernahmen, daß am andern Tage, welcher ein Sonntag war, das Passionsspiel, von dem die Zeitungen schon allerlei erzählt, an uns und hoffentlich auch an

vielen Andern vorübergehen würde. So schlenderten wir denn am Abend noch im Dorfe und seiner Gegend umher, betrachteten die herrliche Landschaft und standen auch ein Weilchen vor der Auslage eines ländlichen Photographen, welcher das Passionsspiel mit Industrie verwerthet und dessen Figuren kunstreich darzustellen weiß. Beim Abendtrunke trafen wir mit den Honoratioren zusammen und hörten sehr erfreuliche Nachrichten über den Verlauf der theatralischen Unternehmung. Herr Cooperator Winkler, der geistliche Vorstand, erzählte mit Behagen, wie das Gedränge bisher mit jedem Spieltag größer geworden; auch Herr Hillebold, der Wachszieher und weltliche Mitdirector, zeigte ein zukunftsicheres Gesicht. Nach langen und belehrenden Gesprächen gingen wir in unsre Mühle hinauf und fielen, des großen Morgens gewärtig, unter dem Rauschen der Bäche bald in tiefen Schlaf.

Plötzlich um drei oder vier Uhr in der Nacht, wenn der Fremdling eben im tiefsten Schlummer liegt, erweckt ihn ein vielstimmiges Freudengeläute. Der Meßner und sein sämmtliches Hausgesinde befinden sich im Glockenthurme und ziehen an allen Strängen, dergestalt, daß der vereinte Schall das ganze Dorf aus dem Schlafe bringen muß. Es besteht überhaupt unter den tirolischen Meßnern von Kufstein bis Meran eine geheime Verschwörung, ihre Glocken an Sonn- und Feiertagen vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Jene Morgenfanfaren bilden aber ein wunderliches Durcheinander von Solo, Duo, Trio und Tutti, so daß der Hörer immer geneigt ist, ihren Klängen eine gewisse, nur dem Eingeweihten faßliche Bedeutung beizulegen. Auch mir kam es oft vor, als wenn es Novellen ohne Worte wären. Hin und wieder glaubte ich sogar einer Familienscene beizuwohnen. Um drei oder vier Uhr nämlich erheben

sich Vater und Mutter mit sämmtlichen Kindern, um eine Bergpartie zu unternehmen, die am Abend vorher verabredet worden. Alles wünscht sich guten Morgen und freut sich zu rechter Zeit erwacht zu sein (Tutti). Mama, eine schöne Altglocke, sieht aber ein Wölkchen am Himmel und spricht sich besorglich darüber aus (Solo). Kaum hat sie geschwiegen, so ergreift das jüngste Kind, ein liebliches Mädchen mit blonden Haaren, eine kleine Sopranglocke, das Wort, protestirt gegen die Aengstlichkeit der Mutter (ebenfalls Solo) und wird bald von seinem älteren Bruder unterstützt, so daß ein Duett entsteht, welches durch den Zutritt eines anderen Sohnes, der vielleicht schon auf der Universität ist und als sonorer Bariton spricht, zum Trio erhoben wird. Endlich reden Vater und Mutter auch wieder drein und es gibt ein lebendiges Tutti, welches anfangs darstellt, wie man sich über die Witterung von allen Seiten abdisputirt, zuletzt aber auch, wie man sich verständigt, den Ausflug nach Alpbach oder Brandenberg gleichwohl beschließt und sich plaudernd und schäkernd auf den Weg macht. Derlei Sachen lassen sich bei diesen Tönen allerdings denken, allein Mancher, der seinen gesunden Schlaf zu schätzen weiß, wird sich gleichwohl ärgern, daß er aufgeweckt worden, und christlicher wäre es jedenfalls, den müden Menschen in Frieden schlummern zu lassen, bis die Zeit seiner Thätigkeit gekommen, als ihm lange vor Tagesanbruch mit siebenfachem Glockenschall zu melden, daß nichts passirt, vielmehr noch alles finster sei und daß er sich immerhin noch einige Stunden auf's Ohr legen könne.

Das arme Land Tirol hat überhaupt einen ungemeinen Reichthum an schönen Glocken. Selbst in den kleinsten Dörfern hört man oft ein stattliches Geläute. Wohlthäter und Wohlthäterinnen sorgen überdieß durch Schenkungen und Vermächtnisse, durch freiwillige Samm-

lungen für jeden Schmuck der Kirche. Stets wird an neuen Fahnen, an neuen Meßgewändern gestickt, die alten Bilder werden durch neue ersetzt, die vergilbten Altäre wieder frisch bemalt und neu vergoldet, zuweilen mit schweren Kosten ein heiliger Leib verschrieben — auf Büheln und Bergen entstehen neue Einsiedeleien, Capellen und Kirchen, die man fast für überflüssig halten möchte, weil deren im Thal schon zu viele sind. Diese rege Sorge für die Kirche läßt aber wenig Theilnahme für die Schule aufkommen, und es war jedenfalls ein schlimmes Seitenstück zu dem Glanz des Cultus, daß es in Tirol vor nicht so langer Zeit noch Schullehrer gab, welche jährlich sechzig Gulden einnahmen und ihre mageren Kücheln mit Leinöl backen mußten.

Es ist jetzt sieben Uhr des Morgens und ein wunderschöner Tag. Ueber dem freundlichen Dörfchen mit seinen steinbeschwerten Dächern, unter denen die Kürbisse und die gelben Maiskolben trocknen, seinen Büschen und Bäumen erheben sich die wilden Hörner verschiedenen Namens, der waldige Brandenberg, das kahle Sonnwendjoch, die nackten Spitzen des Vomperjoches. Jenseits des Baches aber in nächster Nähe zeigt sich die lange, mächtige Hütte, in welcher das Passionsspiel vor sich gehen soll. Den Giebel zieren einige Flaggen und der rothe tirolische Adler. Unter diesem hängt ein Laubkranz mit der Inschrift: Willkommen! Die Cassiere haben sich bereits auf ihren Amtssitz begeben, denn vorsichtige Leute treten wohl jetzt schon ein, um sich einen guten Platz zu sichern. Auch die Höckerinnen setzen ihre Tische zurecht, decken ihre Obstkörbe auf oder legen Würstchen, Krapfen, Trauben und andere beliebte Näschereien zum Verkaufe aus. Allmählich stellen sich am rauschenden Bach verschiedene Häuflein beiderlei Geschlechts im Sonntagsstaat zusammen, um die Hütte, die Landschaft und sich selbst zu betrachten.

Ferner fahren zahlreiche Stellwagen aus dem Zillerthal und anderer Nachbarschaft knallend herein und bringen viel zierliche Jugend, viel würdiges Alter mit. Auch der Extrazug, der von Bozen und Innsbruck kommt, rollt in den Bahnhof und wirft unzähliges Volk aus, das sich in dichtem Gedränge durch das Dorf nach der Spielhütte wälzt.

Nachgerade ist es neun Uhr geworden und krachende Böller verkünden den Anfang des Stücks. Dort drinnen spielen sie zum Willkomm bereits die Ouvertüre zur Stummen von Portici, über deren Zusammenhang mit dem bittern Leiden und Sterben unseres lieben Heilandes sich mancher städtische Grübler den Kopf zerbricht. Auch „die schönsten Augen," welche gleich darauf folgen, scheinen eher geeignet, die Stimmung für ein Schäferspiel vorzubereiten, als für den Kreuzestod auf Golgatha. Glückliches Landvolk, das über solche Zweifel weit hinaus ist und mit ungestörtem Behagen sich von den weichen Klängen ergötzen läßt!

Endlich haben wir Platz genommen und betrachten uns zunächst den Vorhang. Dieser stellt das Dorf Brixlegg mit seiner Kirche, dem Herrenhause und andern namhaften Gebäuden, den Hüttenwerken, dem Bahnhof und zwei dampfenden Zügen, sowie die gesammte Berglandschaft wahrheitsgetreu vor Augen. Ist es auch nicht Rottmans Pinsel, so würden wir doch, wenn wir Kunstkritiker wären, dem Vorhang eine milde Beurtheilung nicht versagen können, da ihn Anton Windhager, damals Gehülfe im nahen Bade Mehren, umsonst gemalt hat. Ob die inneren Decorationen, mit denen wir im Laufe des Stücks bekannt werden, ihm an Kunstfertigkeit vor- oder nachstehen, wollen wir auch nicht untersuchen — genug, daß Herr Franz Staudacher, der Tischlermeister und Maler zu Rattenberg, der sie gefertigt, ein sehr braver Mann ist.

Die Hütte faßt gegen dreitausend Zuschauer und war diesesmal nahezu gefüllt. Auf dem ersten Platze zeigte sich heute wenig Vornehmheit, dagegen erschienen viele wohlhabende Bauern, Müller und Wirthe mit den gutgenährten und reichgeschmückten Gattinnen. Hinter diesen, auf den wohlfeileren Bänken, saß der mindere, aber gleich biedere Landmann von Tirol mit Weib und Kindern. Auch mischten sich einige Zuzügler und Pilgerinnen aus dem bayerischen Gebirge ein, wie aus den niederen Spitzhüten mit den goldenen Schnüren und Quasten leicht zu ersehen. Der Hitze wegen hatten viele Männer ihre Röcke ausgezogen und sahen dem Spiele in bloßen, doch reinlichen Hemdärmeln zu.

Den Inhalt dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen; daher nur einige Mittheilungen über die Art der Darstellung. Diese ist der Hauptsache nach dieselbe, wie bei dem Passionsspiel, welches alle Jahrzehnte zu Ammergau im bayerischen Gebirge abgehalten wird. Das Stück zerfällt darnach in zwei gesonderte Bestandtheile, in die symbolischen Vorgänge aus dem alten Testamente, welche als prophetische Vorzeichen der Leidensgeschichte in lebenden Bildern oder Pantomimen dargestellt werden, und in die Ereignisse der Leidensgeschichte selbst. So oft ein lebendes Bild erscheinen soll, treten fünfzehn Genien, lauter Mädchen von sechs bis achtzehn Jahren, vor den niedergelassenen Vorhang und eine der älteren gibt die Erklärung der kommenden Darstellung. Hierauf entfernen sich die Genien, der Vorhang rollt auf, das lebende Bild wird bei griechischem Feuer sichtbar und unten fällt Gesang mit Instrumentalbegleitung ein. Nach einer kleinen Weile sinkt der Vorhang, erhebt sich wieder und es zieht dann ein Stück der Leidensgeschichte mit Bewegung und Rede an uns vorüber, um später wieder einem lebenden Bilde Raum zu geben.

Diese Einrichtung ist zwar altherkömmlich, allein es wäre vielleicht doch besser gewesen, sie zu beseitigen. Einmal ist die Symbolik mitunter sehr gesucht, denn es gehört fast übermenschliche Combinationsgabe dazu, um in dem Backenstreiche, welcher dem Propheten Micha zu Theil wurde, weil er dem König Ahab die Wahrheit sagte (I. Kön. 22, V. 24.), ein Vorbild jenes späteren zu sehen, welchen Jesus vor dem Hohenpriester Annas erhielt. Ebenso fraglich wird es Vielen vorkommen, ob sich Judas mit Beziehung auf den treulosen Ahitophel erhängt hat, welch' letzterer viele Jahrhunderte vorher (nach II. Sam. 17, V. 23.) jene Todesart ebenfalls wählte, weil sein Rath nicht befolgt worden war. Diese Bilder wären an und für sich gar nicht zu verstehen und es kommt dem Beschauer daher ein billiges Passionsbüchlein zu Hülfe, welches Vorbild und Handlung der Reihenfolge nach angibt, allein auch so setzt die Bekanntschaft mit Micha, Ahab, Ahitophel und andern jüdischen Celebritäten des alten Testaments eine Bibelfestigkeit voraus, wie sie bei dem Tiroler Landmann nicht gesucht werden darf und vielleicht auch nicht gern gefunden werden möchte. Die Auferstehung Christi wurde in den ersten Vorstellungen durch einen Walfisch und den Propheten Jonas symbolisirt, deren ersterer letzteren „gesund an das Land setzte.“ Beide miteinander, und zwar der Prophet trotz oder vielleicht wegen seiner Gesundheit, erregten aber jedesmal ein so heiteres Gelächter, daß man später dieses Vorbild ganz entfallen ließ.

Wenn man aber die lebenden Bilder einmal zulassen wollte, so mußte man dem Ammergauer Theater auch die vielbesprochene äschyleisch-shakespearische Mittelbühne entlehnen, was man leider nicht gethan hat. Auf dem Ammergauer Theater kommen nämlich alle die Vorbilder nur in der Mittelbühne zur Darstellung, und diese kann

mit eigenem Vorhang geschlossen werden. Es ist daher die Möglichkeit gegeben, jene in dieser inneren Halle vorzubereiten, während die Leidensgeschichte im Proscenium ungehindert fortspielt. Nichts desto weniger treten mitunter auch in Ammergau sehr lange Pausen ein, welche durch den Gesang der Schutzgeister, die dort aus Männern, Weibern und Jungfrauen bestehen, nicht sehr ansprechend ausgefüllt werden. In Brixlegg aber nimmt dieser Uebelstand ein riesiges Maß an, weil die lebenden Bilder nur gestellt werden können, wenn der Hauptvorhang herabgelassen ist. Die fünfzehn Genien sind dann zur Ausfüllung der Leere auch nicht zu verwenden, weil die Kürze der Zeit nicht erlaubt hat, sie zu Sängerinnen heranzubilden, und so entsteht eine thatenlose Leere, die mitunter fast eine halbe Stunde dauert. Das ganze Orchester, die Geiger, die Trompeter, die Sänger und Sängerinnen verlassen dann ihre Plätze und viele von den Zuschauern, denen es innen zu heiß geworden, begeben sich ebenfalls ins Freie, um frische Luft zu schöpfen. Zugleich werden Bier- und Weinflaschen, Brod, Würstchen und andere Erfrischungen herumgereicht, welchen das Publicum immer gerne zuspricht. So verwandelt sich das Theater mit plötzlichem Umschwunge in eine Schenke, wo man sich zwar einer anständigen und gemüthlichen, aber von den Leiden Christi weit abliegenden Unterhaltung überläßt.

Diese weltlichen Pausen möchten denn auch die Ursache sein, warum sich die andächtige Empfindung, die doch beabsichtigt wird, nie recht festsetzen will. Während in Ammergau das Publicum, und namentlich das ländliche, dem Spiele mit frommer Beschaulichkeit, oft mit Thränen in den Augen folgt, ist in Brixlegg die Stimmung eher kritisch und scherzhaft. Man scheint lieber lachen als weinen zu wollen, wenigstens werden alle die kleinen Ungeschicklichkeiten, die sich im Spiel

ergeben, mit heiterm Kichern glossirt und es ist oft zu bemerken, wie der Nachbar die Nachbarin mit dem Ellenbogen stößt, um sie auf dieses oder jenes Fehlerchen aufmerksam zu machen. In dem Augenblicke aber, da Judas, der Verräther, an seinem Aste baumelt, geht ein ganz vernehmliches Gelächter durch die gefüllten Räume. Dieß hängt wohl auch mit dem Volkscharakter zusammen, denn die Unterinnthaler sind fast immer bei guter Laune und werden überhaupt zu den heitersten Völkerschaften Deutschlands gerechnet.

So weit es zulässig ist, sind die Costüme der Hauptpersonen mit weiblichem Prunke ausgestattet. Die vorkommenden Anachronismen in Kleidung, Waffen u. s. w. wirken nicht störend, da der Liebhaber tirolischer Bauernspiele an derlei naive Abweichungen von der historischen Strenge ohnedem gewöhnt ist. Daß dem Ammergauer Spiele im Ganzen der Vorzug einzuräumen, scheint uns allerdings außer Frage. Die Ammergauer haben aber auch eine mehr als hundertjährige Tradition für sich — sie haben alles prüfen und das Beste behalten können, während in Brixlegg, da keiner der Leiter jenes Vorbild gesehen, Alles von Neuem erdacht und improvisirt werden mußte. Namentlich sind die großen, volkreichen Scenen, wie der Einzug Christi in Jerusalem oder die Kreuzigung, in Ammergau viel lebendiger und malerischer eingerichtet als zu Brixlegg.

Alle die Schwierigkeiten und Hindernisse eines solchen Unternehmens wohl beachtend, war aber das Publicum immer sehr beifällig gestimmt. Daß sich gebildete Städter und Städterinnen hin und wieder tadelnde Noten zu machen erlaubten, versteht sich von selbst; das Landvolk dagegen sprach sich ganz zufrieden aus und gab dieser Anerkennung auch durch immer wachsenden Besuch den erwünschtesten Ausdruck.

Was endlich die irdischen Früchte des Brixlegger Spiels betrifft, so ist der Segen sehr reichlich geflossen. Es sind über zwölftausend Gulden eingegangen, wovon die eine Hälfte zur Deckung der Einrichtungskosten dient, die andere zur Verfügung steht. Wollen wir hoffen, daß der Friede, der die Spielenden bisher zusammengehalten, über ihnen auch walten werde, wenn die heikle Frage zur Entscheidung kommt, wie die Silberlinge vertheilt werden sollen.

VIII.

Aus der Geschichte von Brixlegg.

1869.

Hin und wieder fällt zu Brixlegg auch Regenwetter ein. An solchen Tagen ist es vortheilhaft, sich historischen Studien zu widmen und sind hiezu namentlich die „Brixlegger Merkwürdigkeiten" zu empfehlen, ein handschriftliches Heft, das leicht zu erhalten ist und allerlei Aufschluß gewährt.

Diese Merkwürdigkeiten hat der hochwürdige Herr Georg Lettenbichler verfaßt, ein Curat in dem Dörflein Hart, welches auf einer grünen Berghalde im Zillerthale liegt. Dieser Curat lebt schon seit vielen Jahren in großer Verschollenheit, unbekümmert um die Welt, lediglich mit dem Studium der tirolischen Geschichte beschäftigt. Plagt irgend einen Innthaler die Neugier, was es mit dieser oder jener Ruine für eine Bewandtniß habe, in welchen Zeiten dieß oder jenes Geschlecht erstanden oder ausgestorben sei, so schreibt er ein Brieflein an den Herrn Curaten zu Hart und erhält dann bald seine Auskunft, so genau und verläßlich, als der Stand der Forschung sie zu geben gestattet. So schrieb der Curat auch die „Brixlegger Merkwürdigkeiten",

wie es nach der Vorrede scheint, lediglich auf den Wunsch des Gemeindevorstehers Anton Sigwart zusammen, welcher das Dörflein vor acht Jahren regierte und zum guten Beispiele für alle seine Nachfolger nicht nur ein braver Wirth, sondern auch ein großer Freund der tirolischen Geschichte war. Wie aus der Vorrede weiter erhellt, verlangte der bescheidene Historiker für seine Erleuchtung Brixlegg'scher Dunkelheiten keinerlei Ehrensold, sondern bat sich als Gegengabe nur aus, daß ihm der Vorsteher Alles, was er über seine Heimath noch in Erfahrung bringen werde, freundlich mittheilen möge. Dieser ließ es indessen hiebei nicht bewenden, sondern verehrte ihm, da er nicht blos Wirth (und Homöopath), sondern auch Barometermacher war, einen ganz hübschen Barometer, welchen der Herr Curat noch jetzt besitzt.

Diese „Merkwürdigkeiten" habe ich nun schon im Jahre 1869 ausgezogen und die Auszüge zu einer kleinen Abhandlung verarbeitet, welche nunmehr auch ans Licht des Tages treten soll.

Das freundliche Brixlegg liegt eigentlich auf altbayerischem Boden. Es gehörte nämlich von altersher zum Landgericht Rattenberg und dieses wie die unterinnthalischen Gerichte Kufstein und Kitzbüchel gehörten einst zum Herzogthum Bayern. Als aber der letzte Fürst von Niederbayern gestorben war und sich die Herren von Oberbayern mit den pfälzischen Vettern um das Landshuter Erbe mehrere Jahre lang abgerauft hatten, schloß Kaiser Max, der letzte Ritter, den Streit durch einen Vergleich zu Köln (1505) und sprach sich selbst als Sportel oder Honorar für diese richterliche Thätigkeit jene drei schönen Herrschaften zu, gewiß die schönsten in ganz Nordtirol!

Vorher war also Bayerland bis an den Zillerbach gegangen. Wären wir Bajuvaren nun so patriotisch und so feurig wie die Franzosen, so hätten wir nie

vergessen, daß der Ziller, wenn auch nicht unsere natürliche, so doch unsere historische Gränze ist. Wir könnten ebensogut eine permanente, beständig eiternde question du Ziller haben, wie Jene die question du Rhin. Wir könnten ebensogut in die Welt hinausschreiben: le Ziller c'est la paix, wie Jene: le Rhin c'est la paix. Wir könnten ebensogut Stand und Fall unserer Minister davon abhängig machen, ob sie unsere Kriegsheere sammt dem Generalstabe und den nöthigen Landkarten an den Zillerbach führen wollen oder nicht. Aber wir sind zu gutmüthig und lieben unsere Nachbarn allzusehr, als daß wir sie nicht hin und wieder einen tüchtigen Schluck aus unserer Flasche thun ließen.

Wir empfinden auch gar keine Annexions-Gelüste und wollen nichts mehr erobern — wenigstens nicht auf dieser Welt. Es ist sogar fraglich, ob wir einen Zuwachs von jener Seite her verdauen könnten. Oder müssen wir nicht täglich schaudernd lesen, wie der große tirolische Agitator im Lande auf- und abfährt, um als Volksredner, Christ und Biedermann allenthalben zu erklären, daß die Liberalen jetzt mit Adam und Eva abrechnen und die ehrwürdigen Voreltern des Menschengeschlechts durch ein leichtfertiges, kaum mit einem Feigenblatt bedecktes Affenpaar ersetzen wollen, daß auch die Steuern nur eine Erfindung der Freimaurer seyen, welche sich sogar anmaßten, durch neue Schulgesetze, durch Unterricht und Bildung selbst den Bauern einigermaßen zum denkenden Menschen heranzuziehen, womit sich der katholische Clerus noch nie viel geplagt habe und was auch überflüssig sey, da es in Tirol wohl hinreiche, wenn etliche fromme Patres und andere gottergebene Männer das Nöthige dächten und die übrigen ihnen mit christlichem Gehorsam folgten. Noch anderes verlautet, was wir aber hier doch nicht mittheilen wollen,

was aber alle Gelüste nach Wiedervereinigung niederschlagen könnte. Oder sollten wir, so es möglich wäre, nicht bloß die Zillergrenze wieder erstreiten, sondern auch den Tag rückgängig machen, da Margaretha die Maultasch das schöne Tirol an die Habsburger verschrieben hat, obgleich wir wissen, daß wir auch den Monsignore Greuter und die Hoftheologen am Eisack und die dunklen Geschwader der Brixener Clerisei wieder zurückerwerben müßten? Der Gedanke ist zu schwarz, als daß wir ihn noch weiter denken möchten!

Nach diesem Vorworte, welches ich mir selbst zuzuschreiben habe, gehen wir ohne weiteren Verzug zu den mehrerwähnten Mittheilungen des Herrn Curaten Lettenbichler über.

Wenn die Historiker sich einen Ort zum Gegenstand ihrer Forschung ausersehen, so werfen sie in der Regel zuerst die Frage auf, was dessen Namen wohl bedeuten möge und aus welcher Sprache er zu erklären sei. Damit begeben sie sich bekanntlich auf das Feld der Etymologie oder der Sprachwissenschaft. Für Localhistoriker und ländliche Geschichtsforscher sind auf diesem Felde noch keine sichtbaren Pfandwische aufgesteckt und sie tummeln sich daher auf demselben mit besonderer Freudigkeit, ohne zu ahnen, wie streng mittlerweile hinter ihrem Rücken die Methode geworden, und welche Kreuzigungen einem verwegenen Dilettanten bevorstehen können.

Was bedeutet also Brixlegg, das in der ältesten Urkunde, die es erwähnt, ums Jahr 788 Prislecca geschrieben und jetzt noch vom Volke Brischlegg gesprochen wird? Es gibt eine französische Schule in Tirol, welche behauptet, im sechsten und siebenten Jahrhundert, als es noch keine Franzosen gegeben, seien diese öftermalen in Tirol eingefallen und hätten da verschiedene Wiesen, Felder, Höfe, Schluchten und Thäler altfran-

zösich benannt, was sehr auffallend sein müßte, da die hier gemeinten Franzosen eigentlich Franken waren und ein gutes altes Deutsch gesprochen haben. Ein Anhänger dieser Schule war stellenweise auch Beda Weber, und nach diesem liegt in unserm Falle das französische briser zu Grunde. Davon kommt das „deutsche" Brisal, Sprießel; hiezu tritt Lege und wir haben also Prisellegg = Holzlege.

Nach dem Geschichtsforscher von Hart wäre aber eher an die Brixentes zu denken, einen alten rhätischen Volksstamm, welchen man gewöhnlich in die Gegend der berühmten Bischofstadt am Eisack verlegt, den er aber auch mit dem andern Brixen, dem uralten Dorfe bei Hopfgarten, in Verbindung bringen will.

Da ich meine alt- und mittelhochdeutschen Grammatiken und Wörterbücher hier in Brixlegg nicht mit mir führe, so wage ich kaum die Frage aufzuwerfen, ob Prisel nicht allenfalls Preisel(beere) und also Prislecca nicht etwa Preisel(beeren)ecke sein möchte?

Die Geschichte eines Dorfes ist gewöhnlich nur die Historie seiner Kirche und seiner Pfarre. Interessante Liebesabenteuer, scandalöse Entführungen, erhebliche und für Novellisten verwendbare Schandthaten, sie mögen wohl in früheren Tagen auch vorgekommen sein, aber sie sind vergessen und fortgerissen vom Strome der Zeit. So wäre denn eigentlich das Meiste verschollen, wenn der hochwürdige Clerus nicht seine Briefschaften sorgsam aufbewahrt hätte und aus diesen hin und wieder etwas mittheilen würde.

Aus den actenmäßigen Berichten des Geschichtsschreibers von Brixlegg ist aber leider nichts Anderes zu ersehen, als daß der Pfarrer von Reit, der die Kirche als Filiale in Anspruch nahm, mit den Augustinern in Rattenberg, welchen sie die geistliche Obrigkeit zur Besorgung übergeben hatte, in hundertjährigem

Hader lag, und daß beide Parteien wie giftige Höckerinnen sich um jedes Meßstipendium und um jeden Beichtkreuzer abbalgten.

Gehen wir daher lieber zum Schlosse Mährenstein über, das einst über dem Dorfe Mehren auf dem felsigen Vorsprung prangte, welcher jetzt die hölzerne Hochcapelle trägt. Obwohl längst verschwunden, geistert es noch fort in der Erinnerung des Volkes, das den Berg zuweilen ganz durchleuchtet zu sehen glaubt und ihm unterirdische Gänge zuschreibt, welche zu unermeßlichen Schätzen führen sollen. Auch hier aber entsteht die Frage, ob der Mährenstein, der „märe" (berühmte) Stein, oder die Mähren, von denen der Name außerdem herzuleiten wäre, Sagen, Gäule, oder Mahren, Muhren (Bergabsitzungen) bedeuten. Da indeß der Name der Burg sichtlich von dem Namen des Dorfes ausgegangen, so ist der letzte Vorschlag wohl der beste. Der Herr Curat denkt nach der Landessitte an keltisch merch = virgo, femina.

Nach diesem führt derselbe eine gute Anzahl von alten Mährensteinern auf, welche in den Urkunden des Mittelalters Kauf-, Tausch und Pfandverträge abschlossen oder für das Heil ihrer Seele Hab und Gut verschenkten oder als adelige Zeugen dabei standen, wenn andere diese Geschäfte verrichteten. Einmal wird auch beurkundet, daß Warmunt und Engelmar, die Ritter „vom Perge," die Vettern der Mährensteiner, 1130 dem Kloster Baumburg an der Alz zur Anschaffung eines Meßbuches eine Wiese und einen Wald überlassen, woraus man entnehmen mag, entweder wie wohlfeil damals Grund und Boden, oder auch wie theuer die Meßbücher gewesen.

Georg von Mährenstein, der letzte seines Namens, lebte noch im Jahre 1369; seine Burg ist aber längst verschwunden. Ob sie langsam zusammenfiel und in

ihren Trümmern den Berg herunterkollerte, ob feindliche Hand oder der Blitzstrahl vielleicht ihrem Dasein ein schnelleres Ende gemacht, zu welchen Zeiten dieses oder jenes geschehen — man weiß es nicht.

Von der verschollenen Burg zu Mährenstein folgen wir dem Historiker nach einem jüngern Schlößlein, das noch blühend im Dorfe und zwar der Kirche gegenüber steht. Mit seinem etwas blassen, pomeranzenartigen Teint, mit seinen silberfarbigen Jalousien, mit seinen rothbehelmten Eckthürmen erscheint es als ein wohlerhaltenes Exemplar eines adeligen Ansitzes, wie sie am Ende des Mittelalters in Tirol zu Hunderten entstanden. Damals verließen die alten Kreuzritter, Romfahrer und Wegelagerer, soweit sie noch nicht ausgestorben waren, ihre unbequemen Felsennester, um sich an der geselligen Heerstraße niederzulassen, wo sich neben ihnen auch die reichen Gewerken, die geadelten Kaufherren und Schriftgelehrten breit machten. Mittlerweile ist der Ansitz eine Gastwirthschaft geworden, welche das Herrenhaus heißt, und kehren viele Tausende da ein ohne zu wissen, daß es das alte „Gesäß" Graseck ist, was sie beherbergt. Kaspar Gras nämlich, ob er nun, wie Curat Lettenbichler meint, aus Brixlegg oder, wie Andere glauben, aus Franken stammte, wurde Erzherzog Leopolds, des damaligen Regenten, Kammer-Hofbossirer, und goß als solcher 1628 dessen Reiterstatue, welche noch jetzt auf dem Rennplatz in Innsbruck zu sehen ist. Sie gewährt, obwohl etwas steif und ungelenk, den warmen Patrioten gleichwohl eine erhebende Erinnerung an die gute alte Zeit, da Tirol noch seine eigenen Fürsten hatte, welche in der Hofburg zu Innsbruck mit Ansehen residirten.

Des Geschlechtes Blüthe entfaltete sich übrigens erst in des Kammer-Hofbossirers Sohn Johannes, welcher als Hüttenverwalter zu Brixlegg durch seine Geschick-

lichkeit den tirolischen Adel, den Ansitz mit dem Namen Graseck und ein Wirthshaus dazu erhielt, so daß er von da an ein gemachter Mann war.

„Sie glauben nicht, welch schönes Gefühl es ist, von Adel zu sein!“ sagte neulich einer unserer jüngsten Ritter, der aber an Tugend und Tapferkeit mit den ältesten wetteifert. Der stille Wunsch, über den hergebrachten Stand hinaufgenobelt und jenes schönen Gefühls theilhaftig zu werden, scheint ehedem auch in Tirol viele Herzen beunruhigt zu haben. Die damaligen Tiroler Fürsten der habsburgischen Nebenlinie, welche 1665 ausstarb, pflegten ihn aber gerne zu befriedigen, und suchten sich aus Hüttenverwaltern, Büchsenmeistern, Kauf- und Bergleuten, Geschichtsforschern, Rechtsgelehrten und anderen gescheidten Männern zu hoffähigem Umgang einen neuen Adel zu bilden, der die alte, aussterbende oder verkommende Ritterschaft glücklich ersetzen, dem regierenden Hause neuen Glanz verleihen und manche Belehrung gewähren konnte, die ihm sonst leicht unzugänglich geblieben wäre.

Und nun auf nach Schloß Matzen, nach der wunderlichen Matzen, die eigentlich der archäologische Angelpunkt der ganzen Gegend ist. Von des Dorfes letztem Hause läuft ein breiter Fußweg die Wiesen hinan und oben auf der sanften Höhe treten wir in den Burgfrieden des Schlosses. Es ist ein schönes Bild, wenn die Sonne hinter die Berge gesunken, wie der alte Thurm aus dem Fichtenhain sein Dach erhebt, bereits von milder Dämmerung umwoben, während die riesigen Felsenhäupter des Innthals dunkel in den Abendschein ragen und die Fledermäuse schweigsam den ersten Flug versuchen. — Hier spricht uns Alles sehr vorzeitlich und längstvergangen an. Doch wissen wir nicht genau, sind es ritterliche oder altrömische Jahrhunderte, deren Nachschauer uns hier umfangen. Der hohe, runde, aus

Bruchsteinen erbaute, nur mit wenigen Lichtlöchern versehene Thurm gleicht nämlich ganz und gar jenem andern an der Talfer bei Botzen, den man den gescheibten nennt; allein da die Alterthümler, so viel uns bekannt, noch nicht herausgebracht, ob sie diesen in die Zeit der Römer oder ins Mittelalter versetzen sollen, so werden sie wahrscheinlich auch noch nicht wissen, wie sie es mit dem Matzener Thurm zu halten haben. Den Gelehrten der Gegend gilt dieser allerdings als ein römisches Bauwerk.

Neben dem Thurm ist der obere Eingang in das alte Schloß. Es ist seit Jahrzehnten verlassen und verödet, aber doch in seinem Verfalle noch ein sprechendes Denkmal tirolischer Herrlichkeit, wie sie am Ausgang des Mittelalters, unter Sigmund dem Münzreichen und Kaiser Max, sich entfaltete. Wenn wir aber dort oben das Schloß betreten, so gehen wir zwar zu ebener Erde hinein, finden uns jedoch, da der Fels rasch abfällt, obwohl in gleicher Linie fortschreitend, bald im vierten Stock und sehen von schwindelnder Höhe ins grüne Thal hinaus. Von derselben Höhe sehen wir auch in den Burghof hinab, den auf zwei Seiten drei Bogengänge übereinander zieren. Unten, wo einst die ritterliche Jugend sich im Turnier geübt, gedeiht jetzt dichtes Gras. Auch ein paar junge Bäume sind ungestört emporgewachsen. Die Fenster der Schloßcapelle schauen schwermüthig in den Hof herunter; über ihrem Dache hängt im hölzernen Thürmchen noch ein Paar melancholischer Glöcklein, welche Niemand mehr läutet. In der Capelle finden sich einige Votivbilder aus der Perückenzeit. Daneben öffnet sich ein altes Prunkgemach mit längst zerrissenen Tapeten und getäfeltem Fußboden, der längst aufgesprungen. Neben diesem ein langer Rittersaal, im vorigen Jahrhundert schnöde mit Rococo bepinselt. Auch sonst noch ein paar Zimmer mit ein-

gelegten Böden, welche einst die Herrschaft bewohnt hat. Die übrigen sind mit Estrich ausgegossen und äußerst einfach. In allen aber stehen ungeheure altväterische Oefen, welche bis an die Decke reichen und zu den neueren Holzpreisen längst nicht mehr stimmen.

Schloß Matzen ist also dem Untergange geweiht. Doch wird noch das Dach erhalten, um das Gemäuer so lang als möglich vor gänzlicher Zerbröckelung zu schützen. Hin und wieder scheinen auch die Bleifenster ausgebessert zu werden, damit der Regen nicht zu dicht hereindringe. Im Uebrigen hat der Zahn der Zeit den freiesten Spielraum und übt seine Macht so trefflich, daß die Maler von weiter Ferne daher kommen, um den pittoresken Verfall zu studieren. Ja die Maler und die Malerinnen sitzen namentlich in diesem Herbste zahlreich in den Gängen und den Höfen der alten Burg herum, zeichnen Thüren, Thore, Oefen, Stiegen und sogar die finsteren gothischen Küchen und scheinen überhaupt ernstlich entschlossen, das ganze Castell in ihren Mappen Schwarz auf Weiß nach Deutschland hinauszutragen.

Um das Schloß, seinen Namen und dessen Bedeutung ist schon mancher gelehrte Streit gekämpft worden. Hier soll nämlich einst, wie die Einen glauben, die römische Station Masciacum geblüht haben, welche die Antoninische Reisekarte verzeichnet. Andere dagegen verlegen dieselbe nach Wörgl, welches drei Stunden weiter unten liegt. An beiden Orten sind unter dem Boden römische Mauern, Kunstarbeiten und Münzen gefunden worden; an beiden Orten erzählt das Volk von einer großen, namhaften Stadt, welche vor uralter Zeit da gestanden, an der Pest aber ausgestorben sei.

Schloß und Herrschaft Matzen haben im Mittelalter lange Zeit den Frunds-, Frons- oder Freundsbergern gehört. Die Freundsberger sind nämlich im Gebirge

ein altbekanntes Geschlecht, hatten ihre Stammburg auf dem Bühel oberhalb Schwatz, wo noch der alte Thurm steht, und waren weiland der Grafen von Andechs Dienstleute. Später stiegen sie hoch empor in Macht und Reichthum, aber um 1468 zogen sie aus dem Lande und kauften die Herrschaft Mindelheim in Schwaben. Dort auf dem Schlosse wurde 1475 Georg von Freundsberg, der berühmte Landsknechtführer, geboren, welchen Kaiser Karl V. später zu seinem Feldobersten und Hauptmann der gefürsteten Grafschaft Tirol ernannte.

Außer der lückenhaften Reihe der Herren von Freundsberg zu Matzen weiß aber die Geschichte von dieses Schlosses Schicksalen in alten Tagen auch nichts zu melden, als eine Belagerung, die es von den Bayern erlitten, welche 1410 die Grafschaft Tirol wieder erobern wollten, sieben Wochen vor der Veste lagen und dann unverrichteter Dinge heimgingen.

Nach den Freundsbergern gerieth die Burg in verschiedene Hände, welche ziemlich schnell wechselten.

Im Jahre 1734 sind die Reichsritter von Pfeifersberg auf Angerburg und Haunsberg in die Burg zu der Matzen eingezogen und haben dieselbe bis zum heutigen Tage mit Ehren besessen. Der, so jetzo Schild und Namen führt, heißt beim Volke noch der Matzenritter, wie seine Vorgänger in alten Tagen. Als er noch in frischer Jugend blühte, pflegte derselbe zwar in einem Kämmerlein seines Schlosses zu domiciliren, welches er sich nothdürftig als anspruchsloser Junggeselle zurecht gerichtet hatte, aber es ist nicht Jedermanns Sache, sich in diesen düsteren Spelunken behaglich zu fühlen und bei Tage zuzuhören, wie die altersschwachen Balken seufzen und die Mauerbrocken herunterfallen, oder bei Nacht, wie die Thurmeulen kreischen und die Fledermäuse an die Fenster tippen. Darum baute, als er zu reiferen Jahren gekommen, sich auch der Matzen-

ritter am Fuße seiner Burg ein schmuckes Landhaus, hell und reinlich, welches er niedlich ausstattete mit schönen Bildern und mit dem zierlichen Hausrath, wie ihn die Schreiner unserer Tage fertigen. Dort lebt er nunmehr mit seiner Familie zufrieden dahin und überläßt die alte Veste dem rastlosen Laufe der Zeit.

So drängt es jetzt auch die europäische Menschheit, aus den ruinösen Spelunken des Mittelalters hinaus zu ziehen und sich als angenehmeren Aufenthalt für Sommers- und Winterszeit einen hellen und reinlichen Staat zu schaffen, den sie mit den Einrichtungen der neuen Zeit zierlich ausschmücken will. Aber im Lande Bayern und Tirol ist dieser Drang bekanntlich noch sehr ungleich vertheilt und Alle die, die sich nach frischer Luft sehnen, werden von den Anderen als lasterhafte Freimaurer verschrien, welche demnächst den Zorn des Himmels herunterrufen und das ganze Land ins Unglück stürzen werden, während doch der liebe Gott nicht allein die ultramontanen Dunkelmänner, sondern als Gegengewicht auch das Licht erschaffen hat.

Wer auf dem waldigen Matzenbühel steht, der sieht zwei alte Schlösser vor sich liegen, das berühmte Kropfsberg, so verfallen, und das bescheidene Lichtwer, so noch jetzt bei Dach und in gutem Stand. Ersteres zu beschreiben, möchte für heute fast zu viel werden, letzteres aber liegt auf einer grünen, buschigen Anhöhe und hat ein alterthümliches, fensterlos-lichtarmes Aussehen. Lichtwer kommt schon im dreizehnten Jahrhundert vor und schrieb sich damals Liechtenwerde, d. h. helles Eiland oder lichte Insel. Es geht daraus hervor, daß der Ort dazumal mitten im Wasser stand, während die Anhöhe sich jetzt aus breiten Wiesen erhebt und der Innstrom in der Ferne eines guten Büchsenschusses seine Wogen wälzt. Dieses Schloß haben nach mancherlei anderen Vorgängern im siebzehnten Jahr-

hundert die Herren von Sterzinger erworben und ist daselbst jener Ferdinand von Sterzinger geboren, welcher später als Theatiner zu München, am Namenstag des Kurfürsten Max III. (zwölften October 1766), die berühmte Predigt über „das gemeine Vorurtheil der Hexerei" gehalten hat. Dieser Vortrag erregte damals bekanntlich ein ungemeines Aufsehen. Namentlich das andere Geschlecht war voll Ingrimm und befürchtete ein Privilegium zu verlieren, wenn es keine Hexen mehr auf den Scheiterhaufen liefern dürfte. Auch viele fromme Männer besorgten, der Staat würde auseinanderfallen und alle Religion in Stücke gehen, wenn dieser altehrwürdige Glaube, der von den angesehensten Kirchenlehrern und Päpsten bekräftigt worden, in Abgang käme. Dieß ist jetzt schon über hundert Jahre her; allein der Tumult, der jüngst in Bayern über die angestrebte Verbesserung der Schulen entstand, scheint anzudeuten, daß nicht allein dem Glücklichen, sondern auch dem Einfältigen keine Stunde schlägt.

Die Gegend von Brixlegg rühmt sich aber noch einer anderen Celebrität. Hoch über dem Dorfe auf der grünen Berghalde liegt ein Bauernhof, der da Burglehen heißt und von diesem stammt das Geschlecht der Burglechner. Ihm entsproß im Jahre 1573 Mathias Burglechner, der sich allmälig zum Kanzler von Tirol emporschwang und der Vater der tirolischen Geschichte wurde. Die zwölf Foliobände, welche er darüber zusammengetragen, sind freilich nur in drei Abschriften zu Wien, Innsbruck und München vorhanden und daher nicht Jedem zugänglich. Doch hat man mehrere Auszüge daraus verfaßt, und diese wurden und werden als angenehme Fundgrube von vielen Schriftstellern benützt, welche gerne etwas über tirolische Historien mittheilen und es nicht selber zusammensuchen wollen. Wegen dieser geschichtlichen Arbeiten und anderer Verdienste

um das Vaterland wurde Mathias Burglechners Name auch in das goldene Buch des tirolischen Adels eingetragen.

Und endlich ist zu den bedeutenden Männern, welche das kleine Brixlegg hervorgebracht, auch unser seliger Freund, Georg Mayr, der Kupferstecher und Cartograph, zu rechnen. Herr Curat Lettenbichler erzählt, daß dessen Vater, Urban Mayr, als fröhlicher Hoftiroler in dem Genre, das einst Peter Prosch, der Zillerthaler, cultivirte, an den kleinen, aber lustigen Höfen des heiligen römischen Reiches sich viel Anerkennung und Beifall erworben, so daß er bei mehreren deutschen Landesvätern und namentlich bei dem gemüthlichen Kurfürsten Max Joseph von Bayern (später König Max I.) gern gesehen und öfter zur durchlauchtigsten Tafel gezogen wurde, welche er durch seine komischen Einfälle und seine Poesien, da er nämlich auch Naturdichter war, jeweils in große Heiterkeit zu versetzen wußte.

Wegen seiner freundlichen Beziehungen zum wittelsbachischen Hause war Urban Mayr im Herzen auch nicht ungehalten, als sein Vaterland durch den Preßburger Frieden an das Königreich Bayern fiel. Einmal, als er zu München gehört, daß sein neuer Landesvater über Brixlegg nach Mailand zu reisen gedenke, lud er ihn auch „mit ächt tirolischer Naivität" in den Heimgarten ein. „Schon so oft," sagte er, „bin ich bei Dir in Deinem Hause gewesen — sie waren nämlich Dutzbrüder — wie wär's, Herr König, wenn Du einmal auch zu mir kämest." Der Monarch nahm die Einladung freundlich an und bat sich Speckknödel aus, für welche er eine besondere Vorliebe hatte und welche Urban Mayrs Eheweib mit großer Kunst zu bereiten wußte. Nun eilte der Glückliche in die Heimath und verzierte sein Haus mit so vielen bayerischen Wappen-

schildern, mit Guirlanden, Fähnlein, Bändern, Sprüchen und Reimen, „daß die Nachbarn ihn für verrückt hielten.“ Auch seine drei Kinder kleidete er als bajuvarische Schäfer in blau und weiße Farben und stellte sie vor das Haus. Als nun des Morgens um zehn Uhr der königliche Wagen heranrollte, ließ der Hoftiroler die Böller erkrachen, trat an den Kutschenschlag und wiederholte seine Einladung. Und wie zu erwarten war, stieg der König mit den Seinigen hernieder, nahm die gewünschten Speckknödel ein, dankte dem Wirthe und lobte die Köchin. Unter dem Essen fragte er auch, ob man mit ihm zufrieden sey, worauf Urban Mayr herzhaft erwiderte: „Mit Dir schon, aber nit mit Deinen Schreibern.“ Der König versprach, nach besten Kräften zu helfen und wußte sich so liebenswürdig zu benehmen, daß das versammelte Volk über seine Herablassung ganz entzückt war.

Von dieser Zeit an ging durch die Mayr'sche Familie ein starker Zug nach dem Lande Bayern hinaus und Urbans drei Söhne fanden dort alle ein glückliches Fortkommen.

Den dritten und jüngsten, unseren Georg, unterstützte während der Lehrjahre seines Vaters Freund und König. Durch Talent und Fleiß gelang es ihm allmälig, Inspector der Kupferstich-Section beim General-Quartiermeisterstab zu München zu werden. Er gab mehrere Karten heraus und wurde öfter ins Ausland, sogar bis nach Petersburg berufen, lehnte aber immer ab, um in seinem zweiten Vaterlande zu bleiben, dem er herzlich zugethan war, und in der Nähe seiner Heimath, die er innig liebte. So kam er alle Jahre wieder in seine Berge und suchte das Land, wo der Knabe fröhlich aufgeblüht, durch Stift und Schrift zu verherrlichen. Aus seiner Hand ist auch eine Karte von Tirol hervorgegangen, ein angenehmes Bild seiner

Heimath, das von den Touristen noch immer mit Vorliebe zur Begleitung gewählt wird. (Für einen trefflichen Plan der Hauptstadt der Christenheit erhielt er, wie Curat Lettenbichler berichtet, von Papst Gregor XVI. den Orden des Goldenen Sporns, doch hat man dieses Werthzeichen auf seiner Brust nie glänzen sehen.) Ferner schrieb er ein Buch: „Der Mann von Rinn (Josef Speckbacher) und die Kriegsereignisse in Tirol 1809“ (Innsbruck 1851), welches bei deutschen Kritikern eine sehr günstige Beurtheilung fand. Fallmerayer, Ludwig Häusser, Friedrich Lentner, Dr. Johannes Schuler haben ihm unumwundenes Lob gespendet.

Und nachdem der Verfasser mit dem Mann von Rinn, diesem Volksmanne aus den untersten Schichten, so viel Anerkennung gefunden, so wollte er auch einen Volksmann aus den obersten Kreisen bearbeiten und glaubte hiezu den abenteuerlichen Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern erwählen zu sollen. Seine Freunde erinnerten allerdings, daß dieser Potentat, obwohl er ein großer Held gewesen sey und die türkische Festung Belgrad erstürmt habe, sich zum Volksmanne dennoch schwerlich qualificiren würde, allein Georg Mayr ließ sich nicht irre machen, sondern ging rüstig an das Werk. Er verbrachte einige Jahre mit der Arbeit. Aber als sie fertig war, setzten ihm die Verleger dieselben Bedenken entgegen, die ihm schon seine Freunde geäußert, und es gelang ihm nicht, sie in den Druck zu bringen, so daß er die verlorne Zeit manchmal schmerzlich bereute. Er starb vor wenigen Jahren in München auf dem Rathhause. Dahin war er gegangen, um eine alte Dienerin zu begleiten, welche ihr halbes Leben in seinem Hause treu und redlich verbracht hatte und dafür von der Obrigkeit eine Ehrenmedaille entgegennehmen sollte. Es war ihm Herzenssache, bei dieser Auszeichnung auch zugegen zu sein, aber plötzlich wurde er vom Schlage getroffen

und kam nicht mehr zu sich. So viel von dem wackeren Manne, an dessen bescheidenes redliches Wesen sich die überlebenden Freunde gewiß immer gern erinnern werden, den auch die Brixlegger nicht vergessen dürfen.

Hier darf wohl erwähnt werden, daß das Schloß Matzen in andere Hände übergegangen ist und verständnißvoll restaurirt wurde.

Die Oekonomiegüter des inzwischen verstorbenen Baron Pfeifersberg erwarb Baron Lipperheide aus Berlin; er vergrößerte und verbesserte den Besitz und verlebt nun in einem neuerbauten, prachtvollen Schloß den größten Theil des Jahres.

Mit besonderem Danke mag hier gesagt sein, daß eine Anzahl Freunde des Autors dieses Werkes planen, nächst dem Dorfe Brixlegg ihm einen Gedenkstein zu stiften und daß die Gemeindeleitung diesem Vorhaben die weitgehendste Förderung erweist.

Frau Baillie-Grohmann

IX.

Rattenberg.

1870.

Eine starke Viertelstunde von Brixlegg findet sich die alte Stadt Rattenberg, welche nach ihren mancherlei Eigenthümlichkeiten fast zu wenig bekannt scheint, so daß wir nicht für überflüssig halten, auch ihrer mit einigen Worten zu gedenken.

Die Stadt Rattenberg liegt zwischen dem Innstrom und dem Schloßberge, der die alte Veste trägt. Dieser drängt sich so weit herein, daß die eine Reihe der Häuser fast an seiner Felsenwand aufsteht. Hinter ihm erhebt sich der Stadtberg, der dem Städtlein zur Winterszeit den Sonnenschein auf mehrere Wochen gänzlich benimmt. Die Hauptstraße ist so malerisch, daß sie bereits mehrere namhafte Künstler zum Gegenstand ihres Fleißes erwählt haben. Herr Gustav Horst aus Darmstadt hat sie als geheimnißvolles Nachtbild dargestellt.

Der Styl, den die alten Tiroler für ihre Stadthäuser befolgten, läßt sich vielleicht nirgends so gründlich studieren, wie zu Rattenberg am Inn. Das tirolische Bürger- und Stadthaus scheint eigentlich eine Vermählung von Alpenhütte und Thurm, Burg oder

Festung zu sein. Auf erstere deuten die flachen breiten Schindeldächer, die mit Felsstücken beschwert sind, auf letztere der feste Steinbau, die dicken Mauern, die beliebten Erker und Eckthürme, auch die eiserne Vergitterung der Fenster, welche bis zum zweiten und dritten Stocke hinaufgeht. Was sie da oben bedeuten soll, ist mir nie recht klar geworden, denn zum Einsteigen für Diebe oder Liebende scheint diese Höhe wenig geeignet, und ob die alten Tiroler so sehr an Schwindel gelitten, daß sie sich die Fenster aus diesem Grunde vergittern mußten, das ist doch auch zu bezweifeln. Uebrigens sind die eisernen Gitter hauptsächlich ein Wahrzeichen alter Edelsitze und Ritterhäuser; außerdem finden sich allenthalben Jalousien, welche in hellgrauer oder grüner Farbe der heißen Tiroler Sonne kräftigen Widerstand leisten und den Gemächern in der warmen Jahreszeit angenehme Kühle bewahren.

Viele städtische Häuser strecken ihre Vorderwand so hoch gen Himmel, daß sie über das Dach hinausragt und dieses verdeckt. Oben ist sie gerade abgeschnitten und auf den Simsen gehen die Tauben spazieren. Diese Bauart, die fast an den Orient erinnert, kommt übrigens über den Brenner herüber und geht am Inn hinunter bis nach Passau und noch weiter. Von der Straße aus sehen sich nun die Häuser von Rattenberg ganz stattlich an, zumal, wenn sie gut gehalten sind und die Jalousien in frischer Farbe glänzen; im Innern aber sind sie schauerlich. Die alttirolischen Baumeister scheinen alle viel Charakter, aber gar kein Talent gehabt zu haben. Oder auch: die Häuser scheinen sämmtlich von selbst entstanden und aus dem Boden gewachsen zu sein, ohne alle Leitung und Ueberwachung, jedes nach seiner wechselnden Laune und Caprice. Es ist sicher, daß man beim Fundament nicht an den ersten Stock, bei diesem nicht an den zweiten und beim zweiten

nicht an den dritten gedacht, denn es paßt in der Regel keiner zum andern. Die Stiege in den ersten Stock geht zum Beispiel vorne, die in den zweiten hinten, die in den dritten wieder vorne hinauf u. s. w.

Um aber beim Anfang anzufangen, berichten wir zunächst, daß als Eingang immer ein marmorner gothischer Thorbogen dient, der jedoch ziemlich nieder und nicht sehr ansehnlich ist. Man steigt sofort abwärts, aber so tief, daß man leichtlich einen unangenehmen Sturz erleben kann. (Um ganz sicher und ohne Verletzungen durchzukommen, sollte man überhaupt hier jedes Haus einzeln „studieren.") Der finstere Fletz ist mit rauhen Kieselsteinen gepflastert und führt zu einer finstern steinernen Stiege, an welcher ein alter fetter Strick als Ariadnefaden aufwärts leitet. Oben wieder dieselbe Finsterniß, wenn nicht ein innerer Hof sich als Lichtspender einstellt.

Charakteristisch ist vor allem, daß sich im ganzen Haus keine gerade Linie findet. Alle Stiegen sind schief und verbogen, alle Wände sind krumm und schieben sich bald hinein, bald heraus; das Gewölbe hebt sich da und senkt sich dort, Alles ohne Sinn und Verstand. Auch die Zimmer liegen nicht in gleicher Fläche; zu den einen steigt man hinab, zu den anderen hinauf. Manchmal bildet der Boden eine schiefe Ebene, während die Decke horizontal läuft. Manchmal ist mitten im Zimmer eine durchlaufende Stufe, die es in zwei Theile scheidet. Viele Thüren sind kaum auf mittlere Mannesgröße berechnet; es gibt daher reichlich Gelegenheit, sich die Stirne anzustoßen. Die Eintheilung der Räume ist mit rührender Ungeschicklichkeit vollzogen. Die Gänge und Hausfluren sind so ausgedehnt, daß ein Gebäude, welches fünfzehn Wohnzimmer fassen könnte, deren oft nur drei oder vier enthält. Manche Gemächer zeigen in der Mitte des Bodens ein großes eisernes Gitter

— fragt man nach seiner Bedeutung, so heißt es, daß dadurch das Licht in ein unteres Zimmer fallen müsse, welches sonst stockfinster wäre. Hier bemerkt man einen gemauerten Schlauch, der sich schräg durchs Gemach zieht, und hört, daß da eine untere Treppe durchgehe. — Anderswo sieht man oben an der Wand ein kleines Pförtchen und daneben eine Leiter, welche zu ihm hinaufführt. Auf Erkundigung wird erklärt, daß das Pförtchen zum Ofen des anderen Zimmers gehöre, der von hier aus geheizt werde, da er sonst nicht zugänglich sei. Kurz, man könnte noch lang erzählen von all den Wunderlichkeiten dieser alten Rattenberger Baukunst. In Altbayern begegnen wir solchen Archaismen sehr selten, da unsere Landstädtchen alle schon ein-, zwei- oder dreimal abgebrannt sind, aber in den alten Reichsstädten in Schwaben, Franken und am Rhein könnten jene Bauten doch vielleicht manche Ebenbilder finden.

Zur Ergänzung des Bildes erwähnen wir noch die hölzernen Rinnen, welche, lang und schwarz, vom Dache bis auf die Straße reichen, wenn nicht etwa oben eigene Drachenmäuler angebracht sind, die das Regenwasser auf die Gasse gießen. Vor den Thüren stehen Sommerbänke, wo sich an warmen Abenden die Nachbarn zu freundlichem Geplauder sammeln. Ehedem sind wohl alle Häuser in den Tiroler Städten bemalt gewesen, denn es finden sich allenthalben die Spuren früherer Fresken, aber bis auf unsere Zeit hat sich wenig gerettet; nur hie und da ist eine Mutter Gottes oder ein Mitglied der Gemeinschaft der Heiligen, im Innthal namentlich die heilige Notburg, erhalten worden.

Auch das langsam fließende Bächlein wollen wir nicht vergessen, das mit wechselnden, grünen Ufern, bald breit, bald schmal, an der Hauptstraße hinschlendert — ein recht ländlicher Anblick.

Rattenberg ist ein Bild vergangener Tage, welche viel glücklicher waren als die jetzigen. Wer es dem herabfallenden Anwurf der Häuser, den zerbrochenen, verblichenen Jalousieläden und dem Grase, das die Hauptstraße einsäumt, nicht ansehen wollte, der würde es bald aus den Klagen der Einwohner selbst vernehmen. Die Leute ziehen fort, die Gewerbe gehen ein, die Wirthe, welche nicht auch Feldwirthschaft treiben, kommen nach und nach herunter. Brau-, Gast- und Wirthshäuser aber hat das Städtchen, welches kaum hundert Firste und gegen siebenhundert Einwohner zählt, aus besseren Jahrhunderten achtzehn Stück gerettet, aus jenen Tagen, da noch der Waarenzug über den Brenner durch seine Hauptgasse ging und achtspännige Güterfuhren, Stellwagen, Reisekaleschen, Einspänner u. s. w. diese dermaßen anfüllten, daß sich der Wanderer oft nur mühsam durch die Wagenburg winden konnte. Auch der schon früher erwähnte Hufschlag oder das Treibwerk, wie es hier heißt, brachte einst viel Leben in das Städtchen. Da kamen oft fünfzig bis sechzig Leute mit mehr als hundert Pferden, die eine ganze Flottille von schwerbeladenen Schiffen aufwärts zogen, am Gestade an und thaten sich in den Wirthshäusern gütlich, bis sie wieder davonfuhren. Dies Geschäft ist so gut wie das Fuhrwerk zu Lande von der Eisenbahn verschlungen worden, doch leben die Männer des Hufschlags in der Phantasie des Volkes noch als „die wilden Schiffleute" fort. Sie spielen z. B. in folgender Geschichte: Ein lustiger Bruder und Hofbesitzer, ein lediger Mensch, der in seinem Hause oft die sogenannten Nachttänze hielt, bei denen Buben und Mädeln so ziemlich ohne Aufsicht zusammenkommen und bis tief in die Nacht sich mit Musik und Tanz ergötzen, dieser also, dem der Pfarrer deßhalb schon öfter ins Gewissen geredet hatte, fuhr nach dem Gebetläuten in einem Mutzen (Nachen) über den Inn und

gerieth da unter die wilden Schiffleute. Plötzlich tauchten neben ihm gespenstige Galeeren auf, welche sich hochbordig erhoben und unheimlich auf ihn zuschwankten. Bald stiegen auch riesenhafte, dunkle Pferde aus den Fluthen, auf welchen geisterhafte Reiter saßen. Die Wogen rauschten, die Schiffe knarrten, die Rosse wieherten, die Fuhrleute schrien furchtbar durcheinander. Die Strömung erfaßte den fröhlichen Gesellen und riß ihn fort, bis hinunter nach Anget, immer mitten in dem Zuge, bis dieser plötzlich verschwunden war. Da legte der Geängstigte in seinem Innern das feierliche Gelübde ab, einen tugendhaften Wandel einzuschlagen und seiner Lebtage keinen Nachttanz mehr zu halten.

Eine dritte Quelle früheren Reichthums war der Bergbau, der vor dreihundert Jahren hier wie zu Schwaz mit großem Vortheil betrieben wurde. Die Gruben am Geier allein ergaben im Jahre 1483 eine Ausbeute von fast siebzigtausend Mark Silber. Dadurch, sagt Staffler, entstand im Städtchen Rattenberg das regste Leben und ein solcher Ueberfluß an edlen Metallen, daß diese beinahe ihren Werth verloren. Jetzt sind jene reichen Schachte verfallen und die edlen Metalle, meint er, auch zu Rattenberg wieder in hohem Werthe.

Uebrigens ist in Rattenberg noch allerlei Anderes zu betrachten. Außer der Hauptstraße, die schon ungefähr geschildert, bietet sie uns einen Fußweg, der am Ufer des Stromes entlang, aber an der Kehrseite der Häuser hinführt, welche, wie ein bald näher zu erwähnender Schriftsteller sagt, gar kokett im Inn sich spiegeln, nur daß diese Koketten, fügen wir bei, etwas schmutzig sind. Die Reihe schließt das lange Servitenkloster, ein weißes, kahles Haus, welches von einem Thurm überragt wird, der an Geschmacklosigkeit mit jedem anderen, auch in größeren Städten, wetteifern kann. Doch tröstet daneben die liebe Mutter Anna mit ihrem Töchterchen auf dem

Arme, ein alterthümliches Bild, welches auf einem Brunnen steht und aussieht, als ob es Albrecht Dürer selbst geschnitzt hätte. In dem großen Kloster wohnen jetzt nur vier Servitenväter, welche jahraus jahrein der Jungfrau Maria dienen, sonst aber nichts zu thun haben.

Gleich daneben steht ein hohes, röthliches, etwas schlecht gehaltenes Haus mit mächtigem Erker und Rundbogenfenstern, jetzt beim Angerer Wirth genannt, früher aber, als Rattenberg noch zum Herzogthum Bayern gehörte, die Burg der Landesfürsten und ihr Gerichtshaus.

Nicht weit von diesem zeigt sich an der Hauptstraße das Haus, in welchem die heilige Notburg geboren wurde, mit der Aufschrift, die dieß angibt und sechs Bildern aus ihrem Leben, welche auf den Erker gemalt sind. Da wir später ausführlich von ihr sprechen werden, können wir jetzt stillschweigend vorübergehen.

Die große, gothische Kirche, welche sehr ansehnlich auf einem eigenen Felsen steht und das Städtchen mächtig überragt, bietet nichts Erhebliches zu sehen. Doch wurde ich von dem Meßner, den ich nach Merkwürdigkeiten befragte, in die Sakristei und zu einer Monstranz geführt, welche aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts stammt, sonst ohne Kunstwerth, aber nach dem alten Pergamentzettel, der darinnen eingeschlossen, ein Hort verschiedener sonderbarer Reliquien ist. Es finden sich hier nämlich vereint die Hirnschale des heiligen Virgilius von Salzburg, welchem auch die Kirche gewidmet ist, etwas von dem Manna aus der Wüste, von den Myrrhen der heiligen drei Könige, Gebeine von den elftausend Jungfrauen und vom heiligen Christoph. Von letzterem haben sich an vielen Orten Knochenstückchen erhalten und werden sehr hoch geschätzt, obgleich Niemand weiß, ob und wann und wo er gelebt hat.

Nicht weit unterhalb der Kirche, gegenüber dem Ledererbräu, zeigt sich ein kleiner Laden. Neben der Thüre hängen unter Glas und Rahmen verschiedene Bildchen, wie sie die geistlichen Herren gerne den Schulkindern verehren, die heilige Katharina, die heilige Theresia, der heilige Franciscus Xaverius und Andere. Aus dem Fenster der Thüre kokettiren einige Rosenkränze, welche für bäuerliche Beterinnen bestimmt sind. Auf den breiten Simsen des Ladenfensters liegen etliche halbvollendete Buchbinder-Arbeiten. Treten wir in die Werkstatt, so finden wir einen Mann, gerade so alt als der Weise von Nazareth, da er sein Lehramt begann, auch sonst demselben ähnlich in dem milden Ausdrucke seiner Physiognomie, welche eine lange Knabl'sche Nase ziert, und in dem gescheitelten weichen Barte, so daß er bei der letzten Passion in Brixlegg wohl eben so gut für die Hauptrolle gepaßt hätte, als der Kramsacher Messingschmied, der sie damals spielte. Auch seine lange Arbeitsschürze könnte allenfalls an die Schürze erinnern, welche der vermeintliche Sohn des Zimmermanns von Nazareth in der Werkstatt seines Vaters getragen, aber um die Illusion in billigen Schranken zu halten, treten zu rechter Zeit noch die Augengläser ein, welche der junge Mann trägt und die große Porcellanpfeife, aus der er dampft. Dieser junge Mann ist Herr Max Stichlberger, der seinem Vater, Herrn Josef Stichlberger, Buchbinder allda, mit einem jüngeren Bruder in seinem Geschäfte wacker aushilft, nebenbei aber auch deutscher Schriftsteller ist und in Amthors „Alpenfreund," dessen erster Band im vorigen Jahre zu Gera erschienen, bereits verschiedene Schilderungen aus der Gegend von Rattenberg niedergelegt hat. Unser Autor war nur zwei Jahre lang im Gymnasium, hat aber später durch fleißig betriebene Lectüre allerlei nützliche Kenntnisse gesammelt.

Was Herr Stichlberger in den Druck gibt, ist frisch und in bester Laune geschrieben, ja es möchte fast auffallen, mit welcher kecken Unbefangenheit der Buchbinder von Rattenberg dem großen deutschen Publicum in seinen Schilderungen entgegentritt. Sie leiden, wie mir scheint, nur an dem Fehler, daß der Verfasser viel lieber von sich, als von den Gegenständen spricht, die er beschreiben will, so daß sich der Leser aus denselben auch viel leichter ein Bild von ihm machen kann, als z. B. von Rattenberg oder Brixlegg.

Jenseits des Thüringer Waldes hängen vielleicht gebildete Leser und Leserinnen mit Liebe an den Schöpfungen seines Genius, aber in Rattenberg sind sie nach einem alten Sprichwort bisher ganz unbekannt geblieben. Gemeinsames Schicksal bajuvarischer Schriftsteller, daß sie in der Fremde viel mehr gelesen und besprochen werden, als in ihrem Vaterlande!

Nicht gerade müde, aber einer kleinen Erholung keineswegs abgeneigt, wollen wir jetzt zum Ledererbräu hinübergehen. Der Ledererbräu ist auch ein Haus der Vorzeit, aber die gegenwärtige Bräuin, eine sehr brave Frau und aufmerksame Wirthin, sie kann nichts dafür und es würde sie daher nur ärgerlich machen, wenn wir die Dunkelheiten, die Winkel, überhaupt das große Alterthum ihres Hotels weitläufig auseinandersetzen wollten. Lieber ist es ihr vielleicht, wenn in Kürze vermerkt wird, daß ich schon einmal vierzehn Tage bei ihr gewohnt habe und mit Pfleg' und Wart, wie mit der Rechnung sehr zufrieden gewesen bin. In die alten Mauern sind nämlich zwei Zimmer eingesprengt, „hintennaus" im obern Stocke, welche eine treffliche Aussicht in die ewig neue Pracht des Innthals bieten und das Auge bis zum wilden Kaiser hinunterspähen lassen. Dort oben kann der Gast sehr angenehm hausen.

In tirolischen Bräuhäusern pflegt der bayerische

Fremde gewöhnlich Wein zu trinken und wir setzen uns also zu einem Seitel, aber in den Garten. Im Lederer-Garten kommen zu abendlichen Stunden die Honoratioren der Stadt und der Umgebung zusammen, der Herr Richter und der Adjunct, der Doctor und der Apotheker, der Chirurg und der Rasirer, die großen und kleinen Herren vom Kaufmannsstand, auch der Schriftsteller des Orts, im Ganzen kein unansehnliches Häuflein und wenigstens immer so viele, daß der Gast eine Ansprache findet. Am Dienstag versammeln sich auch die geistlichen Herren der Nachbarschaft und die Unterhaltung ist dann nur um so belebter. Die Einen schieben Kegel, die Anderen discurriren und sprechen von den Zeitereignissen oder Stadtgeschichten; am besten schiebt Herr Doctor Lechleitner, am schönsten spricht Herr Stichlberger.

Die großen Tage des letzten Herbstes fuhren wie ein glänzendes Meteor auch unter die Gesellschaft im Lederer-Garten. Die Meinungen waren nicht ungetheilt, die Meisten aber wünschten den Deutschen das wohlverdiente Glück und freuten sich über ihre Siege, hofften auch, dieses Aufsteigen der Nation werde selbst den Landsleuten in Oesterreich nur zum Besten gereichen.

Die Rattenberger construiren sich ihre Ansichten lieber selbst, als daß sie sie in den Journalen zusammensuchen. Sie fühlen daher auch weniger Verlangen nach diesen als andere Leute. Als ich vor drei Jahren einmal an einem Regentage zum ersten Cafetier der Stadt, zum Herrn Seißl, eintrat und nach seinen Zeitungen fragte, sagte er: Zeitungen? ja, ich habe keine. — Was, ein Kaffeehaus ohne Zeitungen? — Ja, sehen Sie, zuerst habe ich zwei gehalten, da haben sie mir die zwei nicht gelesen; dann habe ich eine gehalten, da haben sie mir die eine auch nicht gelesen und jetzt habe ich gar keine und befinde mich sehr wohl dabei.

Vor zwei Jahren war gleichwohl wieder ein kleines Casino mit drei oder vier Journalen gegründet worden, aber da man die Abhängigkeit des Urtheils, wie sie aus dieser Lectüre entsprang, nicht ertragen konnte, so ließ man die junge Anstalt bald wieder eingehen. Damals, in jenen Siegestagen, entstand daher unter den deutschen Gästen ein Geriß um Zeitungen, das mitunter einen stürmischen Charakter annahm. In Rattenberg war außer dem Tiroler Boten gar nichts aufzutreiben; in Brixlegg waren wenigstens die Allgemeine Zeitung und die Neue Freie Presse vorhanden. Wir stürzten dann in hellen Haufen um halb acht Uhr Morgens zu Herrn Fiechtl, Spezereihändler und Postmeister, der mit ernster Würde das neu angekommene Packet entfaltete und die beiden Exemplare mit Zustimmung ihrer Abonnenten, die uns das Vorkosten gestatteten, feierlich wie eine Himmelsspeise unter die Harrenden vertheilte. Dann übernahm einer das Amt des Vorlesers und Männer, Frauen und Kinder hörten auf der Straße in größter Spannung zu und jubelten, wenn eine Siegesbotschaft kam. Ach waren das schöne Stunden! Gott gebe, daß die Tage des Friedens nur halb so beseligend wirken, wie jene schnell verlebten des Krieges.

Im Lederer=Garten zu Rattenberg erschien zuweilen auch der Stadtpfarrer, der hochwürdige Herr F. X. Ascher, ein allgemein verehrter, freundlicher Greis. Da man in diesem Garten von allerlei spricht, so kam die Rede einmal auch auf den „Mann von Rinn," Josef Speckbacher, den Helden von Anno Neun. Ihm und seinen beiden Kampfgenossen, dem Sandwirth und dem Capuziner Haspinger, hat, wie man zu sagen pflegt, die Geschichte unverwelkliche Lorbeerkränze geflochten, aber die lebendigen Stimmen der Enkel im Lande sind ihnen viel weniger günstig als die gedruckten Posaunen der Historie. Was mich betrifft, so bin ich allen Dreien

wohlgeneigt und freut mich, wenn ich etwas zu ihrer Ehre beitragen kann. Es überraschte mich daher sehr angenehm, als mir der Herr Pfarrer Ascher eines Abends mittheilte, er sei, nachdem Speckbacher sich nach Hall zurückgezogen, mehrere Jahre als Lehrer in dessen Haus gewesen, sei sehr vertraut mit ihm geworden und bis zu seinem Tode in freundlichstem Verhältnisse zu dem ehemaligen Kriegshauptmann gestanden. Er halte sich verpflichtet, alle ungünstigen Angaben über seinen Charakter, wie sie mitunter verlauten, als durchaus grundlos zu bezeichnen. Da mir hie und da ein Leser zu verstehen gegeben, auch in den Herbsttagen in Tirol (S. 27) sei der Mann von Rinn nicht zum Besten weggekommen, so theile ich hier mit Vergnügen mit, was mir der Pfarrer von Rattenberg damals erzählt und als durchaus verläßlich gegeben hat.

Für jene Leser, welche sich an Speckbachers Geschichte nicht mehr so genau erinnern, wollen wir hier nur vorausschicken, daß er 1767 im Gnadenwald bei Hall als der Sohn eines wohlhabenden Landmanns geboren wurde, in seinen Jünglingsjahren als Wildschütze berühmt oder berüchtigt war, 1794 mit dem schönen Schmiderer Moidele einen hübschen Bauernhof zu Rinn erheirathete, damit auch ein fleißiger, besonnener und angesehener Mann wurde, im Jahre Neun als Landsturmführer die bekannte Rolle spielte, hierauf unter den größten Gefahren sich nach Oesterreich rettete, im Jahre 1814, als Tirol wieder an seinen alten Herrn gefallen war, in die Heimath nach Rinn zurückkehrte, den Hof aber bald verkaufte und sich in der nahen Stadt Hall niederließ, wo er als k. k. pensionirter Major am 28. März 1820 starb.

Es waren ihm also nach allen seinen Kriegstagen, Mühseligkeiten nnd Nöthen noch sechs Jahre beschieden, die er auf dieser Welt in Ruhe verleben konnte. Der

Kaiser war auch so gnädig gewesen, ihm eine Pension von tausend Gulden zu verleihen. Doch hatte der alternde Held noch viel zu leiden an den Folgen der Kolbenstöße, die er in dem Gefechte bei Melegg erhalten hatte und die gute, frische Laune aus den früheren Zeiten war nahezu vergangen. Im besten Einverständniß mit seiner Gattin, stets besorgt für die Erziehung seiner Kinder, lebte er still, sparsam und nüchtern dahin. Er sprach nur wenig mehr, aber bei günstiger Gelegenheit stand ihm doch der alte schneidende Witz zu Gebot. Er ging nicht viel unter die Leute, obgleich er mit den Honoratioren von Hall an Sonn- und Feiertagen gerne ein Seitel trank. Mein Gewährsmann rühmt ferner seine Bescheidenheit, seinen gesunden Verstand, sein edles Gemüth. Namentlich für seine Waffengefährten aus dem Jahre Neun hatte er immer einen Sparpfennig bereit und manchmal, wenn nicht anders zu helfen war, nahm er selbst ein paar hundert Gulden auf, um sie einem bedrängten Freunde zu leihen. Er las auch gerne, am liebsten Kriegsgeschichten, und war selbst in schriftlichen Sachen nicht ganz unbewandert. Dem alten König Max von Bayern, der seinen Sohn, welcher bei Melegg gefangen worden, in München freundlich aufgenommen und sieben Jahre für dessen Erziehung gesorgt hatte, blieb er immer dankbar zugethan.

Als der König 1815 zum Congreß nach Wien gekommen, war Speckbacher ebenfalls dort. Kaiser Franz hatte Lebensart genug, seinen Getreuen zu belehren, was jetzt die Schicklichkeit erfordere. „Speckbacher," sagte er, „Du mußt zum König von Bayern gehen und Dich bedanken, daß er Deinen Buben hat was lernen lassen." Hiebei ist, bemerkte Herr Pfarrer Ascher, das „Du" zu betonen, denn, wie bekannt, pflegte Kaiser Franz nur jene zu duzen, von deren Ehrenhaftigkeit er überzeugt war. Das Du, sagte Speckbacher, sei ihm

mehr werth gewesen, als die goldene Medaille und die Kette, die fünfzig Ducaten schwere, die er nebenbei auch von seinem Landesherrn erhalten. Er sah übrigens selber ein, daß er sich beim König von Bayern melden müsse, erklärte aber später doch, es sei der schwerste Gang in seinem Leben gewesen, dem Fürsten zu danken, dem er so viel Leides gethan. Aber der gute Max schien Alles vergessen zu haben, freute sich, seinen ehemaligen Widersacher von Angesicht zu Angesicht zu sehen und gab ihm die besten Worte. „Treten Sie,“ läßt ihn mein Gewährsmann sprechen, „als Major in meine Armee ein; ich werde Sie zum General befördern. Lassen Sie mir Ihren Sohn, er wird es in Bayern weiter bringen, als in Oesterreich.“ Speckbacher entschuldigte sich und dankte. „Warum sind Sie damals,“ fragte ihn der König weiter, „als die Sache aus war, nicht zu mir gekommen, statt so elendiglich herumzuirren?“ „Das Schicksal Hofers —“ antwortete Speckbacher zögernd. (Ein Anachronismus, den aber der gute Max schwerlich bemerkt haben wird; da nämlich Speckbacher schon Ende November auf die Flucht ging, so konnte das Schicksal Hofers, welcher erst am 20. Februar 1810 zu Mantua erschossen wurde, nicht wohl maßgebend auf ihn eingewirkt haben.)

Als einen sprechenden Beweis von Speckbachers Ehrenhaftigkeit erzählte Herr Pfarrer Ascher auch die Geschichte, wie einst im Jahre Neun, als die Tiroler vor der Festung Kufstein lagen, ein raublustiges Häuflein sich nach dem bayerischen Audorf hinausschlich, um zu plündern und Beute zu holen, wie ihnen aber Speckbacher auflauerte, den Raub abnahm und diesen durch verläßliche Leute wieder den Audorfern zustellen ließ mit der Weisung, wenn etwas abgehe, es ihm zu melden, es solle ihnen nichts verloren sein. Seinen Leuten aber sagte er nachdrücklich: „Wir haben jetzt nur die

Festung Kufstein zu belagern, nicht die friedlichen Nachbarn auszuplündern."

Die stillen, durch körperliche Leiden oft getrübten Tage zu Hall wurden doch hin und wieder durch eine erfreuliche Aufmerksamkeit, durch eine von fern her kommende Auszeichnung erheitert und geschmückt. Manchmal stellten sich sehr ehrenwerthe Besuche ein, namhafte Männer „von Deutschland draußen," die den Helden persönlich kennen lernen und im ihre Hochachtung bezeigen wollten. Zu solchem Zwecke erschien sogar einmal ein preußischer Prinz in Hall und begrüßte den Mann von Rinn. Auch erhielt dieser eines Tages von einem englischen Lord einen trefflich gearbeiteten, verzierten, eingelegten, kostbaren Doppelstutzen zum Andenken, der auch dem Erzherzog Johann so ausnehmend gefiel, daß dieser sechzig Conventionsthaler dafür bot. Speckbacher ließ aber das schöne Gewehr nicht ab, denn er wollte wissen, daß der Lord neunzig Pfund dafür gegeben. Auch Papst Pius VII. erinnerte sich einmal an den tirolischen Brigantenhäuptling im hyperboreischen Gebirge und verehrte ihm in Anerkennung seiner Verdienste um die Rebellion, die es wenigstens mit dem hochwürdigen Clerus nicht übel gemeint hatte, einen Rosenkranz von Bernstein und Korallen mit goldenen Kapseln.

Speckbachers Weib, das einst so schöne Moidele, war auch ein sehr einfaches Wesen. Obgleich sie von dem Bauerngütchen zu Rinn herab als kaiserliche Majorin in die Stadt gezogen war, so wollte sie doch den Wifling auch in Hall nicht ablegen, d. h. den schweren wollenen Bauernrock, vielmehr die ganze bäuerliche Landestracht, die eben der Kürze halber mit jenem Worte bezeichnet wird. Erst einige Jahre später ließ sie sich bewegen, die bürgerliche Kleidung anzunehmen, deren Charakteristicum damals der der Männertracht ent-

lehnte oben ausgebogene Seidenhut war. Die eigentlich städtische Damenmode, den französischen Schnitt, den hat sie nie an sich kommen lassen. Sie überlebte ihren Gatten um viele Jahre und starb erst 1846.

Alles dieses habe ich nun von Herrn Pfarrer Ascher bereitwillig aufgenommen; zu einer Widerrede war gar keine Veranlassung bis auf einen Punkt, der mir immer noch kritisch scheint — ob nämlich Speckbacher damals, als die Bayern auf ihn fahndeten, wirklich sieben Wochen in seinem Stalle zugebracht habe, und zwar in einem grabähnlichen Loche, das anderthalb Fuß hoch mit Mist und Stroh bedeckt gewesen, und ob er darin die ganze Zeit regungslos liegen geblieben sei. Es ist schon anderswo darauf hingewiesen worden, daß diese Erzählung aus einem naheliegenden Grunde unmöglich wahr sein könne. Herr Pfarrer Ascher sucht sie durch die Annahme zu retten, daß der berühmte Knecht Georg Zoppel seinen Herrn des Tages wenigstens ein- oder zweimal aus- und eingegraben habe. Aber wenn, wie zu lesen, immer bayerische Einquartierung im Hause war, so ist das auch nicht annehmbar, und so bleiben denn diese sieben Wochen im Grabe immer noch so bedenklich als zuvor.

Die ausführliche Erzählung von all dem, was dem Geächteten in jenem Winter begegnet, ist bekanntlich zuerst von Bartholdy veröffentlicht worden, und zwar aus dem Munde Speckbachers, den der Verfasser zu Wien hatte kennen lernen und in einem Büchlein, das 1814 herausgegeben und dem Selbstherrscher aller Reußen dedicirt worden ist. Sie wurde dann öfter nachgedruckt, aber auch schon öfter beträchtlich angezweifelt.

In neuester Zeit ist uns Speckbachers Bild durch die Kunst wieder vor Augen gebracht worden. Herr Franz Defregger, ein junger talentvoller Maler aus

dem Pusterthale, hat in einem trefflichen Oelgemälde die Scene dargestellt, wie der elfjährige Sohn, der Anderl, der zu Hause entwischt, unter die Landesvertheidiger gegangen und seinem Vater nachgeeilt war, sich vor diesem als freiwilliger Schütze stellt. Zeichnung und Farbe des Bildes, das zuerst in München ausgestellt war, wurden allgemein als höchst gelungen anerkannt. Es spiegelt sich in der That der ächte Tiroler Humor darin. Als es nach Innsbruck gelangt und auch dort dem Publicum zur Betrachtung geboten war, schien es, als ob wieder ein Nachklang von Anno Neun durch die tirolische Hauptstadt ginge. Alles eilte, das Bild zu sehen, fühlte sich speckbacherisch angeweht und patriotisch begeistert, ja, wie man aus verläßlicher Quelle weiß, sogar die Dienstboten, die Kellnerinnen, die Hausknechte flehten bei der Herrschaft inbrünstig um die Erlaubniß, einen Ausgang machen und den Anderl wie seinen Vater bewundern zu dürfen.

Seitdem habe ich aus der Speckbacher'schen Familie eine freundliche Zuschrift erhalten, welche den oben besprochenen Aufenthalt im Stalle näher erörtert. Nach dieser Mittheilung war die Grube, in welcher Speckbacher verborgen wurde, nicht, wie Bartholdy sagt, achzehn Zoll im Gevierte, sondern vier Fuß tief und entsprechend breit, so daß er in halbsitzender Stellung hineingebettet werden konnte. Es ist auch nicht richtig, wenn Bartholdy behauptet, selbst Speckbachers Weib habe nichts von seinem Verstecke gewußt. Diese war allerdings im Geheimnisse und überdieß wurde der Dulder zuweilen auch von seinem Arzte, dem berühmten Bauerndoctor Spielthenner, dem vertrauten Nachbarn Johann Angerer und dem Meßner Josef Egg besucht. Als der Rippenbruch, den er kurz zuvor erlitten, geheilt war, ungefähr nach drei Wochen, verließ er nach Umständen seine Grube und hielt sich im anstoßenden Schafstalle verborgen. Zu diesen Ortsveränderungen wurden selbstverständlich jene Stunden gewählt, wo die bayerische Einquartierung zu den täglichen Exercitien nach dem nahen Dorfe

Rinn gegangen war. Anfangs Mai endlich gelang es dem Vielgeprüften sich nach Oesterreich zu flüchten.

Auch in Betreff des Stutzens kam mir eine kleine Berichtigung dahin zu, daß Erzherzog Johann nicht bei Speckbachers Lebzeiten, sondern erst nach dessen Tode der Wittwe 200 Gulden geboten, daß diese aber den Stutzen ebenso wenig hergegeben habe, wie die Medaille mit der Kette, welche das Ferdinandeum zu erwerben gewünscht hatte.

Ueber der Stadt Rattenberg stand einst ein Schloß, das den gleichen Namen führte. Das Schloß ist aber wohl die ältere Anlage, die der Stadt erst ihren Namen verlieh. Dieser kommt übrigens sicherlich nicht von den Ratten, welche hier, was alle Zweifel beseitigt, wie in ganz Süddeutschland, Ratzen genannt werden, auch nicht, wie Staffler andeutet, von einem Rad am Berge, noch minder, wie Beda Weber meint, von Rat (soll heißen: Fülle, Segen) im Berge, sondern Rat ist eine Abkürzung von Ratpoto (Rathbote), welcher Name im Geschlechte der Andechser, die lange als Grafen im Innthale saßen, sehr beliebt war. Wahrscheinlich haben also sie den Felsen oder vielmehr die Burg benannt, von der wir sprechen.

Diese war einst aus zwei Besten zusammengesetzt. Die verödeten Mauern des oberen Schlosses laufen noch wie eine graue Krone durch den lichten Nadelwald des Stadtberges hin. Unter diesem Gemäuer aber stand auf einer geräumigen Platte das untere Schloß, jetzt nur noch ein alter Thurm, der einsam aufragt, weithin sichtbar, ein Wahrzeichen der ganzen Landschaft.

Diesen Felsen besteigt ein jeder Gast, der zum erstenmale in Rattenberg einzieht und seinen Merkwürdigkeiten einige Stunden widmen kann. Der kurze Pfad ist wohlgebahnt und mühelos. Unten am Fuße der Burg, auf der einst die Andechser hausten, hat jetzt ein Photograph seine Bude aufgeschlagen, der aus der

schönen Gegend viele schöne Bilder und Porträte herauszieht, namentlich aber, wie schon erwähnt, vor zwei Jahren, als zu Brixlegg die Passion gespielt wurde, den Segen des Himmels im reichsten Maße über sich ausströmen sah, da er die göttliche Person, die allerseligste Jungfrau, den Engel am Oelberg, die zwölf Apostel, den Statthalter Pilatus, seine liebenswürdige Gemahlin, den Hohenpriester und sämmtliche Juden, auch Adam und Eva, kurz alles heilige und unheilige Volk bis herunter zu den schnöden römischen Kriegsknechten mit seiner Kunst zu erfassen verstand und in zierlichen Photographien darstellte, welche von Stadt- und Landleuten als theure Erinnerungen mit nach Hause genommen wurden.

Was sich solche alte feudale Burgen und Berge in unserem pietätslosen Zeitalter Alles gefallen lassen müssen, zeigt aber mehr noch der Schlauch oder Tunnel, den die Eisenbahn-Ingenieure mitten durch des Felsens Eingeweide getrieben, so daß jetzt täglich acht- oder neunmal das Poltern und Pfeifen der Locomotive die Ruinen der Burg umschallt, aus deren Fenstern einst die zartesten Töne mittelhochdeutscher Dichtung in das Innthal hinuntersäuselten.

Also weiter! Hier ist Alles schön, romantisch und verfallen. Grüne Büsche wehen über alten Mauertrümmern, junge Bäume werfen ihren Schatten auf den Pfad. Im Burghof ist eine Schießstätte aufgeschlagen und allerlei Turnzeug für die freiwillige Feuerwehr von Rattenberg. Bald gelangen wir zu dem alten grauen Thurm, der hart am Rande über den Dächern der Stadt steht, der einzige Stammhalter der einst mächtigen Veste, der Erbe alles ihres Ruhmes.

Daß sich da oben eine herrliche Aussicht über Stadt und Land eröffnet, wollen wir nur flüchtig andeuten, etwas ausführlicher aber die Geschichte der Burg bedenken.

Aus alten Tagen ist wenig von ihr bekannt; sie kommt in den Urkunden vor, wie andere auch, ohne mehr als diese besprochen zu werden. Ins Gerede kam sie eigentlich erst im Jahre 1651, als der Kanzler Wilhelm Biener da enthauptet wurde.

Wilhelm Biener war zu Amberg in der Oberpfalz geboren, war fleißig in den Studien und wurde, wie es den Oberpfälzern öfter begegnet, in der feinen Rechtsgelahrtheit, ja selbst in hohen Staatsgeschäften wohl bewandert. Er hatte schon dem Bischof von Freising und dem Kaiser zu Wien gedient, als er nach Innsbruck berufen wurde, wo damals Claudia von Medici, Erzherzog Leopolds Wittwe, das Scepter führte. So lange diese, eine kluge und kräftige Frau, am Leben war, stand Wilhelm Biener, den sie zum Kanzler von Tirol erhoben, in großen Ehren, obwohl er viele Feinde hatte, nicht unter dem Volke, das seine guten Absichten anerkannte, sondern unter Adel und Clerus, welche Gattungen er in ihren ungerathenen Mitgliedern allerdings nicht schonte, da er ein sehr geistreicher Mann war und über Dickköpfe und Heuchler sich gerne lustig machte. Nachdem aber Claudia's Sohn, der Erzherzog Ferdinand Karl, die Regierung angetreten, gingen die Sachen einen andern Gang. Dieser Ferdinand Karl war nämlich ein üppiger Herr und ließ dem italienischen Hofstaat, den schon seine Mutter mitgebracht, zum Schaden des Landes immer größeren Spielraum.

Unter dieser wälschen Colonie war wenig nutzbares Volk, aber viele fahrende Fräulein, auf Gesang und Tanz geschult, nichtswürdige Schranzen, niederträchtige Schmeichler, bestochene Würdenträger, verschmitzte Pfaffen und all das Gesindel, welches fürstliche Hofhaltungen der guten alten Zeit kaum entbehren konnten. Kanzler Biener verhehlte den Wälschen und ihren deutschen Freunden die geringe Schätzung, in der sie bei ihm

standen, keineswegs, so daß sich diese am Ende zusammenschaarten, um ihn zu Fall zu bringen und sich zu rächen. Eines Tages beschieden sie ihn vor den geheimen Rath und hielten ihn da so lange auf, bis andere Verschworene auf Schloß Büchsenhausen bei Innsbruck, wo er wohnte, alle seine Schriften zusammengelegt und davongetragen hatten. Bald darauf ließen sie ihn verhaften und wegen Majestätsbeleidigung inquiriren. In den Schriften hatten sie gleichwohl nur ein paar zweideutige Verse über die verstorbene Claudia gefunden, deren Urheberschaft ihr Kanzler aber nicht anerkannte. Zwei Italiener, Bertelli und Ippoliti, die ihm als Richter bestellt waren, verurtheilten ihn zum Tode. Kanzler Biener wurde sofort nach Rattenberg auf das Schloß gebracht, um dort enthauptet zu werden. Erzherzog Ferdinand Karl, dessen Lehrer er einst gewesen, fiel indeß noch rechtzeitig auf andere Gedanken und ließ einen reitenden Boten mit dem Begnadigungsbrief entsenden. Aber Bieners Feinde hatten auch dafür gesorgt. Als der Reiter beim Wirthshaus in Mühlau vorbeisprengte, traten ihm einige Vertraute entgegen, machten ihn auf die Schwüle des Tages aufmerksam und reichten ihm eine Halbe Wein dar. In der Seele des Boten schlug die tirolische Gemüthlichkeit durch, er setzte sich zum Trunke nieder und trank fort, bis er betrunken war. Am Abend ritt er auf dem Schloß zu Rattenberg ein, nachdem des Unglücklichen Haupt am Morgen schon gefallen war — am 17. Juli 1651. Des Kanzlers Gemahlin verlor darüber den Glauben an Gottes Gerechtigkeit, fiel in Wahnsinn und geistert noch jetzt im Schloß zu Büchsenhausen. Den Präsidenten von Schmaus, seinen Todfeind, hatte der Kanzler in der letzten Stunde noch vor Gottes Gericht gefordert und auch er war in drei Monaten eines jähen Todes verblichen.

So lautet ungefähr die Vulgata, wie sie in bekannten Büchern zu lesen ist. In neuerer Zeit sollen durch eine gedruckte Vorlesung des seligen Dr. Pfaundler und durch Untersuchungen, welche Dr. Schönherr in der Schützenzeitung veröffentlichte, manche Einzelheiten berichtigt worden sein, allein ich konnte diese Arbeiten, obgleich ich deßhalb schon mehrere Male nach Innsbruck geschrieben, bisher gleichwohl nicht zur Einsicht erhalten.

Unter dem Volke lebt der Kanzler und seine Frau noch heutigen Tages in frischem Angedenken. Als vor etlichen Jahren der Damm der Eisenbahn aufgeworfen und der Rattenberger Kirchhof abgegraben wurde, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, man habe den Kanzler Biener wiedergefunden, nämlich ein Gerippe mit durchschnittenem Halswirbel, — allein das Gerede war ohne Grund. Es scheint, als ob das Volk die Gelegenheit nur benützen wollte, um des Todten Gedächtniß wieder zu erneuern.

Auch Hermann Schmid hat sich vor zehn Jahren dieser tragischen Geschichte zugewendet und, um sie näher zu ergründen, manche Woche in Büchsenhausen bei dem damaligen Besitzer, Herrn Mahlschedel Ritter von Alpenburg, zugebracht, zugleich auch in den Innsbrucker Archiven Quellen und Behelfe gesammelt. Auf dem Grund derselben entstand sein geschichtlicher Roman „Der Kanzler von Tirol," welcher ein lebendiges, anziehendes Bild damaliger Zeiten, damaliger Männer und Frauen bietet. Das Buch ist in Tirol mit sehr viel Beifall aufgenommen worden und sogar in Rattenberg eingedrungen.

Uebrigens erzählt Hermann Schmid auf der letzten Seite seines Romans, daß man bei der Abgrabung der Kirchhofsecke morsches Gebein gefunden und ein verrostetes Blechschildlein, das einst am Sarge befestigt gewesen sein mochte und die hohl eingeschlagenen Zahlen

17. 7. 1651 zeigte, so daß also das Gerücht, das wir oben erwähnt, doch nicht ohne allen Grund gewesen wäre.

In der Kriegsgeschichte des Jahres 1703 spielte das Rattenberger Schloß noch als Festung mit. Damals kam nämlich Max Emanuel, der Kurfürst von Bayern, als Eroberer nach Tirol, wollte die rhätischen Alpen übersteigen, sich in Italiens Gefilden mit dem Herzog von Vendome, dem Heerführer des Königs von Frankreich, vereinigen und gegen die Armeen Kaiser Leopolds ziehen. Sein Einbruch überraschte die Tiroler in rathloser Verzweiflung. Die gelernten Kriegskünstler, die in den Alpen überhaupt nie viel Glück erlebten, zeigten sich in vollendeter Unfähigkeit. Als die Bayern Kufstein eingenommen, zogen sie nach Rattenberg. Der General Gschwind verließ letzteres ebenso schnell, als er ersteres aufgegeben hatte. Hinter ihm die größte Verwirrung. Die Bauern, die als Besatzung in die Stadt gezogen worden, namentlich die Brandenberger, schrien über Verrath. Man solle die Commandanten todtschlagen; sie seien früher ohnedem bayerisch gewesen und wollten es wieder werden. Ein guter Theil der Tapferen brach durch das Stadtthor und lief davon. Die anderen Landleute im Schlosse oben hatten nun auch keine Lust, länger mitzuthun, steckten eigenmächtig die weiße Fahne auf und gaben mit der Trommel das Zeichen der Uebergabe. So ging damals Rattenberg verloren.

Vier Wochen später war Alles anders.

Die biederen Landleute, in ihrem Heldenmuthe ebenso unberechenbar wie in ihrer Verzagtheit, hatten sich durch ganz Tirol ermannt und den Guerillakrieg mit großem Erfolg eröffnet. Der Kurfürst, der bis an den Brenner vorgedrungen war, mußte sich bald zur Heimkehr wenden. Wie die Etschländer, hatten sich auch die Innthaler erhoben. Selbst die Brandenberger, die vier Wochen früher bayerisch werden wollten, waren

jetzt schon wieder ganz loyal. So marschirten denn große Haufen auf Rattenberg zu. Der bayerische Commandant ritt damals gegen die Zillerbrücke hinaus, um zu erkunden, wie die Sache stehe. Die Landleute schlossen aber bald einen Reigen um ihn, so daß er sich auf seinem springenden Rößlein nur mit Mühe in die nahe Veste Kropfsberg retten konnte. Nun gingen die Bauern über diese, erstiegen die Zinnen und hatten das alte Castell in einer Stunde erobert. Dann zogen sie nach Rattenberg, schlugen das Thor ein und rückten in die Stadt. Das Schloß wollte sich zwar nicht ergeben, aber die Landstürmer nöthigten den Commandanten, den sie zu Kropfsberg gefangen, einen schriftlichen Befehl auszufertigen, der die Besatzung zu capituliren anwies. So fiel Stadt und Schloß wieder an Einem Tage in die Hände der Tiroler.

Letzteres blieb in leidlichem Ansehen bis auf Kaiser Josefs Zeiten. Dieser decretirte auch ihm den Untergang, wie so vielen anderen kleinen Klausen und Bergfesten in Tirol. So wurde es der verwüstenden Macht der Zeit überlassen. Daß in hundert Jahren das ganze untere Schloß bis auf den einsamen Thurm so spurlos verschwunden, ist gleichwohl auffallend.

X.

Alpbach.

1870.

Von Brixlegg aus lassen sich aber nicht allein bequeme Spaziergänge in die nächste Umgebung, sondern auch sehr schöne Ausflüge in die weitere Nachbarschaft unternehmen. Wir wollen nun zuerst in das rückwärtsgelegene Alpbach wandern und dann auch Brandenberg, das Achenthal und Georgenberg besuchen.

Das rasche Gewässer, welches durch Brixlegg dahin rauscht, die Mühlen und die Räder des Hüttenamts treibt, immer lustig, lebendig, muthwillig, zuweilen auch sehr meisterlos und ungestüm — es heißt der Alpbach. Jeder größere Bach in den Alpen ist eigentlich ein Schlüssel und Wegweiser zu einem Hochthale, zu einer abgeschlossenen, weltentlegenen Idylle. Der Wanderer, der nicht unterrichtet ist, der sieht wohl auf der Landkarte dort hinten ein Zeichen, das ein Dorf bedeutet, vielleicht auch zwei und drei, aber er hat keine Ahnung, was es in dieser Zurückgezogenheit alles zu hören und zu sehen, zu essen und zu trinken gibt.

So führt auch der Alpbach in das Alpbachthal oder, wie man kürzer sagt, ins Alpbach. Vor die Tugend

haben die Götter nach Hesiodus den Schweiß gesetzt und so auch vor die Alpbäcker Forellen. Der Weg ist nämlich gar nicht das Angenehmste an der Partie, vielmehr geht er schon anfangs thurmhoch hinauf, um dann wieder rasch an den Bach hinunterzusinken und diesen auf einer Brücke zu überschreiten. Bald stellt sich die Schäfergasse entgegen, ein arcadischer Name, der etwa ahnen lassen möchte, daß sich da Daphnis aus dem Alpbach und Menalcas von Reit begegnen und Wettgesänge um ein Böcklein oder einen Milchweidling veranstalten, die ein Rattenberger Theokrit zu Papier bringen könnte, eigentlich aber ist die Schäfergasse eine steile, rauhe, steinige und oft sehr schmutzige Schlucht. Wer's nicht selbst gesehen, der glaubt es kaum, daß in diesem schlimmen Hohlweg die Alpbäcker gleichwohl mit ihren Bergwägelchen auf- und abfahren und mitunter ganz ansehnliche Weinfässer thaleinwärts führen. Nachher mildert sich zwar die Hebung, allein es geht noch lange aufwärts. Doch erquickt die Aussicht auf die grünen Wiesen und das freundliche Dörflein von Reit, das weit unten liegt in sonniger Breite. Auch die Höhen, die zur rechten Seite jenseits des Baches hinziehen, bieten die reichste Sammlung von Wiesen, Wäldern, Schrofen, Höfen, Häuschen, Capellen, Bächen, kurz von allen den Bestandtheilen, welche einer alpenhaften, hirtlichen Gegend, sofern sie Leben haben soll, nicht fehlen dürfen.

Der Weg steigt immer höher. Wunderliche Geschichte, daß der Mensch über einen Berg klettern muß, um in ein Thal zu kommen, während doch der Bach unten ganz mühelos und gleichsam eben herausläuft. Allein der Bach läuft unten in einer engen Rinne zwischen hohen Felsenwänden und hat kein Gestade, auf welches sich ein Fußweg legen ließe. Darum mußte auch der Steig so hoch hinaufgeführt werden, als jene Wände

aufwärts reichen. Die südtirolischen Thäler sind fast alle so gebaut; von den nordtirolischen gehen doch die mehreren eben ein. Aber ein Ausflug ins Grödner-, ins Sarnthal war früher eigentlich eine Bergpartie — zwei Stunden heißen Steigens in die Höhe, bis der Wanderer im Schweiße des Angesichts das Vergnügen hatte, wieder tief ins Thal hinunterzusehen. Jetzt sind dort die Felsen gesprengt und im Rinnsal der Bäche Fahrwege angelegt worden. Jetzt sind diese Thäler eigentlich erst eröffnet. In Alpbach spricht man auch — doch leise nur — von einer solchen Unternehmung, aber abgesehen von den großen Kosten sind die Meinungen darüber sehr schwankend. Gut wär's schon, wenn wir eine Straße hätten, meint ein jeder, aber wenn der Weg besser wird, brauchen ja die Leute weniger Schuh', sagt der Schuster. Und die Rosse weniger Hufeisen, sagt der Schmied. Und die Wägerln weniger Reparatur, sagt der Wagner. Und wenn man Alles fahren kann, braucht man keine Bötin mehr, sagt die Bötin.

Endlich dreht sich der Pfad. Die Bergnase ist umgangen, die Aussicht ins Innthal schließt sich und dafür geht die andere ins Alpbach auf; die ersten Höfe zeigen sich am Wege, das Dörflein mit seiner Kirche, die Kirche mit ihrem grünen Spitzthurme erscheint, die Aelpler mähen auf den Wiesen, grüßen, fangen auch zu plaudern an, wenn man stehen bleiben will; links oben ragt die erhabene Gradlspitze in die blaue Luft, zur rechten verliert sich das Thal weit drinnen im Hochgebirge — der Wanderer blickt bald achtungsvoll zu jener hinauf, die er vielleicht von Alpbach aus zu besteigen gedenkt, bald sehnsüchtig in die grünen Schlünde zur Rechten, wo noch viele friedliche Höfe stehen, und so rückt denn unter lauter angenehmen Eindrücken das Dörflein heran und das gelbgetünchte halbstädtische

Wirthshaus der Frau Margreiter „beim Knollen.“ Ersteres sitzt ungemein malerisch auf der Berghalde, die sich zum Bach hinuntersenkt; die braunen hölzernen Häuschen hocken enge und vertraulich beisammen, eines über dem andern, kleine Gärtchen mit den landesüblichen Blumen prangen davor, frische Brunnen sprudeln, die Obstbäume säuseln in den Wiesen und allerlei Zäune, Wege, Brücklein, Stege u. dgl. bringen Reichthum in das Bild.

Wenn gerade Umgang (Procession), was an Feiertagen nicht selten der Fall, dann mag der Fremdling unter Glockengeläute und Weihrauchduft, unter Gebet und Psalmengesang den ganzen Clan mit Standarten und Fahnen an sich vorbeiwandeln sehen und eine belehrende Musterung anstellen. Die Alpbäcker zeigen sich da in ihrem schönsten Festtagsputze, als die schmucksten „Ritter in dem Lodenhembe.“ Der Alpbäcker Loden ist hellgrau, fast weißlich, und die Joppen, welche den Männern daraus gefertigt werden, sind zwar ohne Kragen und ohne Knöpfe, aber mit schwarzsammtenen Vorstößen geziert. Dazu gehörte früher ein rother, mit silbernen Borten eingefaßter Brustfleck, der aber jetzt nur noch bei Schützenaufzügen getragen wird. Um den Leib liegt ein schöngestickter Gurt, den man den Ranzen heißt und welcher gewöhnlich den Namen seines Eigenthümers zu lesen gibt. Ein spitziger, breitgekrempter Hut, eine schwarzlederne Hose und weiße Strümpfe vollenden die Sonntagstracht des Alpbäcker Bauern, der in diesem seinem mannhaften und stattlichen Gewande ein sehr würdiges Bild eines tirolischen Landmanns darstellt. Diese Tracht wird mit großer Anhänglichkeit festgehalten und ist allen gleich. Auch die Weiber und Mädchen tragen über ihrem Rocke lange hellgraue Joppen in wunderlichem Schnitte, der leichter zu belächeln als zu beschreiben ist. Das größte Aufsehen erregen aber ihre

Strümpfe, durch welche sie sich von allen ihren Schwestern im Land Tirol sehr kenntlich, doch nicht sehr vortheilhaft unterscheiden. Diese sind nämlich in vielen Ringeln übereinandergelegt, geben den Waden einen unflätig dicken, tonnenförmigen Anschein und sind, wenn auseinander gezogen, drei bis vier Ellen lang. Die Scheu vor dem Lächerlichen ist aber auch in Alpbach so groß, daß das schöne Geschlecht, wenn es ans Land [1]) geht, jene tugendhafte Verhüllung der unteren Extremitäten immer zu Hause läßt und sich nur in den gewöhnlichen europäischen Strümpfen zeigt, die ihm doch sehr unanständig erscheinen müssen, da sie Zeichnung und Umfang der Füßchen auf den ersten Blick erkennen lassen. Wer daher den künstlichen Pomp jener Waden persönlich betrachten und näher studiren will, der muß die Alpbäckerinnen in ihrer Heimat aufsuchen.

Auch wer in seinem Leben noch keine Gugeln gesehen hat, der mag ins Alpbach gehen, wo er sie finden und betrachten kann. Bei dem Umgang erscheinen nämlich fünf oder sechs würdige Männer in jenen mittelalterlichen Kutten, in denen einst Dante, Petrarca, Boccaccio und viele andere gleichzeitige Celebritäten hienieden herumgewandelt. Die Alpbäcker haben sie fast von allen Farben, weiß, schwarz, gelb, blau, roth. Die Gugelmänner erfreuen sich aber der weitern Auszeichnung, daß sie die Geheimnisse (sprich: Koames) tragen dürfen — gemalte Bilder nämlich, welche als Fahnen mit dem Zuge gehen und unten verschiedene Inschriften führen, als „Der Du vom heiligen Geist empfangen bist, Der Du für uns Blut geschwitzt hast" u. s. w.

---

1) Land nennt man im Gebirge das Hauptthal im Gegensatz zu den Nebenthälern. Der Alpbäcker, wenn er nach Brixlegg, der Stubaier, wenn er nach Innsbruck geht, reist „ans Land" hinaus.

Die Procession schwankt durch die engen Berggassen malerisch dahin. Der städtische Fremdling, der sich als Beobachter aufstellt, läuft freilich immer Gefahr, die andächtigen Beter schon durch seine Gegenwart aus der Stimmung zu bringen. Er mag ein Männlein oder ein Weiblein sein, er wird von den Männern neugierig gemustert, von den Weibern und den Mädchen, namentlich den letzteren, sarcastisch belächelt. Die Alpbäcker verlangen nämlich, daß kein Mensch anders aussehe als sie selbst, soferne er nicht dem öffentlichen Spott verfallen wolle. Hätten unsre Münchner Fräulein am letzten Mariä-Himmelfahrtstage auch solche Kübelstrümpfe angehabt, wie die Alpbäcker Waldweiblein, sie wären nicht so satyrisch angeblinzelt worden. Doch würde es nur ethnographische Beschränktheit verrathen, wenn wir solche Gepflogenheiten lediglich den Alpbäckern und Alpbäckerinnen zuschreiben wollten; die „Herrischen," wenn in der Minderzahl, erwecken überall die Jovialität des biedern Landmannes, im Land Tirol wie in Helvetien oder draußen im großen, germanischen Flachlande.

Nach der Procession steigen wir zum Herrn Curaten, zu seinem freundlichen Häuschen hinauf, um ihm guten Morgen zu wünschen und zu fragen, wie ihm der Umgang angeschlagen. Dann setzen wir uns auf seine Sommerbank und schauen über den Garten, wo jetzt Sonnenblumen, Eisenhut und Astern blühen, hinunter in das Dorf, welches hier ein kleines Thal bildet, von dessen anderm Rande das heitere Knollenwirthshaus entgegen winkt. Alles, was da zwischen Häusern und Obstbäumen zu sehen, gruppirt sich in diesem Rahmen zu einem reichen Lebensbilde, wie es sich ein Genremaler aus Holland oder München nicht plastischer wünschen könnte. Außer den großen Decorationen, den Häusern nämlich und den Bäumen, gewahren wir einen breiten Weg, einen Gießbach, eine Brücke, ein Bild-

stöckel, einen Brunnen, mehrere Gärtchen und einiges Gebüsch. Dazwischen gehen allerlei Alpbäcker hin und her, jedes Geschlechtes und jedes Alters, Alle feiertäglich prangend; die Jungen grüßen die Alten, die Buben die Mägdlein und umgekehrt; da stellen sich zwei zum Gespräche zusammen, dort drei oder vier oder fünf; die exotischen Fräulein aus dem Reich, die heute mit Vater und Mutter vom Land hereingekommen, schlüpfen heiter durch das Alpenvolk, schauen aber doch etwas verdutzt darein, wenn wieder eine ehrwürdige Matrone mit den Tonnenfüßen vorbeiwatschelt; dort zündet ein Alpbäcker seine Pfeife an, die Dirne kommt aus dem Wirthshaus und trägt ein großes Schäffel an den Brunnen, Hansel, der Wirthin Sohn, geht mit einer Maas Wein über die Scene, von Zeit zu Zeit erscheint Frau Knollin mit dem Kochlöffel unter der Thüre, nachzusehen, ob alles in Ordnung geht; ein Mädchen zeigt sich auf der Laube, pflückt sich ein Röschen ab und verschwindet wieder, mehrere Zecher sitzen unter dem Söller im Freien und widmen sich den weltlichen Freuden des Feiertags, nachdem die kirchlichen alle durchgenossen sind. So wimmelt es durcheinander und alles lacht, ruft und disputirt. Also hallen die Stimmen zwar unentwirrbar, aber fröhlich herüber. Einiges Vieh — in den Alpen muß man dies entschuldigen — schöne gesprenkelte Rinder ziehen unangeregt und ruhig durch das aufgeregte, unruhige Gewühl. Auch ein fettes Schweinchen, das sich lebensfroh vorübertrollt, will ich als Staffage nicht unerwähnt lassen, da ich es doch einmal in meinem Notizenhefte vorgemerkt finde. Kurz, wenn ein ordentlicher Maler diese feiertägliche, sonnige Morgenstunde zwischen Pfarrhof und Wirthshaus dort hinten im Alpbach schön und wahrheitsgetreu malen wollte, es müßte ein reizendes Bildchen werden.

Das Kirchlein der Alpbäcker, dem heiligen Oswald geweiht, ist auch sehr sauber und schmuck. An der linken Wand hängt eine Tafel, welche Beachtung verdient, nicht wegen des Gemäldes, sondern wegen der Unterschrift. Sie stellt die Gegend von Melegg dar und ist dem Andenken an einen unglücklichen Schlachttag gewidmet. Es war am 16. Oktober 1809, als ein bayerischer Heerhaufen von Reichenhall her in jene Gegend zog, die Tiroler Landesvertheidiger, die sich dort aufgestellt, aufs Haupt schlug und in wilde Flucht jagte. Es war die größte Niederlage, welche diese in ihrem Freiheitskampfe erlitten. Speckbacher, ihr Anführer, entging mit Mühe der Gefangenschaft, hatte jedoch im Handgemenge so schwere Stöße erlitten, daß er zeitlebens daran kränkelte, sein Sohn Anderl aber fiel in die Hände der Bayern, welche ihn nach München sendeten, wo ihn König Max auf seine Kosten erziehen ließ. Die Alpbäcker Schützen waren auch bei dem Strauße und verloren damals manchen guten Kameraden. Diesen Tag also soll jene Tafel im Gedächtnisse der Kinder und Enkel erhalten. Sie bietet aber folgende seltsame Unterschrift zu lesen:

„Allmächtiger Gott! gib allen unsern verirrten Landsleuten, die bei Melegg geblieben, die ewige Ruhe und uns die Gnade, nie wieder an einen Aufstand gegen unsern höchsten Landesfürsten zu gedenken. Amen.“

Uebrigens hängt in dem spitzigen Thurme auch eine „Heidenglocke.“ Ich konnte ihr Dasein erst aus einem handschriftlichen Heftchen entnehmen, das mir später zugestellt worden, denn in Alpbach habe ich keinen Cicerone gefunden, der mich auf diese Merkwürdigkeit aufmerksam gemacht und zu ihr hinaufgeleitet hätte. Es sollen einmal zwei feindliche Brüder zwei Burgen in Alpbach bewohnt und der eine die Feste des andern in Brand gesteckt haben, so daß dessen Schätze in glühendem Flusse

zu Thal gegangen seien. Lange Zeit darnach, als man St. Oswalds Kirche gebaut habe, sei aus dem Metalle diese Glocke gegossen worden, die seit Jahrhunderten den gleichen Dienst verrichtet, nämlich die Todten zu Grabe läutet. Auf ihrer Außenseite sind einige unleserliche Buchstaben zu sehen.

Noch ein paar andere Sagen enthält das Heftchen, aber von denen, die überall vorkommen und nicht viel bedeuten. Eine derselben lautet z. B.: Ein Knabe und ein Mädchen, Kinder des Thalerbauern, kamen einst am Thierberg zu einer Höhle, die sie früher nie bemerkt hatten. Da ihnen Licht daraus entgegenschimmerte, so gingen sie hinein. Sie fanden die Höhle sehr geräumig; von den Wänden blitzten ihnen Silber und unbekannte Steine entgegen. In der Mitte stand ein marmorner Tisch und auf diesem ein Leuchter, auf welchem ein Stein befestigt war, der die Höhle mit wunderbarem Glanze erhellte. Der Knabe wollte den Leuchter mitnehmen, das Mädchen aber warnte ihn, man dürfe nicht stehlen. So gingen sie denn, um den Vater herbeizuholen, nachdem sie erst ein rothes Halstüchlein am Hirtenstocke vor dem Eingange aufgestellt hatten. Aber nachdem sie mit dem Vater wieder dahergekommen, fanden sie wohl das Halstüchlein, die Höhle war jedoch nicht mehr zu finden. — Eine andere: Die Kinder des Ebenfeldbauern gingen einst an den Bach und sammelten kleine Steine zum Spielen. Da sahen sie auch unter einem Fichtenstamme ein kostbares Kästchen stehen. Erstlich wollten sie es heben und mitnehmen, allein sie waren zu schwach dazu und liefen nach Hause, um den Vater zu holen. Als dieser aber kam, war das Kästchen nirgends mehr zu sehen, aus den Steinchen dagegen waren lauter Zwanziger geworden. — Eine dritte: Im Reichenfelde gewahrte einst ein Ziegenhirt ein altes Männchen unter einer Tanne sitzen und weinen. Auf Befragen sagte

das Männchen, daß es ein Geist sei, der einen Schatz bewahren müsse. Am künftigen Donnerstage zwischen acht und neun Uhr könne es erlöst werden. Wer es wage, werde ungeheure Reichthümer gewinnen. Es, das Männchen, werde dabei in Schlangengestalt erscheinen und einen Schlüssel im Rachen führen. Diesen Schlüssel werde es ihm über die Schulter in den Mund hineinreichen, dabei dürfe er aber nicht zittern, sonst sei Alles verloren. Es ging aber auch damals, wie es noch bei allen solchen Gelegenheiten gegangen ist. Als der Ziegenhirt den Schlüssel mit dem Mund aus dem Rachen der Schlange nehmen sollte, verließ ihn der Muth und er schüttelte das Unthier mit einem Schrei von sich. Dieses verschwand, er aber fing an zu siechen und starb bald darnach. — Allein, wie gesagt, das sind alte und allbekannte Geschichten, und wenn sie erzählt wurden, geschah es nur, um zu zeigen, daß sie auch hier vorkommen.

Uebrigens haben die Alpbäcker eine Physiognomie, während die benachbarten Stämme der Wildschönauer und der Brandenberger keine haben, d. h. mit anderen Worten, diesen beiden Völkerschaften wissen die Leute am Lande gar nichts nachzusagen, als daß sie einfache, Aelpler seien, während die Alpbäcker einen gewissen, eigenthümlichen Charakter haben sollen, nur weiß eigentlich niemand, was für einen. Da der eine Mensch den andern nie näher ins Auge faßt, um ihn zu loben und zu bewundern, sondern nur um ein Bild aus ihm zu schaffen, auf das er selbst heruntersehen kann, so versteht sich auch ungesagt, daß die Alpbäcker dieser näheren Betrachtung nur eine gewisse Feststellung ihrer Unfürme, nicht ihrer Tugenden zu verdanken haben.

Aber doch schwankt ihr Bild sehr unsicher hin und her und läßt sich kaum mit Händen fassen. Nur mit vieler Mühe konnte ich einem Gewährsmann das Ge-

heimniß abringen, daß sie etwas listig und verschlagen sein sollen. Vielleicht wissen sie den Tücken der übrigen Welt so schlangenklug zu begegnen, daß diese nichts gegen sie ausrichtet und ihnen also nur aus Rache einen eigenthümlichen Charakter beilegt. Ein Anderer versicherte, sie seien etwas streitsüchtig, so daß sie den Herren Beamten mehr zu thun geben, als diesen lieb sei, wozu aber an und für sich nicht viel gehört. Wer sich nicht so weit heraustraut mit seinem Urtheil, der behauptet wenigstens, sie seien „besonders."

Auch Beda Weber muß so etwas gehört haben, denn bei ihm sind die Alpbäcker ebenfalls „ein besonderer," von der Nachbarschaft streng geschiedener Menschenstamm. Die Gesichtsfarbe ist weiß, sagt er, nicht braun wie in der Wildschönau, was sich aber nur auf die jungen Mädchen beziehen kann, denn die alten Weiber und Matronen sind auch hier mehr den reifen Wälschnüssen zu vergleichen als den Lilien. Die jungen Mädchen in diesen milchreichen Hochthälern, wie in Alpbach, in Dux und manchen ähnlichen, zeigen fast alle ein milchweißes Gesicht, in dem eine große Alpenrose prangt, sind aber, was die Züge betrifft, sehr typisch und genießen eigentlich alle nur eine Gesammt- oder Generalphysiognomie, nicht wie die Zillerthalerinnen oder Gothinnen des Etschlandes specielle Gesichter. „Der Haarwuchs, fährt jener fort, ist blond, nicht schwarz, wie in der nachbarlichen Wildschönau," wovon aber sehr viele, hier wie dort, eine Ausnahme machen und hell- oder dunkelbraun einhergehen. Im Ganzen ist der Menschenschlag gut gebaut und wohlgeschlacht. Die sauberen Mädchen, die an uns vorüberkamen, alle namhaft zu machen, würde meinem Alter nicht anstehen, auch möchten die nöthigen Personalkenntnisse fehlen; einen Jüngling aber, den ich in meinem Schreibbüchlein mit einigen Worten verewigt habe, will ich doch

hier vorführen, da ich ihn sonst nirgends unterzubringen weiß. „Mathias Maier —“ schrieb ich damals im Erker des Wirthshauses, „die lockigen Haare in die Stirne hereinhängend, die ersten Bartspuren, die vollen Brauen über den klaren, schönen Augen und der zarte melancholische Ausdruck des sanftgerötheten Gesichtes“ — — Nun fehlt aber der Schluß, der nach Walter Scott etwa lauten müßte: „verliehen dem Jüngling ein Aussehen, welches ebenso sehr zu seinem bäuerlichen Gewande als zu den alpenhaften Manieren, die er an den Tag legte, in einem geheimnißvollen Contraste zu stehen schien.“ Eine andere fast unverwerfliche Quelle gibt an, daß die Alpbäcker zum Irrenhause in Hall einen unverhältnißmäßigen Beitrag liefern. Wenn dieß wahr wäre, so kämen wir wieder auf die alte Geschichte, daß das beständige Ineinanderheirathen derselben Familien zuletzt das Blut verdirbt und die Race verschlechtert. In der That sind diese „wilden Jägerstämme“ seit ihrem abgesonderten Bestehen, also ungefähr seit tausend Jahren fast ungemischt. Sie heirathen, wenn der Fall gegeben, nur etwa ans Land hinaus; daß ein Fremdling welcherlei Geschlechtes hineinheirathe, kommt kaum vor. Wäre ihm auch nicht zu rathen, denn der Stammesstolz dieser Aelpler hält nur jene für ebenbürtig, die in demselben Thale geboren sind. Nur die vornehmste Klasse, das wahre Patriciat, nämlich der Wirth und der Bader, haben das Connubium mit der Peregrina frei — ihr Ehestand ist der einzige Kanal, durch welchen frisches Blut in diese Hirtengeschlechter hineingeleitet wird. Da ich übrigens nicht alle Bücher, welche geschrieben werden, lesen kann, so weiß ich auch nicht, wie weit jetzt die Wissenschaft in diesem Fache gediehen. Richtig ist, daß an manchen kleinen Völkerschaften, die immer nur unter sich heirathen, wie z. B. an den Berchtesgadenern, eine Verschlechterung

der Race, eine gewisse physische Verkommenheit sehr auffällig ist.

Andererseits kann man sie in Tirol selbst für die reinsten Stämmlein, wie z. B. für die Duxer und Hinterduxer, nicht leicht zugeben — es müßten nur feinere Beobachter auftreten, welche den kommenden Marasmus mit kundiger Schärfe herauszuahnen und kennbar zu machen wüßten. Nebenbei bemerkt, habe ich selbst schon öfter meinen zu sollen geglaubt, daß auch den Altbayern, welchem Stamme ich bekanntlich selber anzugehören die Ehre habe, die unübertreffliche Reinheit ihres Geblütes mehr zum Schaden als zum Gewinn ausschlage. Ihrem Charakter fehlt oft jene Geschmeidigkeit, welche die Menschenkinder umgänglich und weltläufig macht. Glücklicher vielleicht in dieser Beziehung sind die Rheinländer und die Völker an der Oder wie an der Ostsee, wo einerseits keltisch-römische, andererseits slavische Zusätze dem ächten deutschen Erze eine angenehme Mischung und auch jene gefällige Politur verliehen haben, welche sich uns bisher noch als unerreichtes Vorbild gegenüberzustellen liebt.

Uebrigens möchte ich auch die kurze Charakteristik, welche oben gegeben wurde, nicht auf eigene Rechnung nehmen, sondern sie eher als so ein Gerede bezeichnen, wie es am Land draußen herumgeht. Gegen mich sind nämlich die Alpbäcker noch nie listig oder verschlagen gewesen, und haben mir auch noch keinen Proceß angehängt. Ich erkenne dieß um so lieber an, als ich in diesem Leben vielleicht noch öfter ins Alpbach kommen dürfte, und dort die gute Aufnahme, die ich bisher gefunden, ungern vermissen würde. Wer immer etwas drucken läßt, kann nie ganz sicher sein, ob es nicht gelesen werde, und so möchten jene Aeußerungen ihren Weg ebenso leicht in das liebliche Hochthal finden, als ihn eine anerkennende Würdigung gefunden, welche ich einst

in einem bekannten Blatte veröffentlicht habe. Sie betraf Frau Margreiter, die Knollin, und kam ihr schon am dritten Tage nach dem Erscheinen zu, da ein guter Freund am Lande ihr die Ueberraschung nicht lange vorenthalten wollte, vielmehr die betreffende Nummer alsbald nach deren Ankunft überschickte. Das Vergnügen, in der Zeitung mit freundlichen Worten erwähnt und gelobt zu werden, ist in Alpbach noch so selten, daß es sehr hoch geschätzt wird. So hat denn auch jene That der Anerkennung zwischen mir und Mutter Margreiter ein platonisches Herzensbündniß herbeigeführt, welches zu unserem beiderseitigen Vortheil ausschlägt. Sie freut sich, wenn ich komme und gute Gesellen mitbringe, und ich freue mich, sie wieder zu sehen und freundlich empfangen zu werden.

Sie ist aber auch eine treffliche Wirthin, wie folgende Geschichte überzeugend darthun möchte:

An einem Abend des vorigen Sommers saßen wir einmal zu fünf oder sechs in der Restauration am Bahnhof beisammen und beriethen, was anderen Tages bei schönem Wetter zu thun sein möchte. Leni, die Kellnerin, welche im Alpbach gebürtig, berieth ebenfalls mit und meinte, wir sollten gerade dahin gehen, da Feiertag sei und ein Umgang gehalten werde. Für ein halbes oder ganzes Dutzend von Leuten sei die Wirthin immer eingerichtet und wir würden auch unangesagt gute Zehrung finden. Mit unserem unumgänglichen Gefolge schlugen wir uns auch nicht höher an, als auf zehn oder zwölf Personen.

Etwas spät, fast acht Uhr war es schon, als wir uns zusammenfanden und den Gang begannen. Glücklich hatten wir bald darauf den Wiesensteig hinter dem Bade Mehren bewältigt und sprangen eben über den Stiegel, als uns der erste Alpbäcker — der Schmalzjackel war's — begegnete. So, sagte er, geht ihr auch

ins Alpbach! sind schon viele voraus. — Wie, viele voraus? Ja, wer denn? — O Stadtleute genug; Herren, Frauen, Buben, Mädeln — — leicht ihrer dreißig.

Wir sahen uns bedenklich an. Was soll das werden, wenn schon dreißig kerngesunde Consumenten voraus sind, alle mit den gleichen Aspirationen wie wir! Nichtsdestoweniger schritten wir unerschrocken weiter, weil wir dem Alpbäcker nicht recht glauben wollten; aber wir zweifelten mit Unrecht an seiner Wahrhaftigkeit, denn seine Aussage fand bald volle Bestätigung.

Der Weg zieht sich lange und, wie schon früher bemerkt, ziemlich steil und rauh in die Höhe, an den Stationen des Leidens Christi hin. So lange es nun aufwärts ging, konnte ich nur gleichen Schritt mit den Uebrigen halten; aber als die Höhe erreicht war und der Pfad sich wieder abwärts senkte, eilte ich voraus so rasch als möglich, um der Gefahr ins Auge zu sehen. Und wie der Alpbäcker gesagt, es fanden sich da Herrenleute genug, in kleinen, niedlichen Häufchen, ganz morgenfrisch dahinpilgernd und feiertäglich aufgelegt. Ach, da war der Herr Accessist, der Herr Lieutenant, der Herr Vikar, der Herr Assessor, der Herr Notar, der Herr Bezirks-Appellations-, Oberappellations-Gerichtsrath, der Herr Staatsanwalt, der Herr Director — viele mit Gattinnen und Töchtern, welche Blumen pflückten, mit Söhnen und Hofmeistern, welche Schmetterlinge fingen, mit Gouvernanten, welche französisch sprachen — richtig gezählt und uns eingerechnet, an die siebenunddreißig Seelen. Sie waren theils von selbst auf den gleichen Gedanken verfallen, theils hatten sie von unserem Vorhaben gehört und dasselbe nachahmungswerth gefunden. Eine tüchtige Ladung war auch vor ein paar Stunden erst aus der bayerischen Landeshauptstadt mit der Eisenbahn daher gekommen, hatte sofort

von dem Programm gehört und es ebenfalls angenommen. So schritt ich nun durch die einzelnen Häufchen ängstlich dahin, wurde zwar von allen freundlichst begrüßt, aber auch immer, gleichsam als verantwortlicher Unternehmer befragt, ob es denn hinten im Alpbach auch etwas zu essen gebe. Forellen? lispelte der Herr Staatsanwalt; Hühner? säuselte der Herr Director. Laßt ihn nur machen, schmeichelten die Räthinnen, er wird schon für uns sorgen. Je mehr sie ihre Liebenswürdigkeit an mir ausließen, desto schwerer fühlte ich die Bürde meiner Stellung. Endlich kam ich als der Erste im Wirthshause an, erhitzt und aufgeregt, stürzte in die Küche, wurde von meiner alten Freundin herzlich aufgenommen und sprach: Aber heute wird's uns schlecht gehen, Frau Knollin! — Ja, warum denn? — Ja, so viele Leute! — Ei, das ist ja die größte Ehre für uns! — Ihrer siebenunddreißig! — Immer noch nicht zu viel! — Wollen Alle Forellen! — Sollen auch Alle haben. — Gewiß? — Ja gewiß! Ist ja der ganze G'halter voll. — Aber Hühner wollen sie vielleicht auch! — Hätt' auch siebenunddreißig Hühner! — O, edles Weib, sprach ich, wer kann dir's lohnen? Welche Angst hab' ich ausgestanden und wie glorreich ziehst du mich aus der Patsche! — Sie lächelte milde über den Kleingläubigen. Ich gab ihr das Wort, nie mehr an ihr zu verzweifeln. Alsbald aber schickte sie „zu ihren Mannen allen," d. h. zu allen Mädchen und Weibern, die abstechen und rupfen, sieden und braten konnten, im ganzen Lande Alpbach und in wenig Minuten regten sich zwanzig geschäftige Hände in der großen Küche, still und lautlos, wie von Einem Geist beseelt, um das barmherzige Werk, die Speisung der Hungrigen, einem gedeihlichen Ende zuzuführen. Und als ich sie bald darnach alle so fröhlich beisammen sah, meine lieben Landsleute, an den frischen, weißen Tischtüchern,

vor den perlenden Pokalen, und als Hansel, der Erstgeborne des Hauses, in schneeweißen Hemdärmeln, den Hut auf dem Kopfe und eine Nelke im Mündlein, die Leckerbissen nach einander auftrug, als jeder Hungrige sein Schwänzchen und, wer da wollte, auch sein Hühnlein vor sich sah, da kam eine selige Ruhe über mich, wie ich sie lange nicht mehr genossen. Bald stiegen auch die Alpbäcker „Herren," nämlich die geistlichen — denn andere gibt es hier nicht — vom Pfarrhof hernieder, um mit uns eine frohe Stunde zu verleben. Ueberdieß gingen zwei liebliche Mädchen oder — was poetischer klingen möchte — zwei blühende Hirtentöchter im Feiertagsgewand vorüber, welche schüchtern hinauflugten nach unserer Tafel, die im Freien unter der vorspringenden Laube aufgeschlagen war. Kaum bemerkt, waren sie aber von Hansel auch schon verrathen als Chorsängerinnen, die recht schön jodeln könnten. Sofort sprangen unsere Jünglinge auf, um sie mit freundlichen Worten abzufangen. Sie widerstrebten nicht lange, zumal da ihnen der Herr Curat und der Hilfspriester zuwinkten und gewissermaßen eine obwohl unnöthige Bürgschaft für unsere gute Aufführung übernahmen. Also setzten sie sich an unseren Tisch und begannen zu singen, und der Herr Lehrer mit seiner jungen Frau sang auch mit. Selbst die bajuvarischen Kehlen unserer Würdenträger, ihrer Gattinnen, Söhne und Töchter mischten sich stark und milde in den schallenden Klang.

In den Pausen zwischen den Liedern fehlte es auch an Trinksprüchen nicht. Nach verschiedenen anderen Toasten, welche die Alpbäcker Herren auf die Gäste und diese auf die Alpbäcker ausgebracht, schlug ich ein Hoch auf die Frau Knollin vor, die brave Mutter, die edle Wirthin, den Stolz von Alpbach. Die Worte schienen gut gewählt, denn die anwesenden Alpbäcker

lauschten aus den Wirthshausfenstern und vom Söller herab mit hoher Zufriedenheit, und als ich endlich die dicke Frau Knollin im Namen der ganzen Gesellschaft, im Angesicht der Gradlspitze und des Widdersberger Horns feierlich umarmte, brachen sie in weithin hallenden Beifall aus, in welchen auch die mancherlei Gebildeten mit unverhaltener Herzlichkeit einstimmten.

Eine Viertelstunde vor dem Dorfe steht ein großes, doch hölzernes Bauernhaus am Wege, mit Hofraum, Düngerhaufen und laufendem Wasser wohl versehen. Die hölzernen Häuser der Alpbäcker sind sonst desselben Schnittes wie andere Häuser ihrer Art im Gebirge, doch zeigen sie als Ebenbild des Söllers, der um den obern Stock läuft, zu ebener Erde an der vordern Seite eine Veranda, eine gedielte, umplankte, offene Sommerlaube, wo an warmen Abenden, wie es auch in den Städten der Brauch, die ganze Familie beisammen sitzt und sich in traulichen Gesprächen kurzweilt. Ein solches Haus bewohnt also Johann Moser, ein Mann von kleiner Statur, aber klugem Gesichte, ein ehrenwerther Bauer und Vater vieler Kinder, welch letzteres in Tirol sehr häufig vorkommt. Unter diese seine Kinder zählt er auch die beiden Chorsängerinnen, welche wir oben erwähnt, die freundlichen Mädchen, die an Sonn- und Feiertagen sich gerne bitten lassen und bei einem Gläschen Wein und einem Stückchen Torte ihre Lieder anspruchslos dahinsingen. Da wir jetzt schon ganz gute Freunde sind, der Vater und ich, so fragte ich ihn neulich, ob er nicht sonst noch etwas Merkwürdiges im Hause habe, eine Frage, welche er allerdings bejahen zu dürfen meinte. Er habe nämlich noch alte, schöne Briefe, die ich wohl gerne anschauen würde. Als ich dieses auch bejahen zu dürfen meinte, brachte er sein Hausarchiv zur Stelle, welches aus fünf pergamentenen Urkunden besteht. Davon sind zwei aus

dem fünfzehnten, die anderen aus dem sechzehnten Jahrhundert.

In der ältesten, welche aufgenommen ist an St. Agnesen, der heiligen Jungfrauen Tag, nach Christi unsers lieben Herrn Geburt tausend vierhundert und darnach im neun und sechzigsten Jahre verkaufen Ulrich und Hans, Gebrüder von Frewentsperg (Freundsberg) zu Sant Petersberg, bede Ritter, an den bescheidenen Vincenz im Moß, im äußern Moß, ein Grundstuck. Dieser Urkunde steht im Alter am nächsten eine andere, welche aufgenommen ist am Pfinstag (Donnerstag) nach Udalrici, nach Christi Geburt 1475, und vergleichen sich darin mehrere Einwohner von Alpbach der Irrungen halber, die sich zwischen ihnen wegen des Blumbesuchs ergeben hatten. Die drei jüngeren Pergamente durchzusehen, war die Zeit zu kurz, doch bemerkte ich in dem einen eine Erwähnung der alten „Puechsag,“ eine Erinnerung an das Rechtsbuch, welches Kaiser Ludwig seinem Herzogthum Oberbayern, wozu damals auch Alpbach gehörte, gegeben hat. Nach des Rechtsbuchs Sag', „nach der Buchsag,“ wurde in den vormals bayerischen Gerichten Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel noch Recht gesprochen bis zur Einführung des österreichischen Gesetzbuches.

Lobenswerth aber ist es, daß Johann Moser, der Bauer, die Denkwürdigkeiten seines Hauses so sorgsam aufbewahrt, während doch viele adelsstolze Herrenleute, Ritter und Grafen in Tirol und anderswo die schönsten Urkunden und wichtigsten Pergamente nach dem Centner an die Trödeljuden verkauft haben.

Die Moser sind übrigens eines der drei Hauptgeschlechter in Alpbach. Die zwei anderen sind die Hausberger und die Margreiter, welches das zahlreichste. Es ist kaum anzunehmen, daß dieser Name von Margreit, dem weinreichen Dorfe an der Etsch, abzuleiten sei,

vielmehr augenscheinlich, daß er da und anderswo an Ort und Stelle entstanden. Margreit heißt nämlich auch ein Hof zu hinterst in Alpbach und kann dieser Name als Marah Reut, Roßreut oder Mark Reut, das Reut an der Mark, gedeutet werden.

Der berühmteste unter den Alpbäckern ist gegenwärtig Herr Peter Moser, jetzt Lehrer der deutschen Sprache zu Trient, der auch unter dem Namen J. E. Waldfreund viel Gutes und Schönes, leider sehr Zerstreutes, über Natur und Volk seines Landes geschrieben und herausgegeben hat.

Neuerlich haben sich auch zwei andere Autoren mit dem Alpbach beschäftigt, Professor Adolph Pichler und Professor v. Inama, beide zu Innsbruck. Ersterer beschenkte uns in seinen „Allerlei Geschichten aus Tirol" mit einer ganz schönen Erzählung, welche in diesem Thale spielt. Nur kann ich seinen Eduard, den Sohn des Zangerlbauern, nicht recht genehm halten. Obgleich die Geschichte schon vor dreißig Jahren vor sich geht, läßt sich dieser doch ein Brenneisen ins Feuer legen, um sich damit zu frisiren und auf dem Friedhof stellt er sich mit einer Lorgnette auf, um die Mädchen zu fixiren, die aus der Kirche kommen. Zu Wien soll er ein solcher Geck geworden sein, aber ich vermuthe, die Alpbäcker Burschen hätten ihn mit seiner Lorgnette und seiner Frisur, wenn nicht am ersten oder am zweiten, doch desto sicherer am dritten Sonntage im Wirthshaus vor die Pforte gesetzt, worauf er dann, als der Klügere, auf seine Errungenschaften sicherlich verzichtet hätte. Und der Name Eduard? Sollen die Alpbäcker Bauern schon vor dreißig Jahren den Walter Scott gelesen haben?

Herr v. Inama, der einst in der Allgemeinen Zeitung über die Alpbäcker schrieb, legt ihnen schöne Flachs- und Hanffelder, reiche Viehzucht und eine gewisse Wohlhabenheit bei. Es bleibe ihnen auch noch etliches übrig,

um dem Luxus zu fröhnen, an den sie sich schon einigermaßen gewöhnt hätten. Sie seien den Freuden der Tafel, welche doch wohl nur Kücheln, Krapfen und Nudeln zu bieten hat, und den gebrannten Lebenswassern sehr zugethan. (Ich weiß nicht mehr, ist es in Alpbach oder anderswo gewesen, daß man von Jungfrauen sprach, welche ein Seidel Schnaps auf einem Sitze bewältigen können.) Doch habe ihr Luxus auch eine schöne Seite, insoferne als er zur Erhaltung der ganz eigenthümlichen Volkstracht beitrage.

Die Religiosität trete hier nach außen in allen möglichen Ueberschwänglichkeiten auf. Unendlich viele Feiertage, Feste und Leichenschmäuse, immer in Verbindung mit langen und gründlichen Andachten, seien in höchster Blüthe. Aberglauben in mannigfaltiger Form, Hexerei, Wetterbeschwörungen hätten hier einen weiten Tummelplatz. Die Richtigkeit dieser Schilderung ist zwar nicht zu bezweifeln, allein man wird in ganz Tirol und Altbayern, ja im ganzen katholischen Deutschland keine Gegend finden, auf welche sie nicht mehr oder weniger paßt. Auch aus Brandenberg vernahm ich neulich eine sehr junge Geschichte von Zauberei, Festmachen, Freikugeln, alles ganz nach K. M. v. Webers Freischütz, die in ihrer Art unübertrefflich, aber leider zu lang ist, um hier erzählt zu werden. Hören wir aber endlich, was der vorsichtige Staffler über diese Frage sagt: „Die Gunst des Alpensegens und der verständige Fleiß des Alpbachers, stets begleitet von sparsamem Haushalte, geben die Erklärung von dem glücklichen Zustande des Thales. Hier hat der moderne Luxus, welcher besonders in der Kleiderpracht leider in manchen Thälern unseres Landes pestartig schon um sich gegriffen hat, keinen Eingang gefunden. Alles kleidet sich gleich, einfach, wohlfeil und schön nach der Väter Sitte.“

Diese Schilderung giebt also wieder ein anderes Bild. So schwer ist es, die Bevölkerung eines Alpenthales endgiltig zu charakterisiren und man möchte aus Verzweifelung fast lieber schweigen, wenn die unumgängliche Gründlichkeit nicht gewissermaßen forderte, sich auch darüber zu äußern. Immerhin verdient noch angeführt zu werden, daß Herr v. Inama die Alpbäcker auch „treu und offen" nennt, so daß die Charakteristik, die wir oben nach dem Gerede am Lande gegeben, eigentlich ganz aufgehoben und hinfällig ist und der wohlwollende Leser trotz der besten Quellen über den Charakter der Alpbäcker jetzt eben so viel weiß wie zuvor, ein Resultat, das ich mit einiger Schadenfreude schon von weitem herankommen sah.

XI.

Brandenberg.

1870.

Ein anderes Thal der Nachbarschaft, das sehr gerne besucht wird, nennt sich Brandenberg. Die Brixlegger und ihre Gäste überschreiten, wenn sie dahin trachten, zuerst die hölzerne Innbrücke beim Hüttenamt und gerathen dann allmälig in einen lichten Hain, der sie an die Ufer der Brandenberger Ache führt. Hier auf dieser linken Seite des Inns breitet sich überhaupt ein geräumiges Flachland aus, auf dem zwischen Wies' und Feld viele zerstreute Höfe stehen, die man alle miteinander Kramsach nennt. Auch eine Glashütte findet sich hier und eine große Linde dabei, in deren Schatten an schönen Sonntagen das Volk sich sammelt, um einen Labetrunk zu nehmen. Jenseits des Baches prangt ein stattlicher Edelsitz mit weißer Front und rothem Dachwerk, Achenrain oder Lichtenthurn genannt, jetzt dem Grafen Taxis gehörig. Hinter dem Edelsitz liegt eine Messingfabrik, deren erster Ursprung auf einen Bürger von Hall, Namens Aschauer, zurückgeht. Wegen seiner Verdienste um diese Industrie wurde der strebsame Bürger in den Freiherrnstand mit dem Prädicat von Lichtenthurn erhoben und erhielt, da er das Werk

zum größten Theile an den Landesherrn abtrat, auch den Edelsitz Achenrain in den Tausch. Weiter unten am Bache liegt eine Mühle, wo einst vor vielen Jahren Professor Karl Thurwieser geboren wurde, seinerzeit ein berühmter Bergsteiger, der vor etlichen Jahren zu Salzburg gestorben ist. Ganz am Ende der Ebene, wo die Brandenberger Ache in den Inn läuft, steht wieder ein Dorf mit rothem Spitzthurm, welches Voldepp heißt, ein Name, der romanischen Ursprungs und daher eines ehrwürdigen Alters ist.

Um diese heitere Ebene zu übersehen, besteigt man gern den Volandshof oder auch das Hilaribergl, wo eine Capelle und eine Einsiedelei, in welche sich jetzt ein alter Kriegsmann zurückgezogen. Die Aussicht auf das fruchtbare, wohlbebaute Thal mit dem mächtigen Strome, auf die Stadt Rattenberg zu Füßen ihrer verfallenen Veste, auf Brixlegg mit seinen rauchenden Schmelzöfen, auf die bergige Gegend von Reit, auf Schloß Matzen und seinem Römerthurm, auf die stolzen Trümmer von Kropfsberg und endlich auf das ferne blaue Kaisergebirg, das die Landschaft so erhaben schließt, diese Aussicht ist im Abendscheine wirklich wunderschön. Das Hilarikirchlein steht übrigens auf einem alten Bergbruch, aus dem jetzt ein schöner, weithin gesuchter Marmor gewonnen wird.

Von der Glashütte führt über die Brandenberger Ache ein Steg, mit dem ein Holzrechen verbunden ist. Auch eine Holzlände liegt daneben, wo all der Reichthum aufgeschichtet wird, den die düsteren Forste des Brandenberger Thales abgeben und den der Bach herausflötzt.

Von da an wird die Gegend enger. Der Berg rückt an die Ache heran und es beginnt ein waldiges Thälchen, in welchem sich eine Kirche, ein Widum und ein Wirthshaus verstecken. Dem Wirthshause gegenüber

grünt ein Wiesplatz, auf welchem etliche Bäume, Tische und Bänke stehen. Das stille Plätzchen ist nicht unbeliebt bei den Sommerfrischlern der Gegend. Der Wirth hält etwas auf guten Wein, denn da er dem Getriebe der Welt so ferne liegt, so scheint ihm nur billig, die Gäste, die den weiten Weg nicht scheuen, durch einen würdigen Trunk zu belohnen. Aus den offenen Fenstern des Pfarrhofes strömen mitunter die Tonwellen einer Fisharmonica oder einer Flöte herüber. Wenn der Herr Pfarrer aber ans Fenster kommt und einen guten Freund im Garten sieht, so eilt er alsbald selbst herbei, um ihn in seine Wohnung hinüberzuführen und liebreich zu bewirthen. Herr Sigmund von Schmuck, der geistliche Hirt von Marienthal, pflegt nicht allein die edle Musica, sondern liest auch Bücher und Zeitungen, so viele, als ihm seine Freistunden zu lesen erlauben, so daß er über alles Bescheid weiß, was unter den Menschen draußen vorgeht. Auch sonst sucht der einsame Pfarrherr nützlich zu wirken, wo er nur immer vermag. So hatten wir erst im letzten Herbst wieder eine Frucht seiner Thätigkeit zu würdigen. Ueber die Ache ging nämlich in dieser Gegend weder Brücke noch Steg, was von den Anwohnern nicht weniger bedauert wurde, als von den Spaziergängern. Nun liegt da aber mitten im Bache seit Urzeiten ein titanischer Marmorblock, dem bisher Niemand ansah, welche Bedeutung er für Verkehr und menschlichen Umgang noch gewinnen könnte, bis Sigmund von Schmuck eines Tages wie in einer Vision erschaute, daß er der Pfeiler eines Steges zu werden fähig und bestimmt sei. Also steuerten der Pfarrer und der Wirth und Herr Anton Schreyer, der Altbürgermeister, dessen Hof in der Nähe liegt, eine kleine Summe zusammen und ließen den Steg über den Block hinüberlegen. Er ist bereits so begangen, so unentbehrlich, daß man glauben möchte,

er sei schon in des Riesen Heimo Zeiten, schon vor tausend Jahren vorhanden gewesen. Da er in einen reizenden Waldweg auf der andern Seite der Ache führt, so fühlten auch wir Sommergäste alle, welches Verdienst in dieser neuen Schöpfung liege und wir standen daher nicht an, ihr für ewige Zeiten den ehrenden Namen Sigmundssteg beizulegen.

Ungefähr zur selben Zeit, da an der blauen Donau oder am grünen Rheinstrom die Nibelungen gedichtet wurden, also im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, soll an der Brandenberger Ache das Klösterlein Mariathal entstanden sein. Ritter Berthold, eine der Freundsberger, die, wie schon erwähnt, im Innthal, auf der Burg bei Schwaz, ihren Ursitz hatten, soll nämlich, als er seinen Vetter erschlagen, in diesem Thale bei einem schmerzhaften Marienbilde Trost und Beruhigung gefunden und an der Stelle ein Nonnenkloster gegründet haben, in welches er sich selber einschloß, um bis an sein Ende strenge Buße zu thun. So die Sage — nach der urkundlichen Geschichte dagegen wurde das Kloster von den Freundsbergern im Jahre 1267 gestiftet. Noch vor dessen Ablauf, als der junge Konradin von Schwaben nach Italien zog, gedachte auch seine Mutter, Elisabeth, damals in zweiter Ehe mit Meinhard, dem Grafen von Tirol vermählt, der jungen Stiftung und um des Himmels Gnade für ihren Sohn zu gewinnen, befahl sie allen ihren Mautnern in Tirol, den Nonnen am Wasser Voldepp — wie damals die Ache hieß — jährlich sechzig Saumpferde mit Wein, Oel und anderen Lebensmitteln zollfrei zu lassen. Von da an schweigen die Geschichtsschreiber über das stille Klösterlein länger als fünfhundert Jahre, nämlich bis 1782, wo es von Kaiser Josef aufgehoben wurde. Die Kirche enthält eine schöne Orgel und eine Gruft der Freundsberger. Diese ist mit einer mächtigen rothen

Marmorplatte bedeckt, welche eine Inschrift und die Jahreszahl 1640 trägt.

In dem ehemaligen kleinen Klostergebäude hausen jetzt wieder etliche Nonnen und lehren die Kinder, nämlich die Mädchen der Nachbarschaft und auch einige andere, die ihnen aus der Ferne anvertraut werden. Die Gemächer sehen sehr reinlich aus und die Kinder gesund, so daß alles zusammen einen freundlichen Eindruck macht.

Rechts von Marienthal geht der Weg ins Brandenberg, nicht ein gewöhnlicher Alpensteig, sondern ein geschickt angelegtes Sträßchen, welches sich am Berghange mit mäßiger Steigung hinzieht. Uebrigens bietet der Gang viel weniger Augenweide als jener nach Alpbach. Rechts ist die Aussicht durch den ansteigenden Berg weggenommen, links mag der Wanderer höchstens von Zeit zu Zeit einen Blick in die Schlucht hinunterwerfen, durch welche die Ache hinausströmt.

Nach anderthalb Stunden ist das Ziel erreicht und wir sind in Brandenberg. Dieses zeigt eine ganz andere Gestalt als Alpbach. Dort eine mächtige Berghalde, kein Fußbreit eben, die Häuser alle über einander aufgeschichtet — hier eine geräumige Hochebene, Alles flach und glatt, einerseits bis an den Fuß des Brandenberger Joches, andererseits bis an den Rand des Abgrundes, in welchem die Ache fließt. Auf dieser Ebene stehen zunächst einige Häuser um die Kirche. Hinter ihnen breiten sich weite Wiesen aus, durch welche ein starkbetretener Gangsteig führt. Der Gangsteig mündet vor einem ansehnlichen Hause, das fernhin über den Anger prangt und glänzt. Es ist mit ungemeiner Zierlichkeit im Alpenstyl erbaut, mit Lauben, Schnitzwerk, spiegelnden Fenstern und anderm Schmucke ausgestattet, auf beiden Seiten von einem dunklen Häuflein hoher Bäume umfangen. Der steinerne Unter-

bau ist rosenroth getüncht, der hölzerne Oberbau mit gelber und die Läden sind mit grüner Oelfarbe bemalt. Der Glückliche, der diesen lieblichen Sitz bewohnt, wird wenigstens in der schönen Jahreszeit von jedem Wanderer um die Wonnen seines Aufenthalts beneidet. Er nennt sich Dr. Hintner und ist ein angesehener Chirurg, der sein Haus auch für eine diätetische Sommerfrische eingerichtet hat. Diese wird von Leidenden, die des Hochlands reine Luft und des Arztes heilende Wissenschaft zugleich genießen wollen, selbst aus ferneren Gegenden her besucht.

Ist man auf dem Gangsteig durch die Wiesen gewandelt, um das schöne Doctorhaus zu betrachten, so kehrt man auf einem anderen Pfade zurück, der hart an dem Abgrunde hinläuft, den wir oben schon erwähnt. Hier sieht man hinunter an den Bach, der sich mit silbernen Wellen durch die einsame Tiefe schlängelt. Links oben an der Berghalde über Wiesen und Feldern steht ein kleines Dorf mit grünem Spitzthurm, Aschau geheißen, unten an der Ache, schon ziemlich ferne, ein städtisches Gebäude, Bieneck genannt, wo der Förster wohnt und die Grenzwache Garnison hält. Verschiedene zerstreute Ansiedlungen beleben das Bild, welches verschiedene Schichten von Gebirgsketten, die übereinander aufragen, mächtig abschließen.

Die grüne wohlbebaute Hochebene, auf der wir uns bisher bewegt, ist übrigens nur der Anfang des Thales, das sich öde und unbewohnt bis an die bayerische Grenze, fast fünf Stunden weit, hinzieht. Der Weg, der die Gegend von Schliers mit den Landschaften von Rattenberg und dem Zillerthale in kürzester Linie verbindet, ist gleichwohl sehr beschwerlich und gefährlich, so daß er insgemein gerne gemieden wird. Mit wenigen Auslagen wäre er zwar gangbar herzustellen, aber wenn sich nicht etwa der deutsche Alpenverein um ihn an-

nimmt, so wird er wohl auch künftig bleiben, wie er bisher gewesen. Dort hinten steht übrigens in wild verwachsenen Schluchten die Erzherzog-Johann-Klause, ein sehenswürdiges Triftwerk von vortrefflicher Anlage. Noch etwas weiter draußen jenseits der Grenze überrascht in gleicher Einsamkeit das bayerische Forsthaus in der Valepp, ein schönes gediegenes Gebäude, das auch gute Verpflegung gewährt. Am Bartholomäustag, am 24. August, feiern die Senner und die Sennerinnen von allen umliegenden Almen dort ihren Jahrtag mit Gesang und Tanz und kann sich jedes jugendliche Herz wohl selber denken, wie hoch es da hergeht.

Die Brandenberger sind von ihren Landesherren jeweils gut gehalten worden. So lange sie dem Herzogthum Bayern angehörten, bis 1505, erwies man ihnen Aufmerksamkeiten, damit sich ihr Herz nicht der Grafschaft Tirol zuwende; nachdem sie mit der Grafschaft Tirol vereinigt worden, gab man ihnen gute Worte, damit sie nicht in ihre bayerische Denkungsart zurückfallen sollten. Sie erhielten schon im fünfzehnten Jahrhundert von den oberbayerischen Herzogen sehr ausgiebige Freiheitsbriefe und Kaiser Max ließ sich gerne herbei, dieselben kräftigst zu bestätigen. Im Jahre 1703, zur Zeit, als Kurfürst Max Emanuel seinen unglücklichen Kriegszug an den Brenner unternahm, zeigten sich die Brandenberger, nachdem sie erstlich eine bajuvarische Anwandlung überwunden hatten, ganz tirolisch inspirirt, zogen streitfertig gegen ihre ehemaligen Landsleute und nahmen sogar die Stadt Rattenberg, welche die Bayern erobert hatten, mit bewaffneter Hand wieder ein. Dafür erhielten sie von Kaiser Karl VI. neue Bekräftigung aller ihrer Freiheiten mit besonderem Lobe ihres Heldenmuths. Diese Privilegien, die sich mehr oder weniger erhalten haben, vergönnten ihnen unter

anderm, allenthalben im Thal mit Ruthen und Angeln zu fischen und der kleinen Jagd nachzugehen; jeder sollte nach seinem Belieben Gewerbe treiben und keiner sich Meister nennen dürfen; ihren Herden war das Weiderecht in allen landesfürstlichen Forsten gestattet u. s. w. Die Wälder dieses Thales sind übrigens noch gut gehalten und geben reichlichen Ertrag. Auch finden sich Wildschützen und Schmuggler, doch verfallen diese Gewerbe mehr und mehr.

Im Ganzen erfreuen sich die Brandenberger eines mäßigen Wohlstandes, sind dabei frisch und fröhlich, genießen auch in der Nachbarschaft eines guten Leumunds. Mein seliger Freund, der Reichsrat Dr. Alois Strasser, liebte sie dermaßen, daß er ihren Umgang niemals lang entbehren konnte. Er kam, als ein Advocat zu Hall, oftmals über die waldige Bergstraße heraufgeritten, rechts und links mit Aktenbündeln behängt und setzte sich dann tagelang in ein stilles Gemach des Wirthshauses, um jene zu studiren und den süßen Saft, den er daraus gesogen, in schöne Satzschriften zu ergießen. Er stieg immer ungern wieder hinunter in die Civilisation des Innthals und sprach es öfter aus, daß er alle seine Würden gerne niederlegen möchte, wenn er Wirth in Brandenberg werden könnte.

Wenn übrigens der Tourist nicht etwa Botaniker, Geognost, Weisthümersammler oder etwas Aehnliches ist, so belasten ihn solche Hochthäler nur mit wenig Obliegenheiten. Hat er die Kirche betrachtet und den Herrn Curaten, Doctor oder Chirurgen besucht, so sind alle Merkwürdigkeiten besehen und alle Honoratioren abgestapelt. Die gewöhnlichen Familienbummler, die nur ihre Sorgen vergessen wollen, nur nach Zerstreuung seufzen, sie fragen nicht nach rhäto-etruskischen Grabmälern, nicht nach römischen Meilensteinen, nach celto-

germanischen Ausgrabungen, nicht nach Jochaurikeln und Edelrauten, nach Ammoniten oder Belemniten, sondern nach einem guten Wirthshause. Und auch ein solches ist in Brandenberg zu treffen. Ein Bruder des Doctors ist der Wirth, und die Knödel, das Wildpret-Ragout und die Strauben, die wir einst, in größerem Zuge hier angekommen, zur Erquickung fanden, blieben den Erquickten geraume Zeit noch unvergessen. Damals brach in der jüngeren Gesellschaft eine solche Heiterkeit aus, daß sie sogar zu singen und zu tanzen begann. Frau Doctorin sang zur Guitarre schöne Almenlieder, zum Tanze genügte eine Schwegelpfeife, welche Herr Notar Y. aus München kunstreich zu blasen weiß. Alles trabte am Ende begeistert nach Hause und wußte nicht genug zu rühmen, wie herrlich die Partie gelungen.

Neben dem großen Tanzsaal trafen wir einige sehr schmucke Zimmer, reinlich, hell und mit allem Comfort ausgestattet. Dort verbrachte Dr. Strasser seine Brandenberger Sommerfrischen. Rechtsanwälten, welche schwierige Debitwesen zu arrangiren, Dramatikern, welche angefangene Trauerspiele zu vollenden, Biographen, welche irgend einen großen Charakter fertig zu bringen haben, ihnen können diese stillen freundlichen Gemächer nicht dringend genug empfohlen werden.

Uebrigens werden die Brandenberger im Unterinnthal wie die Paznauner im oberen gerne als Zielscheibe populären Witzes erkoren. So sagt man den Brandenbergern unter anderem nach, daß einer einmal ein Haus ohne Fenster gebaut und die Sonne im offenen Sacke habe auffangen wollen, um damit die Stube zu beleuchten. Es geht aber ein gegenseitiges „Tratzen“ der Nachbarthäler gegen einander, der Städter und der Landleute, durch ganz Tirol und es ist nicht blos ein Ausdruck des deutschen Gemüths, sondern auch die

Wälschtiroler, die Nonsberger und die Valsuganer, halten wacker mit. So müssen sich zum Beispiel die Alpbäcker nachsagen lassen, es habe einmal einer der ihrigen in Rattenberg gefragt, wie theuer jetzt die Kreuzersemmel sei; ein Rattenberger dagegen habe in Alpbach sich erkundigt, wie frühe dort die Siebener-Messe angehe. Die Jenbacher heißen in ihrer Gegend die Katzen und zu Begründung dieses Namens geht folgender Spruch umher:

Die Jenbacher Herrn sind einmal bei Tisch g'sessen
Und haben eine Katz' für ein' Hasen gessen;
Sie haben ein Böckel für ein Geißel kauft
Und einmal ein Madel für ein' Buben tauft.

Die Innsbrucker sollen seiner Zeit einen Karpfen in ein Vogelhaus gesperrt und mit einem Oergele angeorgelt haben, damit er singen lerne. Sie heißen daher spottweise noch immer die Karpfen.

Als Gegensatz zu diesen Belustigungen gibt es im Lande allerdings auch Sprüche und Weissagungen, welche düster lauten. So heißt es zum Beispiel: Innsbruck verbrinnt, Hall versinkt, Schwaz verrinnt. — Am Pendling bei Kufstein geht die Mähr, daß einst „der Alte“ kommen und die große Völkerschlacht gewinnen werde, aber erst wenn zwei Bauern einen Rock und zehn Herren einen Kopf tragen werden.

XII.

Ins Achenthal.

1870.

Einmal gingen wir auch unser drei an den Achensee hinauf, aber nicht auf der breiten Heerstraße oder gar auf der Bahn, welche wenigstens bis Jenbach der kürzeste Weg wäre, sondern links am Inn, den Füßen des Sonnwendjochs entlang, wo die stillen Dörfer Münster und Wiesing zwischen Auen, Feldern und Obstbäumen stehen. Münster, Monasterium, ist ein ehrwürdiger Name, erinnert an Ulm, Straßburg und andere alte Reichsstädte, deren Münster weltberühmt geworden und deutet wohl auch hier auf eine uralte kirchliche Stiftung von höherem Belang, doch hat sich alle sichere Erinnerung daran verloren und nur der große, schöne Pfarrhof ist vielleicht ein Ueberbleibsel aus jenen verschollenen Tagen.

Auf den Fluren von Münster, und zwar auf der Tegerwiese, haust ein berühmter Berggeist, der sich vordem öfter sehen und dann auch einen Spruch vernehmen ließ, welcher lautete:

Wie bin ich so grau, wie bin ich so alt,
Weiß die Tegerwies' neunmal Wies' und neunmal Wald!

Wie hoch dürfte nach diesen Anhaltspunkten das Alter des Berggeistes wohl zu schätzen sein?

Auf den Fluren von Münster öffnet sich auch eine herrliche Aussicht in das Zillerthal, das die Ahornspitze und andere bekannte Häupter mit ihren weißen Mänteln schließen. Den Eingang bewacht die Brettfall, ein weithin schimmerndes Kirchlein mit Einsiedelei, welches rechts auf einem abgerissenen Felsen steht. Von der Mündung des Zillerthales bis nach Rattenberg hin, das mit seiner verfallenen Festung ebenfalls noch im Gesichtskreis, liegen die drei alten Schlösser Kropfsberg, Lichtwer und Matzen. Weit unten im Innthal, an der bayerischen Grenze, steht als ungeheurer Markstein der wilde Kaiser in seiner Pracht.

Zu Wiesing wollten wir etwas rasten und gingen ins Wirthshaus, welches in diesem wenig besuchten Dörflein noch merklich zurück ist und nichts zu bieten vermochte als sauern Wein in schmutzigen Gläsern und altbackenes Brod. Im Unterinnthale und wohl auch noch weiter herum in Tirol findet man jeden Morgen in jedem Wirthshäuslein einen alten Zecher beim Branntwein, der in der Regel etwas schäbig aussieht, oft auch durch heisern Gesang oder verdächtige Lustbarkeit zu erkennen gibt, daß er schon sehr frühe angefangen. Mitunter wird er lästig, bettelt um ein paar Kreuzer, um noch ein paar Tropfen trinken zu können, oder was viel ärger, er bringt dir sein schmieriges Glas und ersucht dich, daraus Bescheid zu thun. Ich bin diesem alten Zecher schon lange auf der Spur, kann aber doch über seinen Stand und seine Geschichte keine ganz sichere Auskunft geben. Vor zwanzig Jahren war es sehr oft ein „Rebeller von Anno Neun," ein Heros, der überflüssig geworden, nichts mehr verdienen konnte oder mochte und vielleicht von dankbaren Kindern oder Enkeln oder sonst von guten Leuten ein kleines Taschengeld

erhielt, um die langweiligen Morgenstunden in der eben so anregenden als belehrenden Gesellschaft des Wirthes und der Kellnerin zubringen zu können. Jene Helden-Generation ist aber jetzt ausgestorben und doch findet sich der alte Zecher noch wie früher. Seine Zeit, so lange er wach ist, theilt sich zwischen Kirche und Wirthshaus — wenn er nicht den Rosenkranz betet, sitzt er beim Becher. Nur des Abends ist er selten zu sehen, denn da er früh aufsteht, geht er auch wieder früh zu Bette. Zuweilen treibt er nebenher auch ein kleines Geschäft und der eine, den wir an jenem Morgen im Wirthshause zu Wiesing gefunden, hatte sich z. B. auf einen allerdings sehr eng begrenzten Theil der Heilkunde gelegt. Sein langer, weißer Bart, die hohe Stirne und ausdrucksvolle, tief eingeschnittene Züge erlaubten fast, ihn mit einem jener arabischen oder jüdischen Aerzte zu vergleichen, denen man im Oriente begegnet. Er rückte näher und näher und zuletzt saß er ganz dicht bei uns und fing an, von den schönen Curen zu erzählen, die ihm schon gelungen und wie gerne er seine Erfahrungen auch uns zu Nutzen gereichen ließe. Aber wie beredt er auch war, wie sehr er seine Kunst zu rühmen wußte, wir konnten ihm beim besten Willen nicht entgegenkommen, denn das Uebel, von dem er uns befreien wollte, war uns leider nicht verliehen, nämlich Hühneraugen.

Nachdem wir etwas ausgeruht, gingen wir die Kirche zu beschauen und geriethen auf diesem Wege in die Todtenkapelle. Da sind, wie gewöhnlich, viele Gebeine und Schädel aufgestapelt, an den Wänden aber verschiedene, nicht üble Gemälde angebracht. Eines derselben trägt die Jahreszahl 1692 und stellt folgende seltsame Geschichte dar: Ein edler Ritter hatte die Gewohnheit, so oft er über den Friedhof ging, für die armen Seelen im Fegfeuer ein paar Vaterunser zu

beten. Eines Tages nun, als er friedlich seiner Wege wandelte, überfiel ihn ein Haufe seiner Feinde, die im Hinterhalt gelauert, und er würde ihren Streichen sicher unterlegen sein, wenn er sich nicht hätte in den nahen Friedhof flüchten können. Da aber standen dankbar die bürgerlichen Todten auf, kamen dem Ritter, der so oft für sie gebetet, zu Hilfe und schlugen mit ihrem Handwerkszeuge die entsetzten Feinde in schmähliche Flucht. Der Maler hat die verschiedenen Gewerbe sehr kenntlich anzudeuten gewußt; dem einen Gerippe gab er eine Schneiderscheere in die Hand, den anderen einen Schusterhammer, eine Zimmermannsaxt, einen Maaskrug, eine Bierschapfe, kurz es ist Alles vertreten, was sich in einem kleinen Städtchen an Hantierungen zusammenzufinden pflegt. Wo die Geschichte vorgefallen, ist leider nicht angegeben, wahrscheinlich in Spanien.

Nun ging's durch Wies' und Wald auf angenehmen Pfaden immer aufwärts, bis wir in einer Stunde die schöne Fläche von Eben erreichten.

Dort steht St. Notburgen Kirchlein auf der luftigen Höhe, ein bescheidenes Gotteshaus, auch innerlich nicht sehr prunkvoll ausgestattet. Das Werthvollste ist der heilige Leib, der auf dem Hochaltar ausgestellt ist, kostbar in Gold gefaßt, so daß er nach allen Seiten hin flimmert und glitzert. Der Schädel grinst allerdings mit wenig Anmuth herunter auf das andächtige Volk. Hinter dem Hochaltar hängen einige Tafeln aus dem letzten und dem vorletzten Jahrhundert ohne Kunstwerth, aber lehrreich für alle, welche alte Volkstrachten studiren wollen. Die größte hat, sozusagen, monumentalen Werth, da sie in vierundzwanzig Bildern die ganze Geschichte der Heiligen enthält, schon vor langer Zeit in Kupfer gestochen und auch in dem Werke des Johannes Perierus, welches wir bald erwähnen werden, wieder mitgetheilt ist.

Die heilige Notburg ist den Innthalern fast die liebste unter allen Heiligen und in der That auch der heiligen Philomena, die man neuerlich von Wälschland aus als ihre Concurrentin hereingeschoben, bei weitem vorzuziehen. Geboren wurde sie 1267 zu Rattenberg, in der Stadt, wo ja das Haus ihrer Eltern an der Hauptstraße noch jetzt gezeigt wird. Dieses Haus ist gar nicht zu verkennen, da es mit großen Buchstaben als solches bezeichnet ist und auch die Wunderthaten des tugendhaften Mädchens am Erker aufgemalt sind. Es ist daher weit gefehlt, wenn Beda Weber in seinem „Land Tirol" behauptet, sie sei nahe beim Schloß Rottenburg von gemeinen Eltern geboren. So ungern man den geistlichen Herren etwas vorwerfen mag, da sie es gewöhnlich übel nehmen, so scheint es doch, als ob sie die vaterländischen Heiligen und ihre Wunder, sowie auch die ihnen gewidmeten Wallfahrten gar zu sehr vernachlässigten, da sie es nicht der Mühe werth halten, über den historischen Theil der Sache nachzudenken, noch weniger zu forschen, am allerwenigsten aber dem andächtigen Bauernvolk einen kritischen Bericht über seine Gnadenörter an die Hand zu geben. (Ob sie eine Kritik aushalten, ist freilich eine andere Frage.) Deßwegen ist auch die Wallfahrts-Literatur trotz ihrer hohen Wichtigkeit die erbärmlichste in ganz Deutschland und hat seit hundert Jahren nicht den mindesten Fortschritt gemacht.

War es mir doch selber beschieden, mit schwachem Finger den Schleier von den Deggendorfer Geheimnissen wegzuziehen und manchem geistlichen Rath und erzbischöflichen Secretär zu zeigen, daß es eigentlich der scheußlichste Schund des Mittelalters sei, was sie bisher als ein großes Wunder Gottes verehrt haben.

Auch war Notburg nicht von gemeinen Eltern geboren, wie Beda Weber sagt, sondern von ehrengeachteten Hut-

machersleuten, was zu Rattenberg sehr wohl bekannt, weil man bei dem letzten Umbau des Hauses noch Spuren einer Werkstatt gefunden, wie sie die Hutmacher zu ihren Verrichtungen brauchen. Mit achtzehn Frühlingen trat sie als Köchin in den Dienst zu Rottenburg, auf dem Schloß, welches weiter oben am Inn liegt, gegenüber von Jenbach. Dort entfaltete sie eine bezaubernde Liebenswürdigkeit und Tugenden aller Art. Da sie sehr schön von Gestalt, engelrein von Sitten, demüthig und bescheiden, treu und redlich war, gerne betete und viel Almosen gab (doch nur die Brosamen, die von der Tafel der Herrschaft fielen), so stellte sie das Muster eines Dienstboten auf, ein Ideal, das freilich, wie man hört, auch in Tirol nur selten mehr erreicht wird. Die hohe Frau von Rottenburg war aber hartherzig, verbot jene Spenden und befahl, was jeweils überbleibe, den Schweinen zuzuwenden. Notburg war zu menschenfreundlich, um diesen Befehl genau zu befolgen; hin und wieder ging sie doch hinunter an den Schloßberg, um etwa einen Armen zu erquicken. Auf diesem Wege begegnete ihr einst der Ritter und fragte, was sie in der Schürze trage. Die fromme Magd öffnete sie und der Gebietiger fand Hobelspäne und ein Fläschchen mit Lauge darin. Die Herrschaft erboste sich darüber und wies dem barmherzigen Mädchen die Thüre. Notburg ging nach Eben und trat als Dirne bei einem Bauern ein, dessen Haus noch jetzt gezeigt wird. Sie war zwar unermüdlich in ihrem Dienste, aber als eines Samstags, da die Glocke schon Feierabend geläutet, der Bauer aufs Feld kam, die fromme Maid ausruhen und beten sah und, darüber erzürnt, ihr Trägheit vorwarf und Fortsetzung der Arbeit verlangte, schleuderte sie, um ein Gottesurtheil herauszufordern, die Sichel entrüstet in die Höhe und diese blieb wie aufgehängt in den Lüften schweben.

Dieß ist ein wunderschöner Zug, der mich jedesmal freut, so oft er mir einfällt. Auch bei den Malern hat er Gnade gefunden, denn sie malen die heilige Notburg immer mit der schwebenden Sichel neben dem Haupte. Wie erbaulich, wie überzeugend für alle Schwergläubigen wäre es aber, wenn die Sichel bei Eben jetzt noch in den Lüften hinge! Doch wird wenigstens das Feld, wo das Wunder vorgefallen, noch heute gezeigt und liegt dicht neben dem Widum.

Unterdessen war aber auf Rottenburg ein Unglück nach dem andern eingefallen, die Frau gestorben, das Schloß im Feuer aufgegangen, Haß und Zwietracht in der Familie ausgebrochen. Der Ritter dachte wieder an die fromme Notburg, mit der der gute Geist des Hauses fortgezogen. Also ritt er nach Eben hinauf und führte sie fröhlich wieder auf sein Schloß. Mit ihr kam auch Glück und Segen zurück und blieb noch lange bei dem Geschlechte. Notburg aber starb daselbst 1313 und ordnete sterbend an, ihr Leichnam solle auf einen Wagen gelegt und dieser von zwei Ochsen gezogen werden, bis sie stehen blieben. (Der bescheidene Tiroler Mythus begnügt sich hier mit zwei Ochsen, während andere Legenden in solchem Fall zwei Stierlein verlangen, welche noch nie eingespannt gewesen.) Wo aber die Ochsen stehen blieben, an dem Orte solle sie begraben werden. Also wurde ihr Leichnam den Oechslein übergeben und diese zogen den Wagen über den Schloßberg hinunter und durch den Inn, welcher sie, wie einst das Rothe Meer die Israeliten, trocken hindurch ließ, und hinauf nach Eben, wo sie stehen blieben und wo die Jungfrau begraben wurde. Dort stand damals eine Capelle des heiligen Ruprecht, auf deren Stelle später die Kirche der heiligen Notburg gebaut wurde.

Von den bajuvarischen Hagiographen wird St. Notburg zu den bayerischen Heiligen gezählt, da ihr Ge-

burtsort Rattenberg dazumal noch zum Herzogthum Bayern gehörte. Jedenfalls gereicht es dieser Nation zur Ehre, daß sie neben den heiligen Kaiserinnen, Königinnen, Herzoginnen, neben Landgräfinnen, Aebtissinnen und Klosterfrauen auch eine schöne Dirne aus den niederen Ständen, ein liebenswürdiges Landmädchen, zu himmlischen Ehren erhoben hat. Schade nur, daß nicht auch ein redlicher, fleißiger und sittsamer Bauernknecht ihr an die Seite gestellt werden kann. Jetzt muß sie immer selbzweit mit dem heiligen Isidor auftreten, einem tugendhaften Landmann aus Spanien, dem aber selbst die Legende nichts anderes nachzusagen weiß, als daß er geboren wurde und gestorben ist. Nichtsdestoweniger sieht man ihn im ganzen Gebirge unzähligemale auf den Häusern angemalt. Es wäre wohl sachdienlich, zu wissen, ob die Spanier eben so oft die heilige Notburg aufmalen lassen, und wenn keine Gegenseitigkeit stattfindet, sollte man aus Nationalstolz auch den heiligen Isidor ausschließen und lieber erwägen, ob sich mit den geeigneten Mitteln nicht ein bayerisch-tirolischer Knecht, Bauer oder Wirth zum Heiligen heranziehen ließe.

Ueber die heilige Notburg ist in den letzten zwei Jahrhunderten Vieles geschrieben worden. Um nicht auch drei Jahre meines Lebens über dem Studium des ihrigen zu verlieren, wie es einst dem Leibmedicus Guarinoni begegnet, habe ich mir aber vorgenommen, nur einen Quartband durchzublättern, welchen der Jesuit Johannes Perierus 1753 zu Antwerpen herausgegeben. Es ist daraus zu ersehen, daß die erste schriftliche Aufzeichnung über die Heilige aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stammt. Sie ist sehr kurz und sagt nur, daß sie Köchin zu Rottenburg gewesen und nach ihrem Tode von den Ochsen nach Eben gezogen worden sei; sie gedenkt aber schon der

vielen Wunder, welche in ihrem Kirchlein daselbst geschehen. Der besagte Guarinoni gibt dann um die Mitte des folgenden Jahrhunderts bereits eine ganz ausführliche Geschichte mit vielen kleinen novellistischen Zügen, die wir wohl größtentheils seiner Phantasie verdanken, wie er ja auch die bekannte Geschichte vom Anderl vom Rinn auf dem Gewissen haben soll.

Damals wurden in der Kirche zu Eben auch zahlreiche und kostbare Weihgeschenke gezeigt, die aber schon lange nicht mehr zu sehen und weiß auch Niemand, wo sie hingekommen sind.

Die Gläubigen der katholischen Kirche legen bekanntlich vielen Werth auf heilige Knochen und verehren sie mit Inbrunst. Um diesem Trieb zu fröhnen stören sie die Ruhe der Todten, graben ihre Gebeine aus, lassen sie mit Gold und Edelsteinen verzieren und stellen sie dann unter Glas und Rahmen auf den Altären zur Verehrung aus. Nach der Meinung einiger Philosophen ist es zwar die niedrigste, eines Menschen kaum würdige Sorte von Cultus, faule Zähne, eingebrochene Nasen und morsche, stinkende Knochen, diese ekelhaften Zeichen menschlicher Hinfälligkeit, als Heilthümer zu verehren; allein die Erfahrung spricht gegen jene Ansicht, denn die Wunder, mit denen diese Verehrung vergolten wird, sind unzählige und so bleibt nichts übrig als zu sagen: Credo, quia absurdum est. Im Jahre 1718 überfiel nun auch die Ebener Bauern jener Trieb; sie baten den Bischof von Brixen, die Gebeine der Heiligen erheben zu dürfen; dieser setzte eine Commission nieder, welche die Ausgrabung überwachen sollte, und so gruben denn die Männer von Eben im Boden der Kirche sieben Tage lang, bis sie endlich ein Gerippe fanden, welches sie als das der heiligen Notburg erkannten. Statt mit einigem Schauder, was nicht unnatürlich gewesen wäre, begrüßten die Bauern

die Knochen ihrer alten Freundin mit dem größten Jubel, mit Musik und Böllerknall und legten sie ehrfürchtig in einen hölzernen Kasten. Nach mehreren Jahren kam der Geist auch über ihren Gerichtsherrn, den Grafen J. A. von Tannenberg. Er erbat sich die heiligen Ueberbleibsel in seinen Palast zu Schwaz, wo sie seine Frau Mutter und seine Schwestern, die Gräfinnen, wieder mit unübertrefflicher Kunst zusammensetzten und mit Gold, Edelsteinen und reichen Stickereien bedeckten. Die Damen scheinen dabei nicht geahnt zu haben, was doch jetzt manche Osteologen behaupten, nämlich daß die Gebeine, welche sie als die der heiligen Notburg verarbeiten, eigentlich einem männlichen Skelette angehören, dessen ehemaliger Besitzer freilich nicht mehr ausfindig gemacht werden kann.

Und als die Damen zu Schwaz ihre heilige Arbeit beendigt hatten, wurde St. Notburgens Gerippe wieder unter Begleitung des Bischofs von Brixen und vieler vornehmer Herren aus dem Priester- und dem Laienstande mit Triumphgepränge und Siegespomp in feierlicher Procession nach Eben geführt und dort auf dem Hochaltare zur Verehrung ausgestellt.

„Und so muß denn die heilige Notburg, die demüthige, getreue Magd, die sich bei ihren Lebzeiten wohl wie alle Heiligen nach der kühlen Ruhe im stillen Grabe und nach dem besseren Jenseits gesehnt, sie muß jetzt unausgesetzt da oben stehen und sich voll Flitterstaat in ihrem Glaskasten begaffen lassen bis ans Ende aller Tage.“

Von da an nahm aber die Wunderkraft des Heiligthums wieder neuen Aufschwung. Selbst unter den Czechen, Wenden, Slovenen und Slovenzen fand die deutsche Heilige Zutrauen, so daß sie in Böhmen, Kärnten und bis tief in die Steiermark hinunter, namentlich in Krankheiten des lieben Viehes, angerufen

und hilfreich befunden wurde. Auch die Erde ihres Grabes wurde, mit Wasser vermischt, als Arzenei gegeben und zeigte sich ungemein heilkräftig.

So viel aus des Jesuiten Perierus gründlichem Werke, welches übrigens bei weitem mehr Langweile als Belehrung gewährt und dessen Lectüre daher eher widerrathen als empfohlen werden dürfte, es sei denn, daß ein Leser an den hundertfältigen Wunderkuren, die der Verfasser erzählt, ein besonderes Ergötzen fände.

Für das Bedürfniß des Landvolkes bestehen noch einige kleinere Büchlein, unter welchen jenes des Pater Stephan Postelmayer zu Augsburg 1841 schon die zehnte Auflage erlebt hatte. Es enthält vierundzwanzig Seiten kleinen Druckes und man kann sich daher selber denken, mit welch epischer Breite die wenigen Züge der Legende ausgesponnen sind.

Wahrscheinlich ist der hochwürdige Herr Stephan Postelmayer früher ein Pfarrer gewesen. Oder klingt es nicht ganz pfarrerlich, wenn er seine Notburg, in welcher das Laienvolk doch mehr die heilige Schnitterin erblickt, mit Vorliebe „die heilige Köchin" nennt?

Das letzte Ereigniß von Wichtigkeit, das sich auf Eben begab, war die Canonisation der seligen Notburg. Diese wurde nämlich auf inständiges Bitten des Fürstbischofs von Brixen am 27. März 1862 von Pius IX. in die Gesellschaft der Heiligen aufgenommen, in welcher unsere liebenswürdige Landsmännin sicherlich eine anständigere Rolle spielen wird, als jener schändliche Pedro Arbuez, den er ebenfalls hineingestellt. Es versteht sich von selbst, daß jener Tag mit großer Feierlichkeit begangen wurde.

So schön aber der gottseligen Notburg Geschichte jetzt vor unsern Augen steht, so ist doch zweifelhaft, ob es den Unterinnthalern mit ihrer Heiligen nicht eben so ergehen werde, wie den Urnern mit ihrem Wilhelm

Tell. Wenn einmal die enchorischen Naturforscher bewiesen haben werden, daß sich Hammelsrippchen nicht in Hobelspäne verwandeln können, daß eine Sichel nicht in der Luft hängen bleibt, und daß der Inn einem Ochsenpaar nicht ausweicht, so wird als glaubwürdiger Kern nur die schöne Köchin und Schnitterin aufrecht zu halten sein, welche durch ihren Liebreiz alle Nachbarschaft, durch ihre Menschenfreundlichkeit alle Leidenden und Armen sich geneigt gemacht. Auch nähern sich schon die Mythologen, welche der Sichel wegen in der heiligen Rattenbergerin eine heidnische Mondgöttin oder wegen ihrer Feldarbeit eine Gottheit des Erntesegens wittern wollen.

Das Wirthshaus in Eben scheint übrigens anzudeuten, daß sich Reichthum und Vornehmheit um die bescheidene Magd, die da verehrt wird, jetzt auch nicht mehr sonderlich kümmern, denn es ist sehr ärmlich und wird feinere Leute weder durch seine Küche noch durch seinen Keller anziehen.

Aber während Notburgs Name noch in aller Mund, ihr Bild in vielen Capellen, Kirchen, auf unzähligen Bauernhäusern zu finden ist, ihre Ruhestätte täglich von einschichten Wallfahrern, am sechzehnten September jedes Jahres aber von volkreichen Processionen mit Kreuz und Fahnen besucht wird, ist der Name der Rottenburger fast verschollen, und wenn er nicht im Notburgibüchel stünde, so würde ihn das Volk schon längst vergessen haben.

Und doch waren sie einst ein sehr mächtiges Geschlecht, reich versehen mit Burgen und Vesten im Innthal wie bei Trient, im Nonsberg und zu Eppan, waren durch viele Menschenalter Hofmeister (magister curiae) von Tirol, nannten sich gerne Heinrich, wie die Fürsten von Reuß, und spitzten sich zuletzt in einen sehr bedeutenden ehrgeizigen Heros zu, welcher „der große

Hauptmann von Kaltern“ hieß und, wie man meint, sich an die Stelle Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche zum Grafen von Tirol erheben wollte, von diesem aber erdrückt wurde und als der Letzte seines Geschlechtes 1411 zu Kaltern starb, ob an Gift oder Selbstmord ist bis zur Stunde noch nicht klar geworden. Ihr Stamm- und Hauptschloß steht, wie schon gesagt, nicht weit von Jenbach bei Rothholz, an der dunklen Bergwand auf einem Bühel, den ein Buchenwald beschattet. Es ging in früheren Zeiten zweimal in Flammen auf. Jetzt ist noch ansehnliches Mauerwerk übrig, sieht fast aus wie zwei alte Thürme, ist im Morgenduft, wenn die Sonne noch nieder steht, schwer herauszufinden, aber in den Vesperstunden, wenn viel Licht darauf fällt, nicht leicht zu übersehen. „Dürftige Trümmer,“ nennt es ein Scribent, „Ruine“ der andere. — Alles leer und ausgestorben, wilder Stürme rauhes Bette — so hatte ich mir immer gedacht, bis ich neulich, an einem schönen Octobertage, auf der Straße darunter hinging und oben aus dem Gemäuer eine zarte, aber hohe Rauchwolke, wie einen Lilienstengel aufsteigen sah. Um Gott! rief ich innerlich aus, da ist ja kein Mensch oben — sollte — sollte etwa gar die heilige Köchin zuweilen von Eben herüberkommen und als Geist noch ihre Krapfen backen? Auch die Rauchsäule hat so etwas Uebersinnliches! — Da kam eine Bäuerin daher, die ich nicht vorüberlassen konnte, ohne ihr mein Erstaunen auszudrücken. Ach, sagte diese, ist ja ganz natürlich, ist ja ein Baumann oben und sein Weib kocht auf Mittag! — Ich wollte es kaum glauben, daß in den dürftigen Trümmern noch so viel Menschenleben zu finden. Ich fragte, ob etwa auch St. Notburgs Kämmerlein, das vor Zeiten gezeigt wurde, noch zu sehen sei — das wußte aber die Bäuerin nicht gewiß, sonst wäre ich gern hinaufgestiegen in das alte

Schloß und hätte das Gemach betrachtet, wo die fromme Maid einst von des Tages Mühen auszuruhen pflegte.

Als wir St. Notburgen Kirchlein und das luftige Eben verlassen hatten, begann allmälig der blaue Achensee durch die Apfelbäume zu schimmern. Nach einer Stunde erreichten wir die Buchau, etliche stattliche Alpenhäuser, wo die Schiffleute zu finden sind, die den Wanderer über die Wogen geleiten. Wir fuhren in die Pertisau, die gerade gegenüber liegt, eine schöne, grüne Flur zwischen hohen Bergen in mäßiger Breite hingestreckt und mit manchem hübschen Hofe besetzt. Hier stand ehemals ein Lusthaus, welches die Landesfürsten von Tirol nicht selten bewohnten, um in der Umgebung den Freuden der Jagd und der Fischerei zu leben. Es war aber schon lange verfallen und nur noch in schwachen Trümmern übrig, als der Prälat von Fiecht, der hochwürdige Herr Pirmin Pockstaller, den Gedanken faßte, das alte Sanssouci wieder herzustellen, sich und anderen guten Menschen zum angenehmen Landaufenthalte und zur wonniglichen Sommerfrische. Der Gedanke war um so leichter auszuführen, als Grund und Boden an demselben Orte, wie ja auch der ganze Achensee dem Benedictinerstifte zu Fiecht gehören; diesem oder vielmehr dem Kloster Georgenberg, von welchem jenes ausgegangen, haben ihn nämlich die Herren Dietrich und Gerwin von Schlitters und Herr Heinrich, ihr Schwager, „ein ehrsamer Pfaff, unter ihnen der weisist," wie eine Urkunde sagt, im zwölften Jahrhundert geschenkt. So entstand denn das gegenwärtige „Fürstenhaus," ein ansehnliches Gebäude, das jetzt sehr viel besucht wird. Vor dem Hause, gegen den See zu, findet sich ein kleiner Platz mit mehreren Tischen und Bänken; dort grünen auch einige Bäume und einiges Buschwerk, an welchem die Kähne landen und abfahren; neben dem

Hause steht eine gothische Capelle, ebenfalls neu erbaut und in zierlichem Style ausgeführt.

Wir kamen gerade noch recht zum Mittagessen, für welches wir trefflich vorbereitet waren, da uns außer dem altgebackenen Brod in Wiesing am ganzen Morgen keine Nahrung zugegangen. Die Tafel zeigte sich vollbesetzt, obgleich der September schon ins Land gerückt und die eigentliche Sommerfrische vorüber war; nur an einer entfernten Ecke fand sich noch Raum für unser Kleeblatt. Die Gäste schienen alle mit großem Eifer der Pflicht der Selbsterhaltung obzuliegen, eine Aufgabe, die ihnen durch den Wohlgeschmack der Speisen wesentlich erleichtert wurde. Die Herren von Fiecht sind eigentlich die besten Wirthe in Tirol. In ihren beiden Gasthöfen, da im Fürstenhaus und zu St. Georgenberg, herrscht ein vortrefflicher Geist. Die reinliche, nahrhafte Küche und der vorzügliche Wein sind des Lobes aller Wanderer werth. Die Schaffnerin und ihre Mägde werden mit Vorsicht ausgewählt, beobachten eine untadelhafte Aufführung und wachen, wie man sagt, mit großer Strenge über die Sitten des Hauses. Glücklicherweise gibt es hier noch keinen Kellner und keinen Oberkellner, keinen Portier und keinen Lohnbedienten; man hält noch die patriarchalischen Ueberlieferungen der alten Tiroler Gasthöfe aufrecht. Alles ist einfach, gut und billig, und darum sind die hergewanderten Leute auch alle zufrieden und kommen im nächsten Jahre gewöhnlich wieder.

Der Sprache nach zu urtheilen, waren die meisten der Gäste von der blauen Donau heraufgekommen. Es ist bemerkenswerth, daß sich die Wiener mit solcher Energie auf die Pertisau werfen, gerade wie die Eichstädter auf Brixlegg. Es schienen mehrere angesehene Würdenträger darunter zu sein, meist Männer und Frauen von reiferem Alter. Jugend und Schönheit waren in dieser Woche sehr spärlich vertreten. Nur auf

Eine Dame machten mich meine jüngeren Begleiter aufmerksam, welche in jener Beziehung eine Ehrenerwähnung ansprechen konnte, aber ihren Namen habe ich schon lange wieder vergessen.

Nach Tisch fuhr eine Schaluppe aus der Schiffhütte vor, mit drei Ruderern bemannt, für etwa fünfzehn Seelen eingerichtet. Einige Familien setzten sich fröhlich auf die Bänke und luden auch uns zur Fahrt ein. Es ging nach dem Seehof, der etwa in drei Viertelstunden erreicht wird. Wir fahren fast alle Tage dahin, sagte der Herr Hofrath, dessen Namen ich aber auch nicht mehr weiß. — Und an den anderen Tagen? — Gehen wir in der Pertisau spazieren. — Doch etwas einförmig? — Weiß nicht, wir unterhalten uns sehr gut und sind gerne da.

So kamen wir am Seehof an. Diesen Namen hat Ludwig Rainer, der Zillerthaler, Weltfahrer und Natursänger, dem Platz gegeben, der auf den Karten noch „Der Einfang" heißt. Hier wird ein Gasthof entstehen für die große Welt, für beide Hemisphären, eine Völkerrast, in welcher alle gebildeten Nationen sich behaglich fühlen sollen. Zugleich wird es der Ruhesitz des Unternehmers selber sein, wenn er dereinst von seiner letzten Sängerfahrt zurückkommt und den Wanderstab für immer niederlegt. Die Gäste, die er da erwartet, werden ihm herzliche Grüße bringen von allen seinen Freunden in Europa und in Amerika, und da er mehrerer Sprachen kundig ist, werden sie mit ihm plaudern, als wenn sie noch daheim wären am Mississippi oder an der Newa.

Zur Zeit ist einmal „die Restauration" eröffnet, ein zierliches Gebäude im Alpenstyl mit niedlichem Glockenthurm, schönen geschnitzten Giebeln und Altanen, dicht an den See gestellt, welcher hier in seiner ganzen Länge sichtbar ist und einen gewaltigen Eindruck macht. Im

Innern ist ein schmucker Saal, mit Bildern und Vasen reichlich ausgestattet. Weiter drinnen auf der Wiese zeigt sich das Wohnhaus der Familie und lächelt in alpenhafter Heiterkeit herüber.

Unter der Altane im Freien saßen aber damals eine ziemliche Anzahl städtischer Herren und Frauen mit Jungen und Mädchen, die alle theils von der Pertisau, theils von anderen Orten auf dem Wasser herangekommen waren, um da ihren Kaffee zu trinken. Allerlei Nachen mit allerlei Flaggen verziert schaukelten vor dem Alpenhause wie in einem Hafen. Seltsames Bild, die hohen rauhen Berge, welche steil in den See herunterfallen, dieser selbst so blau und so tief, Alles so erhaben und so öde und mitten drinnen das elegante Alpenhäuschen, die eleganten Gondeln und die elegante Kaffeegesellschaft, plaudernd und schäkernd, als säßen sie auf der Ringstraße zu Wien oder im Hofgarten zu München.

Doch konnten wir uns bei diesen Gästen, so interessant sie schienen, gleichwohl nicht aufhalten; wir wollten ja eigentlich nur die Scholastica besuchen, welche eine Viertelstunde weiter gegen das Achenthal hinein liegt.

Hier ward einst ein edler Mann geboren, Anton Aschbacher. Seinerzeit im ganzen Land bekannt, wäre wohl auch er und seines Lebens Gang einer schnellen Vergessenheit verfallen, wenn nicht Dr. Staffler in seinem bekannten Werke über Tirol dem früh Verschiedenen einen Nachruf gewidmet hätte. „Wir sind es uns schuldig," sagt er sichtlich in gehobener Stimmung, „seine hohen Tugenden kennen zu lernen."

Dieser Held hat also im Jahre 1782 zu Achensee, in dem Weiler, das Licht der Welt erblickt. Dort war sein Vater, ja schon sein Großvater, Zolleinnehmer gewesen und schon dieser hatte wegen seiner treuen Dienste von der Kaiserin Maria Theresia eine goldene

Medaille mit Kette, fünfzig Ducaten schwer, zum Geschenke erhalten.

Anton Aschbacher wurde zuerst in die Klosterschule zu Tegernsee, dann zu höheren Studien nach Hall und Salzburg gesendet. Schon im Jahre 1800, als der Vater die Grenze im Achenthale zu vertheidigen hatte, stand der achtzehnjährige Sohn als Fähnrich unter dessen Befehl und leuchtete durch seine Unerschrockenheit hervor. Er war damals ein schöner Jüngling mit seelenvollen Augen; später verlieh ihm der dichte Schnurrbart, den er trug, ein martialisches Aussehen. Seine rechte Zeit kam aber mit dem Jahre 1809. Damals kämpfte er im Achenthal, unten am Inn und oben auf dem Berge Isel. „Ueberall wehrte er dem rohen Ausbruch der Leidenschaft und der Rache, überall befestigte er Gehorsam und Ordnung.“ Er opferte damals Alles was er opfern konnte, seine ersparten Gulden, die ersparten Schaumünzen seiner Schwester, und selbst die goldene Medaille des Großvaters gab er in Versatz. Als er nach dem Frieden wieder heimkam, fand er das väterliche Haus vom Feinde verbrannt und sein Bruder war den Mühseligkeiten des Kampfes erlegen.

„Anton Aschbacher steht im ehrwürdigen Cyclus der ersten Männer des Jahres 1809 — an Heldenmuth von Wenigen, an Edelmuth von Keinem übertroffen.“

Im Jahre 1813 trat der Held in die österreichische Armee und zog mit ihr als Major nach Frankreich. Dort aber brach ihm fast das Herz über dem Elend und den Leiden der verwundeten Soldaten, die fürs Vaterland geblutet hatten und doch von diesem vergessen schienen. Er erbat sich die Würde eines Inspectors der Lazarethe, um überall Aufsicht üben und selber helfen zu können. Seine Thätigkeit wirkte ungemein ersprießlich und er wurde von den leidenden Kriegern wie ein Vater verehrt und geliebt. Aber dort, so fern

vom blauen Achensee, ereilte auch ihn die letzte Stunde zu Langres, am 12. März 1814, da er das zweiunddreißigste Jahr noch nicht erreicht hatte. „Der Edle endete," sagt Staffler geheimnißvoll, „auf eine Art, die noch nicht aufgeklärt ist und nicht mehr aufgeklärt werden wird." Nach der Sage, die im Thal umgeht, wäre er vergiftet worden, weil man sich seiner Baarschaft bemächtigen wollte.

Das Zollhaus, in welchem Aschbacher einst gewaltet, war für seinen Zweck vortrefflich gelegen. Es stand an der Straße und beherrschte diese; es stand auch am Ende des Sees und es kam ihm keiner aus, der auf seinen Wellen daherschiffte oder davongehen wollte. Diese Lage empfahl sich aber auch sehr nachdrücklich für ein Wirthshaus und deßhalb vollzog sich der Uebergang in ein solches ohne Zögern, als vor vielen Jahren die Zollstätte weiter hinaus gegen die bayerische Grenze verlegt wurde. Anton Aschbacher war nie verheirathet gewesen und so übernahm seine Nichte, Jungfrau Scholastica, den angehenden Gasthof, der unter ihrem Namen bald rühmlichst bekannt und von sinnigen Wanderern, die des Weges kamen, selten übergangen wurde.

Er hatte schon lange mit Ehren bestanden, als Dr. Johann Schuler, der ständische Archivar zu Innsbruck, am Ende der dreißiger Jahre einmal eine Sommerfrische bei der Scholastica zuzubringen beschloß. Dr. Schuler (später ins Parlament zu Frankfurt gewählt), ein allgemein beliebter Mann, in schönen Wissenschaften und Künsten wohlerfahren, gelehrt und geistreich, dabei sehr gutmüthig und verträglich, ging das nächste und die folgenden Jahre wieder hin und zog schon von Anfang an ein gleichgestimmtes Gefolge von guten Freunden und Bekannten nach sich. Zur selben Zeit gerieth ich auch ein paarmal in die heitere Gesellschaft,

deren Zusammenleben in dem engen Hause sich sehr eigenthümlich gestaltet hatte.

Die alte Scholastica war eine fromme Haut und spielte nur so mit Tod und Verwesung. Sie liebte das Lemurische. In das eine Gastzimmer hängte sie ein wahrhaftiges Conterfei, wie ihre Tante auf dem Todtenbette ausgesehen; im andern hing ein anderes, welches den hochwürdigen Herren Vetter, Priester und Curaten zu X. oder Y., in gleicher Lage vorstellte. Da und dort waren zierliche Todtenköpfchen angebracht oder Kupferstiche von heiligen Leibern u. s. w.; außerdem noch allenthalben eine sprudelnde Fülle von Reliquienkästchen, Heiligenbildchen, Weihbrunnenkesselchen und anderen kleinen Stützen der Andacht und der Auferbauung. Das ganze Wirthshaus hatte einen monastischen Anstrich und sah jedenfalls viel klösterlicher aus als die gastlichen Anstalten in der Pertisau und zu Georgenberg. Der obere Hausgang lief gar in eine Capelle aus, wo eine ewige Ampel brannte. Vor der Capelle zog sich ein hölzernes Gitter durch die ganze Breite des Ganges und vor dem Gitter waren wieder Stühle zum Knien angebracht. Bei Tage beteten da zur Abwechslung die Fräulein, wenn sie ihre Briefe geschrieben hatten; am Abende bei schlechtem Wetter veranstalteten die Hochwürdigen eine gesellige Unterhaltung, d. h. man leierte da im Freundeskreise einen Rosenkranz oder eine Litanei herunter. Gegen Mitternacht, wenn wir zu Bette gingen, wurde öfter bemerkt, daß die hölzernen Heiligen im düstern Lampenscheine hinter dem Gitter ganz grimmige Gesichter schnitten — ja, je fröhlicher wir waren, desto unheimlicher sahen sie darein, so daß einmal Professor **, damals noch ein lustiger Student, sie ganz ernsthaft apostrophirte und sich ein derartiges Benehmen ein für allemal verbat. Man weiß jetzt leider nicht mehr, sprach er, wie

viel ihr einst getrunken habt, aber jedenfalls seid ihr dabei nicht so geistreich gewesen, wie heute Abends der Dr. Schuler und der Capellan von Hall und die Frau von **. — Die entlarvten Heiligen, hauptsächlich St. Isidor und St. Leonhard, beide Viehpatrone, doch ersterer für Rindvieh, letzterer für Pferde verlässiger, sie sollen sich damals wirklich ihrer eigenen Jugend erinnert und die Vorübergehenden nachher durch keine Demonstrationen mehr belästigt haben.

Man sollte eigentlich meinen, daß Kirche und Wirthshaus, so nahe sie in der Regel örtlich beisammen stehen, doch als ganz verschiedenen Zwecken dienend, auch eine ganz verschiedene Decoration und Ausstaffirung erheischen. Diese vielleicht richtige Ansicht will jedoch in Tirol nicht recht durchdringen.

In den freundlichen Wirthshäusern Helvetiens findet der Tourist an den Wänden gewöhnlich eine Ansicht und den Plan des Städtchens, die Karte der näheren Umgebungen, des ganzen Cantons, der ganzen Schweiz, Höhenverzeichnisse, Panoramen, Abbildungen der Landestrachten, die schönsten Oertlichkeiten der Nachbarschaft und derlei angenehme, bildende und belehrende Augenweide; in Tirol sieht er meist nur Crucifixe, Todtenköpfe und gewöhnlich sehr wohlfeile und ebenso schlechte Heiligenbilder, auf welche unzählige Generationen von Fliegen ihren Unrath gelegt. Ganz abscheulich sind jene in den Dorfwirthshäusern nicht seltenen Glasbilder, auf welchen die Gewänder der Heiligen mittelst rother und blauer Klexe, die Züge aber durch schwarze Linien ganz irokesenartig dargestellt werden. Ich habe vergessen, zu fragen, woher diese schrecklichen Bilder stammen; wahrscheinlich kommen sie aus dem Friaul. Ein gebildeter Curat, der nur einmal den Apoll von Belvedere gesehen hätte, der sollte seine ganze Energie daran setzen, um diese scheußlichen Popanzen zerschmettern zu lassen.

Immerhin wäre zu versuchen, ob nicht allmälig mit den Crucifixen und den lieben Heiligen auch etwas Landeskunde zu verbinden wäre. Jene würden sich mit einigen Hülfsmitteln für Unterricht und Belehrung gewiß sehr gut vertragen. Auch historische Bilder aus der tirolischen Geschichte wären eine angenehme Abwechselung. Wir bemerken aber ausdrücklich, daß wir nur eine sittsame Ergänzung des religiösen Bilderschatzes beantragen, nur diese im Auge haben. Daß einige Wirthe (und selbst im frommen Etschland) aus ungesundem Neuerungstrieb üppige Mädchen, halbverschleierte Nymphen und badende Göttinnen an die Wände heften, werden wir nie bevorworten und können diese Ausartungen auch nicht auf Rechnung des „heidnischen Liberalismus“ nehmen.

Bei unserer Scholastica, um wieder zu dieser zurückzukehren, zeigte sich überall der strengste Sinn für Decenz. Selbst an Heiligen des schönen Geschlechts wurden nur ungern nackte Arme oder Füße nachgesehen und St. Sebastian wäre wohl als unanständig ganz zurückgewiesen worden. Dagegen fehlte es unter den Lebenden nicht an erlaubten Nudidäten. Hin und wieder bei heißem Wetter kam ein junger Triton ans Land geschwommen, der zur Uebung aus dem nahen Schifflein gesprungen und etwa mit einem Kranz von Seerosen geziert war, der dann den Damen in Schwimmhosen die Honneurs machte, in seinen Paletot schlüpfte, sich ein Würstel geben und sich unter heiterem Gelächter als Studiosus X. oder Professor Y. erkennen ließ. Doch wollen wir lieber dieß heikle Capitel verlassen, wenn es auch noch nicht ganz erschöpft sein sollte.

Die Innsbrucker Professoren und Studenten legten damals zwar auf gute Zehrung einigen Werth, aber im Uebrigen waren sie äußerst bescheiden in ihren Ansprüchen. Nur Dr. Schuler und seine Frau bewohnten

ein Zimmer für sich, in dem sie sich häuslich einrichten konnten — die anderen wurden nur so hin- und hergeschoben, wie es das Bedürfniß des Tages erforderte. Wenn angesehene Fremde kamen, denen unumgänglich Gemächer eingeräumt werden mußten, so schliefen die gelehrtesten Häupter oft zu fünf und sechs in Einer Cajüte. Wo eigentlich die Damen untergebracht waren, habe ich damals nie gefragt und jetzt kann ich mir's gar nicht mehr denken.

Die Stunden, auf die sich alles freute, waren, wie sich von selbst versteht, jene des Abends. Da saß man dann im Pedantenstübel, erquickte sich, und war guter Dinge — immer so zwölf bis fünfzehn Gäste. Dr. Schuler als der Vorläufer, der die anderen in die schöne Wildniß hereingezogen, genoß Patriarchens Achtung und hatte den Vorsitz. Um ihn gruppirten sich, mit Damen untersprengt, Professor Flir, der in Rom gestorben, Capellan Ruf vom Irrenhause zu Hall, der auch die Geschichte des Achenthals geschrieben, Schönach, der Philosoph, Dr. Stotter, der Naturforscher, und so mancher andere nicht unbedeutende Mann. Uebrigens fand ein beständiger Wechsel statt. Heute ging der Eine, morgen kam der Andere. Jetzt sind die Meisten schon weit hinweggegangen, nämlich in die bessere Welt. Damals aber, als sie noch im rosigen Lichte wandelten, politisirten und philosophirten sie wenigstens bei der Scholastica mit einer Unbefangenheit, die man im Achenthal nicht hätte suchen sollen, und mit einem Humor, wie er nur da zu finden war.

Außer den vier Wänden bot jener Aufenthalt allerdings wenig Abwechslung. Der Seehof und das Fürstenhaus in der Pertisau waren noch nicht erbaut. Ein bequemer Spaziergang mit angenehmer Labung in seiner Mitte war eigentlich nur nach Achenkirch gegeben, wo auch ein gutes Wirthshaus ist. Anderen Unternehmungen

traten Gebirg und Wasser fast allenthalben hemmend entgegen. Auf den hohen Unnutz oder das Seekar steigen konnte man auch nicht alle Tage. Zuweilen fuhr man zu Schiffe auf die Geisalm, eine jetzt überwachsene Lahne, die einst vom Seekar heruntergekommen und in die blauen Wasser weit hereingegangen ist. Da bewunderte man die idyllische Einfachheit des Geisers und seiner Hütte, kochte vielleicht Kaffee, irrte etwas in dem Gestrüppe herum, pflückte Blumen, unter denen wir nach A. Pichler Jochlilien, Wiesenrauten, Primeln und Alpenrosen nennen wollen, und ruderte dann wieder seelenvergnügt nach Hause.

Ja, ja, „schön blau ist der See,“ in der That ein herrliches Gewässer und die mächtige Bergwelt, die sich in ihm spiegelt, verleiht ihm eine Einfassung von wunderbarer Majestät, aber doch sind nicht Alle für den Achensee geboren. Er paßt am besten für melancholische Junggesellen, welche sich gern zerstreuen möchten; auch für ältere Gatten, die ein Viertelstündchen spazieren gehen, dann wieder etwas lesen, etwas essen und etwas plaudern wollen, wozu sich in den genannten drei Gasthäusern, die immer besetzt sind, wohl den ganzen Tag über Gelegenheit bietet. Er paßt dagegen trotz seiner Einsamkeit gar nicht für jene, welche diese suchen, denn sie können der Gesellschaft nicht auf den wenigen Wegen und noch minder im Hause ausweichen. Gar nicht passend scheint er auch für Familien, die mit reisiger Jugend versehen sind, welche an schönen Tagen ausfliegen, aber doch nicht zu weit wandern will, denn die Gelegenheiten, die sich dazu bieten, sind sehr bald erschöpft. Obgleich nun das Publicum, das sich hier gefallen kann, immer ein beschränktes sein wird, so ist die Welt doch so volkreich, daß sich trotzdem in den Sommermonaten gebildete Gäste genug finden, welche die wenigen Wirthshäuser des Thals ausfüllen und beleben.

Als wir also nach langen Jahren wieder bei der Scholastica einsprachen, gewahrten wir, daß sich mittlerweile manches geändert hatte. Neben dem alten kleinen Hause ist ein größeres für die Fremden entstanden, mit vielen Zimmern und Kammern. Auf jenem aber steht jetzt mit goldenen Buchstaben: „Gasthof zur Scholastica.“ Der Hausgang ist, was auch anderswo vorkommt, was aber hier in der Bergeinsamkeit doch überrascht, mit glänzenden Bildern der neuesten Gasthöfe Europa's, mit Holzschnitzereien und Photographien verziert. In wehmüthiger Erinnerung an die Vergangenheit öffnete ich die niedere Thüre zum Pedantenstübel und fand da, was auch wieder überraschte, Alles noch unverändert, wie in der guten alten Zeit, Alles noch eben so einfach und so behaglich, wie vor dreißig Jahren. Dort hängt noch Schulers, hier Stotters Bildniß. Ein alter Barometer aus dem vorigen Jahrhundert erinnerte mich, daß ich ihn damals öfter betrachtet hatte. Neu ist der Anfang einer Büchersammlung zum Besten der Gäste, die bei schlechtem Wetter hier herbergen müssen. Etliche haben wir gekauft, sagte die Kellnerin, etliche sind uns geschenkt worden. Neu ist auch ein ansehnliches Fremdenbuch, das mit Zeichnungen, Malereien und Gedichten in allen europäischen Sprachen ausgestattet ist. Doch scheint die gigantische Natur der Alpen nicht alle Gemüther zu erheben und zu veredeln, denn die Kellnerin klagte bitterlich, daß aus dem Fremdenbuch schon manche Bilder ausgeschnitten, aus der Bibliothek schon manche Bücher entwendet worden seien. Die alte Scholastica, Aschbachers Nichte, ist übrigens schon lange gestorben. Jetzt regiert an ihrer Stelle eine andere Nichte, eine gute Wirthin, welche die ruhmreichen Traditionen ihrer Base aufrecht erhält, jedoch auch dem fortschreitenden Zeitgeiste nachgibt, wenn ihr seine Anforderungen gerecht erscheinen.

Der mächtigste Berg am Achensee ist der Unnutz. Adolf Pichler hat ihn schon oft, im Jahre 1857 aber gar am Weihnachtstage erklettert. Der Unnutz ist zwar 6500 Fuß hoch, jedoch trotz der schroffen Wände, die er dem Thale zukehrt, sehr leicht zu besteigen, so daß selbst Damen die Spitze in drei Stunden ohne Anstrengung erreichen. Die Aussicht ist unermeßlich, ja, nach Dr. von Ruthner „bezaubernd" und schließt die bayerische Ebene, den Großglockner und den Ortler ein. An jenem hellen Weihnachtstage sah Adolf Pichler sogar die Berge des Böhmerwaldes.

Eine auffallende Erscheinung ist es, daß sich in dem Gebirge zwischen Brandenberg und der Scharnitz so viele romanische Ortsnamen finden. Sie beweisen, daß diese Wildnisse schon vor der Ankunft der Bajuvaren, theilweise bewohnt und allenthalben zur Alpenwirthschaft benutzt wurden. Den Namen, welche Herbsttage in Tirol S. 127 und 250 aufgeführt sind, können noch folgende angereiht werden: Rofán für Rofain, rovina, Gschnür, casa nigra, Ladiz, laghettizzo, Ladoi, laghettello, Lauris, (val de) lutres, Otternthal. Irdein, was jetzt Sirein gesprochen wird, scheint rhätisch. Mit einigem Vergnügen bemerkte ich bei meinem letzten Gange ins Achenthal, daß der See, da wo der Dalvazzabach einmündet, voll Schilf ist, so daß sich die Deutung (rivo) d'ulvazza, von ulva, Röhricht, auch durch den Augenschein bestätigt. Daher auch Ulvis, Wiese bei Innsbruck, Tulfes, (pra) d'ulves bei Hall, vielleicht auch Telfes und Telfs. Der mehrfach vorkommende Bachname Alweier könnte (rivo) ulvario sein.

Die idyllischen Zustände am Achensee haben modernen Einrichtungen weichen müssen. Es sind ausgedehnte Hôtels erbaut und eine Zahnradbahn verbindet das Innthal mit dem Achensee, ja sogar ein Dampfer vermittelt den Verkehr an den Ufern.

XIII.

St. Georgenberg.

1870.

Wer auf der Eisenbahn von Jenbach nach Schwaz fährt, der sieht einmal, wenn er auf der rechten Seite sitzt, einen waldigen Spalt im Gebirge und weit drinnen auf der Höhe einen gothischen Kirchthurm und ein großes Haus. Kaum gesehen, sind aber diese Gebäude auch schon wieder verschwunden. Fragt der wißbegierige Wanderer, was sie zu bedeuten haben, so kann er erfahren, jener weltentlegene Ort sei St. Georgenberg, ehemals ein Kloster, jetzt noch ein vielbesuchter Wallfahrtsort und gutes Gasthaus.

Auch St. Georgenberg ist nur auf Umwegen zu erreichen, denn der gerade Strich, der am Bache hineinginge, ist nicht zu verfolgen, weil dieser zwischen wilden Felsen herausstürzt. Wer von Jenbach kommt, steigt daher zum Schloß Tratzberg hinauf und wandelt von da einen anmuthigen Pfad, der immer an der Seite des Berges hingeht und in zwei Stunden zum Ziele führt.

Schloß Tratzberg ist eines der mächtigsten Schlösser in Tirol. Es steht auf einem schroffen Felsen und seine fensterreiche Vorderseite, die mit drei Thürmchen geschmückt ist, sieht gebieterisch ins Thal hinunter. Den ersten Stein zu dieser Veste soll ein Rottenburger ge=

legt haben, einer aus dem Geschlechte, das in die Geschichte der heiligen Notburg verflochten ist. Später kam die Burg in verschiedene Hände und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts war sie bei dem angesehenen Geschlecht der Tänzl, die von ihrem schwäbischen Stammgute zu Behingen, welches nicht weit von Dillingen liegt, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nach Tirol gekommen waren, um von dem Bergsegen, der damals so reichlich sprudelte, auch einige Adern in die eigenen Truhen zu leiten. Dies gelang ihnen so gut, daß sie bald ungemein reich wurden. Zu Innsbruck war damals ihr Haus das schönste in der Stadt und eine Tochter, die sie 1494 an Bartlmä von Firmian verheiratheten, steuerten sie mit 80,000 Gulden aus. Das Schloß Bärnegg im Kaunserthale, das sie erworben hatten, vertauschten sie 1498 an Kaiser Max, der ihnen dafür das besser gelegene Tratzberg gab. In jenen Tagen wurden sie auch in den Ritterstand erhoben. Später schlugen ihnen mehrere Unternehmungen fehl und ihr Reichthum minderte sich. Im siebenzehenten Jahrhundert verkauften sie ihre Besitzungen in Tirol und zogen nach Bayern hinaus. Dort blühen sie noch heute und nennen sich wie vordem Tänzl von Tratzberg.

Diese also bauten das Schloß fast von neuem auf und gaben ihm den Umfang, den es jetzt noch zeigt. Es geschah zu jener Zeit, wo die tirolischen Baumeister mit der engen, winkligen, finsteren Art der mittelalterlichen Burgen eben vollkommen gebrochen hatten und wohl unter italienischen Einflüssen einen ganz neuen Styl einführten, der gerade umgekehrt auf große, weite, helle Räume ausging. So finden wir auch in Tratzberg fast lauter ungeheure Säle, in denen allenfalls hundert Gäste zu Tische sitzen können, in denen wir aber das Trauliche und Heimliche vermissen, das wir wenigstens in unseren bürgerlichen Wohnungen nicht

gern entbehren mögen. Gegen den Hof zu gehen diese Säle auf einen großen, schönen Bogengang. Die Aussicht aus den Fenstern — deren man 365 zählen will — ins Innthal hinunter ist, wie sich von selbst versteht, ungemein heiter und schön.

Auf die Tänzl folgten im Besitz des Schlosses die Ilsung, die Fugger und andere Herren, bis es im vorigen Jahrhunderte an die Grafen von Tannenberg und als deren Mannsstamm ausgestorben, mit der Erbtochter Ottilie an den Grafen Franz von Enzenberg, den jetzigen Gebietiger, überging. Dieser, ein kunstsinniger Herr, ließ das Gebäude, das mittlerweile ziemlich verfallen war, wieder in den besten Stand versetzen, manche der Hallen ausmalen, in anderen sehr sehenswerthe Kunstwerke, Waffen und interessante Alterthümer aufstellen. Unter den Gemälden sind Bilder von Hans Schäuffelen, Israel von Mecheln, Lucas Kranach, Salvator Rosa u. s. w. Auch der Stammbaum des österreichischen Hauses von Rudolf von Habsburg bis auf Maximilian I., ein weitverzweigtes sehr anmuthiges Wandgemälde, das noch aus der ersten Zeit der Tänzl stammt, das aber ganz verblichen war, strahlt jetzt wieder in neuem Glanz der Farben. Eine der Stuben, welche das Königinzimmer heißt, ist mit so künstlichem Schnitzwerk ausgelegt, daß die Volkssage behauptet, es hätten sieben Tischler sieben Jahre lang daran gearbeitet.

Von Schloß Tratzberg geht also der Weg über Feld und Wies' und Wald zwei Stunden lang immer in die Höhe, bis er zuletzt in eine schattige Schlucht einbiegt. Und plötzlich, auf einem ungeheuren, schroffen, weißen Felsblock, zu dessen Füßen sich zwei Bäche vereinigen, ersteht ganz nahe das wunderbare St. Georgenberg in einer Lage, die so seltsam ist, daß sie vielleicht nirgends ihresgleichen findet.

Jene beiden Bäche bilden so zu sagen die Festungsgräben, die den heiligen Ort beschützen und beschirmen. Von der Vorderseite her wäre er ganz unzugänglich, wenn über den einen der Bäche nicht eine hohe Brücke führte, die auf drei hölzernen Pfeilern ruht. Wir gehen also über diese Brücke, blicken etwa in den Abgrund hinunter, wobei uns leicht ein Schwindel kommen mag, und betrachten dann die furchtbaren Felsenwände, die da ringsum aufstarren. Es ist hier alles so wild und so schauerlich, daß uns eine Ahnung kommt, welcher „Kampf ums Dasein" jene ersten Ansiedler drängen konnte, ihre Zellen in dieser Oede aufzuschlagen. Wir wünschen uns Glück, nicht mehr in jenen ritterlichen, aber unheimlichen Jahrhunderten zu leben, wo im Thale, an der Heerstraße der Menschen bei der Unsicherheit des Lebens und des Besitzes auch der harmlose Beter seinen Frieden stets gefährdet sah und sich lieber in solche Bergklüfte zurückzog, während die Edeln ihre Thürme auf himmelhohe Felsennadeln setzten, die sie selbst erst nach unendlicher Mühe zugänglich gemacht.

Das jetzige Aussehen der Gebäude von St. Georgenberg geht nicht weiter zurück, als in die vierziger Jahre, wo Kirche und Kloster zum letztenmale restaurirt wurden. Die Kirche ist mit vielen sehenswerthen Votivtafeln ausgestattet, der neue gothische Sattelthurm, der sie schmückt, mit glänzenden Ziegeln gedeckt. Die vielen kostbaren Reliquien, die einst hier verehrt wurden, darunter auch ein Theil des heiligen Rocks, dessen Abgang man in Trier nicht zu spüren scheint, sind jetzt im Kloster Fiecht aufbewahrt.

Die hellen, reinlichen Wirthschaftsgebäude laden den Wanderer freundlich näher zu kommen ein. Er wird zunächst in einen großen Speisesaal geführt, dessen Fenster unmittelbar über dem Abgrund stehen. Bei guter Witterung setzen sich die Wallfahrer gleichwohl

lieber ins Freie, unter die Bäume des Gartens. Das heisere Geschrei der beiden Bäche, welche tief unten in den Schluchten wüthen, hallt auch da noch in ihre Tafelfreuden.

Diese sind aber sonst nicht zu unterschätzen. St. Georgenberg gehört wie die Pertisau dem Benedictinerstifte zu Fiecht und die Fiechter Herren haben auch hier alles trefflich eingerichtet. Namentlich überrascht in guten Jahren der vorzügliche Wein. Auch sind immer etliche von den würdigen Vätern anwesend, theils um den Aufenthalt als Sommerfrische zu benützen, theils um die Wirthschaft zu überwachen. An den Werktagen geht es übrigens sehr stille her auf Georgenberg, an den Sonn- und Feiertagen aber finden sich die Landleute der Gegend sehr zahlreich ein und bringen viel Leben in den einsamen Ort. Der lebendigste und glänzendste Tag des Jahres ist das Fest des heiligen Georg, welches am vierundzwanzigsten April gefeiert wird, weil zu diesem benachbarte und auch fernere Gemeinden im schönsten Feiertagsputz mit Kreuz und wallenden Fahnen herbeiziehen.

Die kleine Wallfahrt zu Georgenberg ist die Mutter der großen Abtei zu Fiecht. Ihr Ursprung geht in die graue Vorzeit zurück und wird nur durch die Legende bezeugt. Diese aber erzählt, ein edler Jüngling, Namens Ratold, aus Aibling in Bayern, habe in der Wildniß einen Ort gesucht, um fern von der Welt der Andacht und den frommen Werken zu leben. Nachdem er hier eine taugliche Höhle gefunden, die noch jetzt gezeigt wird, habe er zunächst daran ein Bethäuslein gebaut, sei dann zum Grabe der Apostel gezogen und als geweihter Priester wieder zurückgekommen. Von dieser Reise habe er auch ein Marienbild mitgebracht und es in jener Capelle aufgestellt, dasselbe, das jetzt in der Kirche verehrt wird. Bald sammelten sich um den frommen

Mann auch andere andächtige Brüder und so entstand eine Genossenschaft von Einsiedlern, welchen aber das Leben hier oben in den schauerlichen Felsenwänden allmälig zu unbehaglich dünkte, so daß sie draußen am Lande bei Stans ein Klösterlein mit Kirche zu bauen gedachten. Die Zimmerleute gingen auch rasch an die Arbeit, allein sie hieben sich dabei mit den eigenen Beilen fort und fort in die Finger, worauf dann weiße Tauben erschienen, welche die blutigen Späne forttrugen und sie auf dem Felsen niederlegten, den wir oben beschrieben haben — eine Sage, die übrigens sehr oft wiederkehrt.

Ratold verstand aber den Wink des Himmels, gab das Unternehmen wieder auf und baute dafür eine Zelle und ein Gotteshaus, wo jetzt St. Georgenberg steht. Dort starb er in hohem Alter und im Geruch der Seligkeit. Ein altes gothisches Kirchlein, früher Unsere liebe Frau unter der Linde genannt, das etwas rückwärts unter den ersten Bäumen des Hochwalds steht, ist der Denkstein dieser ersten Ansiedlung. Die weltentrückte Stiftung wurde bald der Liebling der edlen Geschlechter im Gebirge, die sie reichlich mit Schenkungen begabten.

Im Anfang des elften Jahrhunderts erscheint sie zum erstenmale in den Urkunden und wird da schon ein locus sanctus, ein heiliger Ort genannt. Selbst die fernen Ritter von Seben, die ober der Stadt Clausen am Eisack saßen, waren sehr freigebig gegen sie. Ihnen ist es wohl zu verdanken, daß auch der Platz, worauf der alte Markt der Stadt Brixen sich ausbreitet, damals den Einsiedlern von Georgenberg gehörte, so daß ihn Bischof Heinrich, der ihn zu erwerben wünschte, um 1181 erst von diesen eintauschen mußte. Ferner schenkten die Gebrüder von Schlitters, wie wir früher schon erwähnt, der Zelle das Achenthal, damals Thal

Emaus genannt, ja einer der edlen Schenker nahm selbst das härene Gewand, um seine Tage unter den friedlichen Anachoreten zu beschließen. Im Jahre 1138, zur selben Zeit, da der erste Hohenstaufe als Konrad III. zum deutschen Könige erwählt wurde, ward die Einsiedelei zu einem Benedictinerstift erhoben und ihr der fromme Eberhard als erster Abt vorgesetzt. Im Anfang des nächsten Jahrhunderts wurde auch die neue Kirche vollendet und eingeweiht. Das Kloster und seine heiligen Sitten standen damals in so gutem Rufe, daß Bischof Konrad von Brixen sich in die Einsamkeit von Georgenberg zurückzog, um dort von den Mühen dieses Lebens auszuruhen. Viele edle Geschlechter des Innthales erwählten die Kirche des Stifts auch zu ihrer Grabstätte.

Das Kloster hatte viel Unglück in Feuersnöthen. Im dreizehnten und fünfzehnten Jahrhundert brannte es vollständig nieder. In letzterem kam es auch durch Uneinigkeit der Väter und Unfähigkeit der Aebte erbärmlich herunter. In der Zeit der Reformation riß überdieß große Sittenlosigkeit ein. Die Prälaten wollten zwar nicht lutherisch werden, aber sonst als weltliche Herren ein weltliches Leben führen. Einer derselben trieb es so weit, daß er darüber in Siechthum und frühen Tod verfiel; ein anderer wurde nach Brixen gerufen, dortselbst seiner Würde entsetzt und ins Gefängniß geworfen. Das Vermögen des Klosters wurde unter solchen Umständen heillos vergeudet, und bei der Visitation im Jahre 1596 fand sich nur noch ein einziger Priester vor. Daß in diesen zwei Jahrhunderten des Verfalls hin und wieder auch tüchtige Aebte erscheinen, die das Kloster wieder auf einige Zeit in würdige Verfassung brachten, wollen wir hier nicht verschweigen, damit Herr Regens Tinkhauser, dessen „Beschreibung der Diöcese Brixen“ uns in diesen historischen Dingen als Quelle dient, nicht

etwa meinen möge, wir blieben lieber an den dunklen Seiten der Klostergeschichte hängen, als an ihren hellen.

Im Jahre 1637 fiel das Kloster, vom Blitz getroffen, zum dritten-, im Jahre 1705 zum viertenmal in Asche. Dieses letztemal war ein Waldbrand in dem nahen Vomperthal ausgebrochen und durch heftigen Sturm auch in die Schlucht von Georgenberg getrieben worden. Er zerstörte alle Gebäude und selbst die Brücke, die zu ihnen hinüberführte. Damals beschlossen die Väter, den einsamen Felsen, auf dem sie bisher gehaust, zu verlassen und unten im Thale gegenüber von Schwaz einen neuen behaglichern Sitz zu bauen. In Georgenberg ist seit der Zeit nichts Merkwürdiges vorgefallen, als daß im Jahre 1849 der tausendjährige Bestand der Wallfahrt gefeiert wurde. Die Festlichkeiten dauerten acht Tage und es pilgerten in dieser Zeit mehr als 60,000 Wallfahrer den steilen Berg hinan. Siebzehn Gemeinden kamen unter Leitung ihrer Priester mit Kreuz und Fahnen hergezogen, darunter auch die Christen von Aibling im Bayerlande, wo, wie bereits gesagt, Ratold, der Einsiedler, seine Heimath gehabt haben soll.

Aus neuerer Zeit erzählt Herr Regens Tinkhauser auch zwei Wunder, deren erstes also lautet: Als ein vierjähriges, erblindetes Mädchen von den Aerzten lange Zeit fruchtlos behandelt worden, unternahm der Vater eine Wallfahrt nach Georgenberg und zur selben Stunde, da er am Altare betete, schlug das Kind zu Hause die Augen auf und sprach mit freudiger Stimme: Mutter, jetzt sehe ich! Das zweite Wunder verlief wie folgt: Eine junge Dirne aus dem Kloster stieg eines Morgens auf die Felsenwände, um dort Blumen zu suchen, womit sie das Gnadenbild zu schmücken gedachte, gerieth aber auf eine Stelle, wo der morsche Boden wich und fiel 140 Fuß tief in den Abgrund. Ihr Dienstherr, der es gewahrt hatte und in die Schlucht hinabgestiegen

war, glaubte sie nur als zerschmetterten Leichnam wieder zu finden, sie aber trat ihm unversehrt und lächelnd mit den gesammelten Blumen entgegen und begab sich dann, der wunderbaren Rettung froh, in die Kirche, um den Strauß der Gnadenmutter dankend darzubringen.

Doch ziehen wir wieder weiter, und zwar einen andern Weg, als wir gekommen, nämlich nach Schwaz zu. Nachdem wir die Brücke überschritten, steigen wir tief in die Schlucht zu den Wildbächen hinab und sehen dort unten, wie der 360 Fuß hohe Felsen aus einem Hain von Birken, Buchen und Fichten aufsteigt, immer schwindliger bis hinauf, wo die Klostergebäude freundlich herunternicken und den Pilger an die Erbauung, an die gastliche Aufnahme und den guten Wein erinnern, die er oben gefunden.

Aus dem Bache wieder in die Höhe steigend, treffen wir auf einen breiten, schattigen Weg, der allmälig wieder abwärts führt, ins weite Innthal, in die Gegend von Schwaz. Zunächst vor uns steht Kloster Fiecht, anmuthig an die sanft aufsteigende Halde gelehnt, ein langer weißer Hausstock, von einem mäßig hohen Thurme überragt — die ganze Ansiedlung mehr auffallend durch die Schönheit der Lage als durch den Styl des Baues.

Im Kloster Fiecht setzt sich die Geschichte von Georgenberg fort, die wir oben abgebrochen. Nach dem letzten Brande im Jahre 1705 beschlossen also die Väter, ihren Sitz gleichwohl in das offene Thal hinaus zu verlegen und dort ein ansehnliches Gebäude herzustellen. Diesesmal hieben sich zwar die Zimmerleute nicht mehr in die Hände und es kamen deßhalb auch keine weißen Tauben mehr, um die blutigen Splitter fortzutragen, aber das Werk schritt dennoch sehr langsam vorwärts. Damals begab sich auch eine seltsame Geschichte. Cölestin Böhm nämlich, der Prälat, der den Bau zu führen hatte, ein Wiener, früher Officier,

schien in Schwermuth zu verfallen und trübsinnig zu werden. Diese Stimmung verhinderte ihn aber keineswegs, in Innsbruck ein Anlehen von vierzehntausend Gulden zu erheben und damit in die weite Welt zu gehen. Siebzehn Jahre lang war keine Spur mehr von ihm zu finden. Endlich im Sommer 1726 erschien vor dem Abte von St. Michael in Bamberg ein Mann, der dort unter dem Namen Adolph Krumbach bekannt, verheirathet und Vater einer Tochter war. Dieser erklärte, er sei der durchgegangene, längst vermißte Abt von Georgenberg und wolle sich jetzt mit Gott und seiner Kirche wieder aussöhnen. Der Fürstbischof von Brixen, an welchen der Abt von St. Michael geschrieben, versprach, den Sünder freundlich aufzunehmen und mit Milde zu behandeln. Cölestin stellte sich und wurde zum Pfarrer nach Anras im Pusterthal gewiesen, wo er bis an sein Ende als unbekannter Büßer verblieb. Seine Geißelhiebe hörten die Nachbarn oft noch um Mitternacht, und das Volk nannte ihn nur den heiligen Mann. Niemand als der Bischof wußte, wer der Unbekannte gewesen. Selbst das Stift erfuhr von seinen Schicksalen erst, nachdem er gestorben. Seine Frau und seine Tochter waren in das Kloster zur Himmelspforte bei Würzburg getreten.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde endlich der Bau vollendet und stand unversehrt bis vor zwei Jahren, als das alte Unglück, das die Väter auf Georgenberg verfolgt hatte, auch hier wieder eintrat. Am 21. Juni 1868 brach nämlich abermals ein Brand aus, welcher bald sehr heftig wurde und das Kloster wie die Kirche nahezu verzehrte. Doch konnte das Archiv und die Bibliothek gerettet werden, wogegen eine werthvolle Gemäldesammlung und die Kirchenstühle, welche Meister Nißl in Fügen geschnitzt hatte, im Feuer untergingen. Jetzt ist der Neubau nahezu vollendet und

ein Flügel, der im letzten Sommer fertig geworden, wurde im Herbst bezogen.

Die Fiechter Herren sind bei den Vernünftigen geachtet und beliebt, weil sie sich in die kirchliche Hetze, die so viel Unfrieden ins Land gebracht, nie eingelassen haben.

XIV.

Wippthal—Schmirn—Dux.

1842, 1844.

Das Duxerthal gilt seinen Bewohnern nach wohl als das interessanteste im Land Tirol und wir dürfen es daher nicht unbesehen lassen. Es führen zwei Wege dahin, der eine durch das Zillerthal, der andere, der von der Brennerstraße abgeht, durch das Thal von Schmirn. Wir wählen diesesmal den letzteren und beginnen die Wanderung bei dem Dorfe Schönberg, wo ein Posthaus ist. Hier zieht der böse Weg über den Schönberg hinunter gegen Innsbruck zu, der ehemals so viel Schweiß und Mühe kostete. Hier wurden, wenn es aufwärts ging, an die schweren Frachtwagen acht und zehn Pferde vorgelegt, und wenn sie abwärts fuhren, war es ein grausliches Ansehen, wie trotz der zwei und drei Radschuhe der Wagen so dämonisch dahinrollte, kaum aufzuhalten durch die stärksten Rosse, die, die Gefahr im Rücken ahnend, mit leuchtenden Augen und schäumendem Rachen zu zögern strebten, so viel sie vermochten, während der beängstigte Fuhrmann sie mit Drohungen nnd Flüchen unaufhörlich besprach. Jetzt ist die neue Straße fertig uud vom ersten Oktober 1844 an steht sie dem Verkehre offen. Sie hat die alte Richtung, die gerade über die Höhe des Schönbergs ging, ganz auf-

gegeben und läuft dicht über der brausenden Sill an einer Böschung hin, in langem Zuge die Ellenbögen abzeichnend, welche die Seitenwand des Berges hier bildet. Sie ist zierlich und fein gearbeitet und von italienischen Werkleuten ausgeführt worden. An der Entfernung hat man nichts gewonnen, vielmehr ist der neue Straßenzug um ein Gutes länger als der alte; doch wird dies wieder hereingebracht durch die sanfte Senkung, welche abwärts ohne Radschuh im Trabe zu fahren erlaubt. Eine Einbuße für den Reisenden, der das Land im Eilwagen durchfliegt, ist es immerhin, daß er die herrliche Schau verloren hat, welche sich von der Schönberger Höhe gegen die Stubaier Ferner öffnet. Sie ist eine der schönsten Ferneransichten, die von einer Heerstraße aus offen stehen.

Wir sind nun im Wippthal. Diesen Namen trägt ein Landstrich, der sich von Innsbruck an der Sill aufwärts bis zum Brenner und von da am Eisack abwärts bis zum Brixener Kläusel erstreckt. Was sich nördlich vom Brenner gegen Deutschland senkt, heißt das untere, was sich südlich gegen Italien zieht, das obere Wippthal. Der Name kommt von dem alten Vipitenum, das auf der Stelle des heutigen Sterzings lag. Seit dieser Zeit ist der Name nicht mehr verschollen. Er hat, wie der des Pusterthales, das Eigene, daß er über die Wasserscheide hinübergeht und zwei Flußgebiete in sich begreift, nämlich das der Sill und den obern Lauf des Eisacks, während sonst die Thalnamen nicht weiter reichen, als ihr Bach. Das Wippthal zwischen Schönberg und Matrei ist nicht sehr dicht bevölkert. Zur Linken jenseits des tiefen Schlundes, in dem die Sill sich fortwälzt, steigen schöne Halden auf, reich geschmückt mit Kornfeldern, Wiesen, Baumreihen, Schluchten, Häusergruppen, zu oberst mit Wald, zu unterst mit der Sill. In der Ferne sieht man das Schloß von Matrei aufragen.

Matrei, eine Römerstation, ist jetzt eine lange Gasse voll Wirthshäuser, von ziemlich neuem und reinlichem Ansehen, da der Markt seit Jahrhunderten immer und immer durch Feuersbrünste gelitten hat. Die Stelle des alten Matreium glaubt man jenseits der Sill zu finden, wo jetzt der Häuserhaufen steht, der den Namen Altstadt führt. Dort sitzt auch das Matreier Schloß auf einem von der Sill umströmten Serpentinfelsen, eine Reihe niederer Gebäude, die sich an einen starken, angeblich römischen Thurm lehnen. In einer Vorstube ist ein älteres Gemälde zu sehen, die Bauernlangweil genannt. Es soll das ausgelassene Leben schildern, wie es die tirolischen Bauern nach dem dreißigjährigen Kriege geführt, und stellt auch in der That Fraß, Völlerei und Unzucht in Menge dar. Im Prunksaale sind ein paar Bildnisse aus der Familie der frühern Schloßherren. In der Burg saßen ehemals die frühverschollenen Herren von Matrei. Von diesen ging sie auf das glänzende Geschlecht der Trautsone über, die vor Zeiten den Thurm in der Pfitsch bei Sterzing inne gehabt. Die Trautsone verwalteten das Erbmarschallamt von Tirol, das auf der Burg zu Sprechenstein bei Sterzing ruht. Im Jahre 1711 wurden sie Reichsfürsten, im Jahre 1775 sind sie ausgestorben. Ihre Erben sind die Fürsten von Auersperg, jetzt die Erblandmarschälle von Tirol.

Zu Steinach an der Brennerstraße, eine Stunde oberhalb Matrei, ist Martin Knoller geboren, welchen Tirol einen seiner größten Maler nennt. Eine Gedächtnißtafel ziert die Thüre des Hauses, wo er am achten November 1725 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war ein armer Dorfmaler, der den Sohn allerdings für seine Hantierung erzog, aber auch andere häusliche und niedere Dienste von ihm verlangte. Martin, der seinen Genius gefesselt fühlte, ging daher eines Tages aus dem Walde, wo er Brennholz holen sollte, nicht

mehr zurück, sondern lief nach Innsbruck und warf sich dort dem Hofkammerrath von Hormayr zu Füßen mit der Bitte, ihn die Malerei lernen zu lassen. Sofort lernte er zwei Jahre bei einem Innsbrucker Maler, und kam dann wieder nach Steinach, ungefähr in dieselbe peinliche Lage, wie er sie verlassen hatte. Als er nun eines Tages in einem der Dorfwirthshäuser Scheiter zur Küche trug und in einem freien Augenblick mit der Kohle einen Holzträger auf die Mauer zeichnete, stieg ein reisender Herr an der Schenke ab, ging in die Hausflur und fing an den zeichnenden Jüngling zu beobachten. Die Arbeit scheint ihm höchlich zu gefallen und ehe der Andere noch fertig, erklärt er, Paul Troger zu sein, der berühmte Maler von Wien. Zugleich legt er die Absicht an den Tag, den Jungen mit in die Hauptstadt zu nehmen, um ihn dort in seiner Kunst zu unterrichten. Der Vater will dem Glücke des Sohnes nicht im Wege stehen, schlägt ein und Martin fährt mit Paul Troger davon. Er blieb vorerst bis in sein achtundzwanzigstes Jahr zu Wien, ging dann nach Rom, nach Neapel, nach Mailand, wurde befreundet mit Winckelmann und Raphael Mengs, malte in Fresco und in Oel, vieles für Italien, noch mehr für Deutschland und starb hochbejahrt 1804 unter der italienischen Republik zu Mailand. In deutschen Landen sind es besonders drei Kirchen, deren Decken er mit seiner Kunst geziert, die des ehemaligen Benedictiner-Klosters zu Ettal im bayerischen Gebirge, die des Reichsstiftes zu Neresheim und die des Chorherrenstiftes zu Gries bei Botzen. Er galt sehr viel zu seiner Zeit, war gut angesehen an den Höfen zu München und Wien, und an letzterm durfte er sogar den Kaiser Leopold malen. Heiter und liebenswürdig, fromm und bescheiden, gutherzig und wohlthätig, immer fleißig und regsam, war er ein schönes Muster tirolischen Naturells. Die Kirche

zu Steinach, in der er auch durch ein Denkmal geehrt worden ist, besitzt drei Altarblätter von ihm, den heiligen Erasmus, den Kirchenpatron, die Enthauptung Johannis und St. Sebastian, welchem fromme Frauen die Pfeile aus dem Leibe ziehen.

Auf dem Rosenwirthshause zu Steinach, gegenüber der Post, ist ein Zug Landsknechte mit Fahne, Trommel und Pfeife, sieben Mann stark angemalt, lauter schnurrige, seltsam aufgeputzte Gesellen. Dieses Gemälde soll ein Gedächtniß sein, daß im Jahre 1631 ein Fähnlein Steinacher in die Schweiz gezogen, um dort Krieg zu führen. Von dem ganzen Haufen seien nur diese sieben zurückgekommen, und diese erst nach sieben Jahren. Das hinten dreingehende Weibsbild hat der Mann zunächst vor ihr als sein ehelich Gemahl aus feindlichen Landen mitgebracht, betrogen durch falsche Botschaft, daß seine Frau zu Steinach gestorben. In dem Helden, der die Fahne trägt, will man den damaligen Rosenwirth erkennen. Dasselbe Haus hat im Jahre 1703 den Kurfürsten von Bayern beherbergt, als er den erfolglosen Zug an den Brenner unternommen. Deßwegen heißt es auch noch heutzutage beim Bayerwirth.

Eine Stunde ober Steinach strömt der Schmirner Bach in die Sill. An seinen Ufern hin führt ein angenehmer Pfad in das Dörfchen St. Jodok oder St. Jos. Ein alter Bauer kam des Weges, begrüßte und tröstete mich wegen des Wetters, das mir etwas bange gemacht hatte. Der Alte stellte sich als Steinklauber vor und bot mir bald auch seine gesammelten „Imeralien" an, von denen ich aber leider keinen Gebrauch machen konnte. Doch schieden wir im besten Frieden und zuletzt empfahl er mir auch noch dringend das obere Wirthshaus weil dort das bessere „Gesüff" sei.

Von St. Jos an verliert sich der Weg gegen Dux, den wir einschlagen, bald in einen waldigen Tobel,

den der Schmirner Bach immer stürzend und tosend durchjagt. Der Pfad ist schmal und oft eingebrochen, die Zusammenwirkung von wilden Wasserstürzen und abgerissenen Schieferwänden im dunklen Föhrenschatten manchmal schauerlich. Endlich führt der Steig wieder ins Freie, in eine glatte, hellgrüne Fläche, in das Thal von Schmirn, durch welches der Bach ruhig, silberglänzend dahin fließt. Weit zerstreute, steinerne Höfe stehen jenseits des Wassers und diesseits an den waldigen Halden. Die Dächer glänzten im Morgenscheine und ein bläulicher Rauch schwebte um ihre Giebel. Schöne Bergeinsamkeit! Die Aelpler sind mit der Ernte auf den Feldern beschäftigt und beleben das morgenlichte Bild.

Die Kirche steht am Ende der Thalebene, der Widum daneben. Der Herr Curat, den ich um den Weg befragte, gab mir freundlich Bescheid und führte mich auch in die Kirche. Dort zeigte er mir den schön gefaßten heiligen Leib, den Stolz des Thales. Er soll einem gebornen Schmirner angehört haben, der Felix geheißen und ein Krieger gewesen.

Nachdem wir heiligen Leib und Kirche besehen, begleitete mich der Geistliche noch weiter ins Thälchen hinein zur kalten Herberge, einer Wallfahrtskirche, die sich erst in den neuesten Zeiten aufgethan. Die vornehmste Merkwürdigkeit ist ein auf schwarzem Sammet ausgelegtes Crucifix, welches Peter Miller, ein Missionär, auf seinen Fahrten in Amerika gebraucht und in manchen Gefahren als Talisman befunden hat. Namentlich, führt der beigeschriebene Zettel an, sei er einmal im Jahre 1783 von den Wilden eingefangen und sein Tod auf den nächsten Morgen festgesetzt worden. Da habe er nun am Abende noch seine Andacht bei dem Kreuze verrichtet, Gott sein Leben anheimgestellt und nur für den Fall, daß er noch ferner in Ausbreitung seines Wortes thätig sein könnte, um Erhaltung des-

selben gebeten, worauf er eingeschlafen und am andern Morgen jenseits des Meeres fern von seinen Widersachern erwacht sei.

Im innersten Winkel des Thalgeländes stehen noch drei steinerne Weiler, von denen der letzte Kasern heißt, zum Andenken, daß hier ursprünglich nur Sennhütten standen. Jetzt waren die Häuser alle geschlossen und die Einwohner standen an den Abhängen herum bei der Ernte.

Hinter dem letzten Hause springt ein Wasserfall vom nackten Felsen bogenförmig in die Luft hinaus — eine Erscheinung, die von vielen sehr hoch gehalten wird. Der Weg aufs Duxer Joch zieht zuerst an zwei Feldkreuzen vorüber, den Bach entlang, und kriecht dann in vielen Windungen einen steilen Abhang hinauf, zur Rechten eines baumlosen Tobels, wo ein Alpenwasser an langer Felswand herabglitscht. Er ist sehr betreten und kaum zu verfehlen. Seine Anmuth auf dieser Seite ist unbedeutend; man sah als Staffage nur etliche bienenkorbförmige Heuschober, wie sie den Sommer über auf den gefährlichsten Klippen errichtet und im Winter nach Hause gebracht werden. Höher oben erspähte man an dem steilen Gebirge, das die andere Thalseite bildet, etliche Rinderheerden auf Weiden, die zunächst an der Schneegrenze liegen. Ein Wanderer, den ich jetzt erreicht hatte, gab sich als Metzger zu erkennen und machte auf diese in seine Geschäftssphäre einschlagende Erscheinung besonders aufmerksam. Einer andern schriftlichen Quelle bin ich für die Nachricht verbunden, daß einst bei einer Jagd, die Kaiser Max in diesen Bergen hielt, hundert und dreiundachtzig Gemsen erlegt wurden — eine Beute, die jetzt kaum mehr zu gewinnen wäre, auch wenn wieder ein Kaiser käme. Mein Begleiter war übrigens gebürtig bei Sterzing, in dem Dorfe Gossensaß, dessen Name (urkundlich Gozzinsazze) sein

Gefährte nicht unglücklich als Gothensitz erklärt und auf die Zeit zurückgeführt hat, als die Gothen Herren über Rhätien waren. Drum studirte dieser auch lange in den Zügen des andern, ob er nicht eine ethnographische Rune, irgend ein gothisches Wahrzeichen darin entdecken möchte, bis der Metzger, des Spionirens überdrüssig, lächelnd fragte: „Haben Sie denn da nichts zu schauen, als mein G'friß?"

Oben fast am Joche fanden wir eine Galthütte, d. h. eine Hütte für Galtvieh, wie alles Vieh genannt wird, das keinen Milchnutzen abwirft — mit einem Stalle für sechs Ochsen, etliche Ziegen und eine Kuh, die hier in der Höhe weiden. Nebenan rieselt eine Quelle, die ein treffliches Wasser bietet. Nahe bei der Quelle ist am Felsen ein Denkstein angebracht, zur Erinnerung an die heitere Fußreise, welche den Erzherzog Johann im Jahre 1835 auf dieses Joch geführt. Damals stieg der geliebte Prinz herüber mit den gewappneten Heerhaufen der Gebirgsschützen aus der Nachbarschaft, die ihm fröhlich das Geleit gaben.

Der Ochsenhirt war nicht in der Hütte, doch fanden wir sein Trinkgeschirr, mit dem wir alsbald aus der Quelle schöpften, nach mühsamer Reinigung, denn der einfache Aelpler hatte es augenscheinlich die ganze Saison über noch nicht ausgespült. Die Galthütten fallen überhaupt sehr störend in die gebirglerischen Illusionen der Leute von der Ebene. Dahin verläuft sich keine junge Sennerin, die dem Gast zum Abschied mit rosigen Lippen einen Kuß aufdrückt, da gibt's keine Zither und keinen Gesang, keine Käskessel und überhaupt keine Alpenwirthschaft, wohl aber einen alten eisbärtigen Ochsner, der in seinem Schmutz erstickt und nur zu oft schlechter Laune ist. Im Hüttchen hat er ein Heulager und eine Wollendecke, und unweit in einem Winkel liegt ein breiter Stein, auf dem er seine Milchsuppe kocht.

Neben dem Schlafgemache steht der dürftige Stall. Der Ochsner selbst hat nichts zu thun, als etwa hin und wieder ein verirrtes Vieh auf den rechten Weg zu führen und die Kuh zu melken, die ihm mitgegeben ist, um die Milch in seine Küche zu liefern. Alle drei oder vier Tage steigt ein Knabe aus dem Thale hinauf und bringt ihm Brod, Mehl und Salz; damit fristet er sein Leben.

Also von der Galthütte wieder in die Höhe und aufs Joch. Oben an der Wasserscheide saß der greise Hirt auf einem Stein und blickte schmauchend auf seine Herde herab. Es fror ihn und vielleicht hat's ihn auch geschläfert, vielleicht hat er auch wie der nordische Fichtenbaum vom Morgenlande geträumt, von einer warmen Felsenwand, auf der die jungen Kameele schäkernd um ihn herspringen. Wie geht's, rief ihn der Gossensasser an und der andere fuhr auf aus seinem Sinnen und antwortete: Mitterla, mitterla (mittelmäßig). Es hatte Tags vorher von Morgen bis Abend geschneit und der Hirte sich kaum erwärmen können — es sei gar so ein kalter Ort. Ein Ochsner hat's übel, meinte er, wenn das Wetter nicht fein ist. Trotz seines Trübsinns gewann sich der Hirt aber doch die Frage ab: Wo bleiben Sie? d. h. wo sind Sie zu Hause? Als ich zwei Jahre darauf noch einmal zur Stelle kam, hatte er's übrigens schon wieder vergessen. Ich sagt' es ihm abermals und bin jetzt begierig, ob er's noch weiß, wenn ich wieder komme.

Auf dem Joch, etwas über dem Hirten, begegneten uns drei Duxer, ein Mann und zwei Weibsen, welche in ihren Krachsen Butter nach Steinach trugen. Es wird nämlich mit der Butter aus dem Duxerthale ein großer Handel getrieben, und die Einwohner beiderlei Geschlechts tragen davon jährlich mehr als dreihundert Centner über die Jöcher nach Innsbruck oder in die

Orte an der Brennerstraße. Der Mann sprach uns freundlich an, die Weibsen plauderten gleich ganz gesprächig mit — und so bekam ich zum erstenmale eine Anschauung von dem frischen, offenen Wesen der Duxer. Der Mann meinte, ich ginge gewiß auch das schöne Maidele von Lannersbach sehen, die schon in den Büchern gedruckt sei und von der die Fremden alle zu reden wüßten!

Das Duxer Jöchel (7149 Fuß) ist ein bequemer Bergsteiger, zwar etwas steil von beiden Seiten, aber nicht übermäßig hoch und ganz gefahrlos. Es wird viel begangen, weil es Zillerthal und Dux mit dem Wippthal verbindet. Auf dem Joche oben sind Schneestangen eingesteckt, da der Uebergang sogar im Winter oft benützt wird. Auch ein Höhenkreuz steht da und ein hölzerner Heiland hängt daran, dem die Regengüsse alle Farbe abgewaschen haben; selbst die beiden Arme sind vom Rumpfe abgesprungen und hängen nun trostlos neben dem Leibe herunter. Ringsherum ist eine kleine Fläche, von welcher zwei Wege ausgehen — der eine jäh abfallend, zieht gerade vorwärts, der andere läuft zur Linken in ein Thal ein, das sich weit hinaus in die Runde zieht. Seine glatten, steilen Seiten sind baum- und buschlos, aber mit schönem Grün bekleidet. Durch dieses Thal geht auch ein Weg nach Hinterdux hinunter und manchem fremden Wanderer, der ohne Führer von dort heraufkam, ist es schon begegnet, daß er den stillen Pfad, der durch diese einsame Weiden hinabführt, für den Weg nach Schmirn hielt, und daher zu einiger Schadenfreude der Duxer wieder ins Thal hinunter fand, aus welchem er eben heraufgestiegen war.

Etwas unter dem Joche erreichten wir zwei Menschen, einen Passeierer und ein Duxer Mädchen. Der Passeierer trug in seiner Krachse Branntwein zu eigenem Gebrauche,

wie er sagte, da er mit andern Leuten seiner Heimath auf den Hochweiden von Hinterdux zahlreiche Schafherden zu hüten hatte. Die Duxer nämlich, deren Viehstand die ganze Ausdehnung ihrer Almen nicht in Beschlag nimmt, verpachten diese an auswärtige Herdenbesitzer und darunter sind mehrere Passeierer Bauern. Das Duxer Mädchen hatte Butter nach Schmirn getragen und ging nun leer zurück. Sie rasteten eben beide und als wir herankamen, grüßten sie manierlich, die Duxerin nicht ohne einige Freude, daß da, von dem Rufe ihres Thales angezogen, wieder einmal ein Fremder übers Joch gestiegen sei. Der stattliche Passeierer, ein großgewachsener, schlanker Mann mit braunem, scharfgeprägtem Gesichte, fragte zuvorkommend, ob ich nicht von seinem Schnapse versuchen wolle, und als ich mich bereit erklärt, nahm er unverweilt seine Krachse vom Rücken und schenkte mir aus einem kleinen Fäßchen ein. Vergeltung wollte er nicht haben, denn auf dem Joche müsse ein Mensch dem andern aushelfen.

Sehr artig war auch das Duxer Mädchen. Sie sang ihre Worte so lieblich hinaus und plauderte so uraltes Bayerisch, daß ich ihren Lauten mit immer wachsendem Vergnügen zuhorchte. Insbesondere überraschte die Deutlichkeit ihres Vortrages; ich und mich und sich sprach sie ganz bühnengerecht, und da sonst die bajuvarischen Landleute nur i und mi und si sprechen, so klang mir das gar städtisch und vornehm. Auch mit den Vokalen der Vor- und Nachsilben ging sie sehr behutsam um und gönnte ihnen viel mehr Leben, als es ihre Landsleute in andern Thälern thun. Sie lud mich schmeichelnd ein, doch auch ihren Ferner zu besehen, den so viele schon mit Freuden beschaut hätten. Sie hatte den gleichen Weg zu machen auf einige Kasern hinunter, die nicht weit außerhalb des Gletschers standen. Ich ging gerne mit und wir kamen bald zu etlichen armseligen Hütten

in einer kleinen Thalrinne. Hier blieb das Mädchen zurück und ich schritt einwärts zum Ferner, oder vielmehr zum Keese, den diesseits der Brennerstraße, in Dux, im Zillerthal, im Pusterthal und seinen Seitenthälern werden die Ferner Keese genannt. Nach wenigen Schritten bog ich um eine Ecke und stand da im Amphitheater des Gletschers, der im Sonnenschein prachtvoll aufblitzte. Rechts und links steigen riesige Hörner in die Höhe, zwischen denen sich der Ferner wie eine silberne Schleppe in die Kiesarena heruntersenkt, die seine Bäche durchströmen. Die eine Hälfte seines Eises liegt einer Muschel gleich auf dem Griese, die andre Hälfte sitzt zerbrochen, zerklüftet, in vielen Spitzen aufstarrend, hellgrün und hellblau glänzend auf einem Felsenstock, den sie ehedem wohl bedeckt hat, so daß dann der Gletscher wie ein ausgebreiteter Fächer in der sandigen Runde lag. Die Scene ist ringsum abgeschlossen; rückwärts ziehen sich niedere Hügel auf, hinter denen sich höhere Berge erheben.

Als ich wieder zu den Kasern kam und mit dem Mädchen weiter ging, zeigte sich's bald, daß der Ferner so zu sagen hinten in einem hohen Stockwerk liege, auf dessen vorderem Rande man das Thal erschauen kann, das aber noch tief unten liegt. Und so schauten wir denn hinunter in die idyllische Alpenlandschaft, in die grünen Auen von Hinterdux, in denen Hütte an Hütte, braun und niedlich, wie Grillenhäuschen, sich an einander fortreihte, umgeben von gelben Gerstenfeldern, durchzüngelt vom silbernen Bache, eingesäumt mit Anger und Feld von einem bergauf und ab laufenden Zaune, der das sattere Grün der Heimwiesen von dem blasseren der Alpenweiden abschnitt. Zu beiden Seiten thürmte sich mächtiges Gebirge auf, unendliche, steile, breite Halden, hie und da mit Sennhütten besetzt, welche die Warten sind für den einheimischen und auswärtigen

Herdenreichthum. Ist's nicht fein? fragte das Durer Mädchen in hellem Vergnügen über meine Bewunderung.

Unter heitern Reden erreichten wir die Flur des Dörfchens, wo das Mädchen zuerst zu zögern begann und dann ganz zurückblieb, wahrscheinlich damit nicht, wie einst Nausicaa befürchtete, die bösen Zungen im Dorfe für ihren Einzug mit dem fremden Wandersmann irgend einen unvernünftigen Grund aufsuchen möchten. Dafür fanden sich bald ein Knabe und ein Mädchen, zwei sehr schöne Kinder von acht oder neun Jahren, die plaudernd auf dem Rasen saßen, meine Fragen anmuthig erwiederten und unaufgefordert sich erhoben, um mir den Weg zu den warmen Quellen zu zeigen, die ich wenigstens sehen wollte. Sie fließen kurz vor dem Dorfe jenseits des Baches in zwei Armen von der Halde herab. Sie sind nur wenig lau, und scheinen in der Gegend keines besonderen Rufes zu genießen; wenigstens hörte ich nichts von ihrer Heilkraft. Sicher wohnt ihnen eine solche bei und es wäre vielleicht nicht übel, wenn sich da ein „Badel" erheben würde. Die Durer sind indessen zusehends zu gesund dafür und den Zufluß aus der Ferne dürfte die Abgelegenheit des Thales wohl immer sehr beschränkt halten. Später habe ich irgendwo gelesen, daß die Quellen wenigstens in ältern Zeiten mit Erfolg angewendet wurden.

Ehe ich nun die erste Hütte erreichte, kam ich noch an einem Gärtchen vorbei, in dem etliche halberwachsene Jugend Kurzweil trieb. Als die Königin des Festes erschien ein schönes wohlgekleidetes Mädchen von etwa achtzehn Frühlingen, dem man leicht ansah, daß es nicht in dem Thal geboren war. Ich schaute dem Spiele einige Augenblicke zu, bis die Jungfrau das Thürchen öffnete und heraustretend mich in feinen Worten will-

kommen hieß zu Dux. Dabei gewahrte ich, daß sie einen städtischen Rock anhatte und ein sauberes Halsgekröse, und an den Füßchen trug sie schön lackirte Schuhe, was mir vorkam, wie ein schalkhafter Spott auf die ascetische Bedürfnißlosigkeit der Duxer. Ich will's gleich voraussagen, was ich später erfahren habe, nämlich, daß das Mädchen eines reichen Müllers Tochter aus dem Zillerthale war, die ihrer Bildung wegen schon manchen Winter in der Hauptstadt verbracht hatte, nun aber als vornehmer Sommerfrischgast bei armen Verwandten in dem hölzernen Dörfchen wohnte, das neben uns lag. Deßwegen wird sich auch Niemand wundern, daß wir trotz der Ferner, die von oben recht arg herunterglotzten, trotz des Herdengeläutes und des Bergjauchzens, das jetzt bei kommendem Abend in die Stille froh hereinklang, daß wir trotz alle dem fast eine sehr gebildete Conversation pflogen, beide nicht ohne tiefes Gefühl für die Ironie des Zufalls, der hier dem Mädchen mit den lackirten Schuhen den Gegenpart zugeführt hatte, der ihre exceptionelle Stellung zu würdigen, zu bewundern und zu belächeln wußte. Sie verstand es, in Schilderungen, die augenscheinlich nach Salis und Mathisson gebildet waren, die idyllische Einsamkeit ihres Sommeraufenthalts zu zeichnen und ebensowohl in meinem Wesen den schwärmerischen Zug herauszufinden, der mich durch alle Mühsal der Bergwelt hieher in die reine Luft des friedlichen Alpenthals geleitet. Nach manchem gutem Gedanken und manchem witzigen Scherze von ihrer Seite, worauf ich, so gut es ging, Bescheid that, beurlaubte ich mich von der städtischen Alpenmaid, die in mir die Bemerkung zuwege brachte, daß ein schönes Mädchen überall am rechten Platze sei und daß man auch in Hinterdux nicht unangenehm berührt werde durch ein anmuthiges Müllerstöchterlein, gesetzt auch es hätte lackirte Schuhe.

Hinterdux, die Ortschaft (4666 W. F.) mit ihren hölzernen Hütten, welche neunzig Menschen beherbergen, ist vielleicht das unansehnlichste aller Alpendörfchen. In Damils und Vent sind die Häuser, obgleich von Holz, doch viel größer, in Galtür sind sie von Stein; andere Orte taugen kaum zur Vergleichung. Was aber diesem Dörfchen eigen, das ist eine fast alterthümliche Philoxenie — man kann nicht sagen: Gastfreundschaft, denn das Völkchen hat nichts anzubieten als Milch und Gerstenbrod, was es für die Herren nicht passend hält — aber es ist eine recht innige, herzliche Freude an den Fremden, die durch ihre ärmlichen Hütten durchpilgern. Als ich da den Fuß einsetzte, war es bereits Abend geworden und die Leute saßen auf den Sommerbänken vor den Thüren. Als sie mich ersahen, sprangen sie von allen Seiten auf, eilten herbei, bildeten einen Kreis und ließen die Augen neugierig auf mir ruhen. Die ältern Männer und Weiber sprachen mich zuvorkommend an und fragten vor allem, wo ich bleibe. Als ich Bayern nannte, erinnerten mehrere, das sei ein feines Land, ganz eben und voll Getreide. Es sei zu verwundern, daß man da fortgehen möge, um ihre „schiechen" Löcher zu betrachten. Ich hatte Mühe, mich darüber zu rechtfertigen, doch schien es ihnen auch wieder nicht unstatthaft, daß ich die schöne Flur von Hinterdux recht freundlich finden wollte. Uns däucht es außen fein, enk herinnen, sagte endlich ein Alter gewissermaßen als Vergleichsvorschlag und die andern wiederholten es wie eine tief empfundene Wahrheit. Die jüngern noch schulpflichtigen aus dem „Umstand" duzten mich, die älteren sagten Ihr und Sie. Aus allem was sie sprachen, klang ein so aufrichtiges Wohlwollen heraus, daß ich mich nur ungern aus der Runde losmachte, um nach Lannersbach in Vorderdux zu gehen, wo eine gute Nachtherberge zu erwarten stand, während in Hinterdux nur ein sehr kümmer-

liches Wirthshaus zu finden ist. Aehnliche Aeußerungen, wie die der Duxer von der schiechen Natur ihres Thales könnten auch an andern Orten wiedergegeben werden, da sie fast allenthalben zu vernehmen sind. Der Mann, der der Scholle sein knappes Leben abgewinnen muß, berechnet die Schönheit des Landes nach der Fruchtbarkeit des Bodens, nach der Bequemlichkeit und Sicherheit der Feldarbeit. Der bäuerliche Tiroler hält daher die Ebene für viel „feiner," als das Gebirge und seine Geburtsstätte mit den abschüssigen Halden unter Lahnen- und Muhrengefahr, mit den Felsenwänden, die alle Frühjahre donnernd in das Thal herunterpoltern, mit den Wildbächen, die jeden Lenz verwüstend losbrechen, sein eigen Mutterland nennt er am liebsten „schiech," ganz unbeschadet seiner Liebe zu der strengen Erzeugerin. Die volle Herrlichkeit der Bergwelt geht ihm oft erst im Heimweh auf. Landschaftsmaler, die im Gebirge bekannt sind, wissen zur Genüge, daß eine Gegend desto weniger Ausbeute gewährt, je feiner sie geschildert wird und umgekehrt, je schiecher, desto voller die Mappen. Die grimmigsten Ausdrücke versprechen die erhabensten Schönheiten; ich wenigstens habe nie solche Lust verspürt, einer Empfehlung nachzugehen, als einmal auf den Wiesen von Sterzing, wo ein Bauernjunge auf die Gletscher des Ridnaunthals deutend, lustig hervorbrach: Ei ja, da sollt ihr hineingehen, da sind Ferner drinnen, daß es eine Schand'' ist.

Nicht weit von Hinterdux, auf der M o o s s e i t e, steht ein Wirthshäuslein, vor dessen Thüre die Tochter erschien, fragend, ob denn heute gar nichts gefällig sei, kein Wein, keine frische Butter. Während wir uns nun zur Rast anließen, versammelte sich alles Hauswesen, so weit es daheim war, drei Brüder, schöne Jungen, der älteste mit Schnurrbart und gelockten blonden Haaren, wie sie hier die Burschen haben, und

die Schwester, die uns so gastfreundlich angerufen hatte. Der älteste Bruder bemerkte, es gehe ein kühler Wind im Freien und lud uns ein hinein zu kommen, da es doch viel schöner sei in dem „Gaden“. Die Unterredung war recht niedlich, und drehte sich abermals um die sonderbaren Herrenleute, die die schiechen Jöcher absteigen, um sich ein Plaisir zu machen.

Von da nach Lannersbach hinunter führt ein anmuthiger Pfad am Bache hin. Aus tiefer Dämmerung schimmerten endlich die spitzthurmige Kirche und die hölzernen Häuser, die zwar etwas ansehnlicher sind, als jene in Hinterdux, aber ebenso schwarzbraun und rußig. Man sollte es nicht denken, daß zwischen hölzernen Häusern ein solcher Abstand sein könnte, wie zwischen den Hütten in Dux und den Palästen im Bregenzerwald. Uebrigens ging ein sehr kühler Nachtwind, denn das Klima von Dux ist kalt und rauh, Dank der hohen Lage — 4107 Wiener Fuß über dem Meere — und der Nachbarschaft des Ferners.

Im untern Wirthshause zu Lannersbach saßen zwei Landsleute beim Weine, Gymnasisten von München, deren einer, als leidenschaftlicher Geognost, eine Menge von Zeichnungen und stenographischen Notizen, auch einige gesammelte Felsstücke bei sich trug. Er freute sich, jetzt mehr und mehr in reichhaltige Gegenden vorzudringen und hatte sich versprochen, den derben Hammer, den er bei sich führte, im Steinreich mächtig walten zu lassen. Wir fanden uns bald in lebhaftes Gespräch hinein und es war daher sehr unwillkommen, daß ein betrunkener Hirtenbauer, ziemlich jungen Alters, sich zu uns setzte, welcher die Unterhaltung jeden Augenblick durch ungeschickte Reden stören wollte und nach allem tappte, was der Geognost der Belehrung halber auf den Tisch legte, nach all den werthvollen Felsstücken, nach den mineralogischen Zeichnungen und selbst

nach den stenographischen Notizen. Als wir ihn baten, er möge das unterlassen, nahm er unaufgefordert den wissenschaftlichen Hammer und hieb damit in den Tisch, daß die Gläser alle klirrend in die Höhe sprangen und selbst die Felsstücke dröhnend aufhüpften. Dabei lachte er gerade wie der Teufel, nämlich ungemein dämonisch. Wir sahen uns bedenklich an, er aber hielt eine Rede, von der wir keine Sylbe verstanden. Ich glaube auch, es ist nur ein Blendwerk des Bösewichts gewesen, lauter mystische Worte, ohne Sinn und Zusammenhang. Gleichwohl verlangte das Ungethüm, wir hätten es verstehen sollen, und als wir nach unserer Ueberzeugung erklärten, das sei uns unmöglich gewesen, schlug er mit dem Hammer wieder in den Tisch, daß das Haus in seinen Grundfesten erbidmete. Mich nicht verstehen? rief er dann — ja freilich, ein Herr ist ja kaum ein Mensch, höchstens halbwegs. S' ist dieß schon schön genug, wenn der Bauer ein ganzes Vieh ist, erwiederte der Geognost in schnellem Gegenschlag. Dadurch fand sich aber der idyllische Zecher übel getroffen und brummte mit steigendem Getöse an einer Antwort, welche sehr herbe zu werden drohte, als Jörgel, der Wirth, herantrat und ihm unter derben Trümpfen allen Umgang mit uns untersagte. Der Aelpler nahm darauf knurrend seinen Branntwein und begab sich an den andern Tisch. Am andern Tische und zwar in der Ofenecke saß auch, den breitrandigen Hut tief ins Gesicht gedrückt und dazu noch von dem Lichte der dünnen Kerze nur unsicher beleuchtet, das Duxer Maidele, ruhig und schweigsam, denn sie litt an einem bösen „Schinken“ (Schienbein). Sie war längst verschwunden, als wir zu Bette gingen: vorher hatten wir sie nicht angeredet.

Es war Samstag, der dritte September 1842. Die Studenten waren in der Frühe davon; ich dagegen wollte warten bis auf den Sonntag, den Kirchweihtag

von Lannersbach. Die Duxer Kirchweih war in den Tagen, wo das Volk sich noch seines Daseins freuen durfte, eine Musterkirchweih, wie die zu Zell am Ziller. Liebhaber des Volkslebens kamen von fern und nah in das abgelegene Thal, um die Duxer fröhlich zu sehen. Die Duxer sind nämlich so zu sagen die Schooßkinder der gefürsteten Grafschaft in Schimpf und Ernst, und ihrer Kindlichkeit wird jeder gerne diese Auszeichnung gönnen. Es ist kein zweites Thal im Lande, das mit dem ihrigen verglichen werden könnte. Der natürlichen Lage nach eine Zuthal des Zillerthales, welches ohnedieß schon ein Seitenthal ist, hat es doch seine Sonderphysiognomie gerettet in Tracht, Sprache und Lebensweise. Die Zillerthaler, ehemals wohl in den meisten Stücken ihren Hintermännern ähnlich, haben neuerer Zeit durch bekannte Verhältnisse in der Verfeinerung solche Sprünge gemacht, daß sie jetzt für das weltläufigste, geschliffenste Bauernvolk in Tirol gelten können; die Duxer aber sind in ihrer alpenhaften Geistesjugend geblieben wie vorher, noch immer keine Fernzügler, sondern gern am heimischen Herde, unverlockt durch die abenteuernden Handelschaften der anderen, ehrlich und ohne Falsch. So müssen sie sich zwar wie alle alterthümelnden Bevölkerungen manche hirtliche Naivität nachsagen lassen, sind aber gerade deßwegen so beliebt bei den Landsleuten, die in ihnen das Bild der Väter, die ächtesten Enkel der „Thölderer" von ehemals verehren.

Den ganzen Samstag wartete ich also ruhig auf den Sonntag. Nachmittags ging ich etwas lustwandeln auf den Bühel jenseits des Baches. Es sind dort Preiselbeeren in Menge, aber eine sehr beschränkte Aussicht. Das Thal ist schmal und nicht lange zu verfolgen, da sich oben und unten das Gebirge bald wieder in einander schiebt. Die düstern Häuser stechen angenehm ab von dem hellen Grün; die Kirche steht tempelhaft

in der Au. Herdengebrüll und Glockenklang versteht sich von selbst; ebenso daß auf den Berghängen viele Sennhütten zu sehen sind. Hinten erhebt sich die gefrorne Wand, aus welcher der Duxer Ferner zu den Kasern heruntersteigt.

Als ich mich da an der Betrachtung der Lannersbacher Flur gelabt hatte, stieg ich wieder abwärts und lernte den Schulmeister kennen, von dem mir schon Abends vorher die beiden Studenten erzählt hatten, weil sie ihm auf dem Wege von Zell herein begegnet und über seine Belesenheit in Staunen gerathen waren. Er ist ein Duxer Bue von zweiunddreißig Jahren, ganz in Thaltracht gekleidet, auch sonst in Thun und Lassen von Duxer Art, nur in der Sprache mit einem Anfluge städtischen Schliffes. Er sagte mir, wie er von Jugend auf Lust am Lesen gehabt, wie er dann allerlei Bücher, deren er habhaft werden konnte, durchgegangen und sich besonders an Raffs Naturgeschichte und Stolbergs Geschichte der Religion Jesu erfreut habe. Nach diesem und andern Autoren hatte er einen Abriß der Weltgeschichte verfaßt, in einem dicken schweinsledernen Quartband. Dieser war ursprünglich von seinem Vater, dem Meßner, bestimmt worden, die Geheimnisse des Kirchendienstes aufzunehmen, aber der Alte war des Schreibens bald müde und so blieb der Quartband als ein theures Vermächtniß dem Sohne, der auf den leeren Seiten seine ersten schriftstellerischen Versuche anstellte. Ferner hatte er aus einem „epischen" Gedichte die Historie des Feldzugs, welchen Herzog Theodo I. von Bayern gegen die Avaren, unternommen, prosaisch ausgezogen. Dieser Schulmeister Georg Mariacher mit Namen, hat etliche dreißig Knaben unter sich, wogegen die Mädchen unter einer Lehrerin stehen, welche ebenfalls ein Bauernkind von Dux. Damit verdiente er den Winter über vierundsechzig Gulden, den Sommer arbeitet

er bei seinen Eltern auf dem Felde und im Hause, wie ihn denn die Münchner gerade getroffen, als er eine Last Brod für seine Mutter aus dem Zillerthale hereinschleppte. Mir machte er viel Vergnügen mit den Erzählungen aus seiner Bildungsgeschichte. Das große Reich des Wissens und die Bücherschätze, die bei glücklichen Leuten in Deutschland aufgestapelt sind, standen in träumerischer Glorie vor seinem innern Auge. Insbesondere, meinte er, müsse es eine Seligkeit sein, Friedrich Schillers Werke zu lesen, denn er habe schon oft gehört, das sei gar ein schöner Autor, vielleicht der schönste in deutscher Sprache.

Solche bäuerliche Schullehrer sind in den Alpenorten überall zu finden. Die Bestallungen sind sehr dürftig und das Lehramt, das überdieß nur den Winter über geübt wird, kann also für sich seinen Mann nicht nähren. Es wird daher allenthalben von jüngern oder ältern Burschen als Nebenverdienst betrieben, da in der schlimmen Jahreszeit ohnedem auf dem Felde nichts zu thun ist. Die dazu Berufenen sind jene, welche sich schon in der Schule durch Fleiß, Anlagen und Sittsamkeit hervorgethan. Sie bereiten sich einige Zeit auf ihr Amt vor und unterziehen sich dann einer Prüfung. Wenn dieß geschehen, sind sie verfügbare Lehrer, werden von dem Pfarrer den Bauern vorgeschlagen und treten nach freiem Uebereinkommen mit den Betheiligten in den Dienst, einen Winter da, den andern dort. Wenn nämlich auf schroffem Abhange oder in einem entlegenen zur Winterszeit schwer zugänglichen Seitenthälchen ein halb Dutzend Höfe beisammenstehen, so entschließen sich die Bauern gerne, einen Schulmeister einzustellen, um ihre Kinder nicht den Gefahren eines weiten Ganges auszusetzen; sind sie dann mit seinen Leistungen nicht zufrieden, so wählen sie nächstesmal einen andern. Wie sich übrigens der Schulmeister als Bauernbursche gibt,

so wird er auch als solcher genommen. Die Actionäre weisen ihm nacheinander in der Gesindekammer neben Knecht und Dirne seine Liegerstätte an und Einbrennsuppe, Plentenknödel und Türkenribel ißt er Tag für Tag abwechselnd bei den Bauern. Etwas unbequem wird die Stellung, wenn sich etwa ein halbherrischer Junge, allenfalls ein armer Bürgerssohn aus der Stadt in diese Ländlichkeit verirrt hat. Man hört dann manche stille Klage, wie schwer sich mit der Rohheit und den Vorurtheilen der Bauern abzufinden sei, wie der Schulmeister immer die Herren beim Landgericht zu vertheidigen habe, wenn sie etwas verordnen, was den Aelpler ärgert; und über menschliche Kräfte sei es gegangen, den guten Kaiser Franz zu rechtfertigen, wenn einmal die Bauern zu politisiren anhoben.

Seit dem Reichsgesetz vom 25. Mai 1868, über das Verhältniß der Schule zur Kirche, ist bekanntlich das Schulwesen in den österreichischen Ländern gänzlich umgestaltet worden. Auch in Tirol ist während der letzten Jahre sehr vieles in diesem Fache geschehen, doch sind die neuen Einrichtungen noch zu jung, als daß schon bestimmte Erfolge bezeichnet werden könnten. Sicher ist vor der Hand nur, daß die neuernannten Schulinspectoren, als sie zum erstenmale ihre Pflicht verrichten wollten, an manchen Orten allerlei unangenehme Abenteuer zu bestehen hatten. Namentlich zeigten sich die Weiber allen Verbesserungen feindselig. Dagegen versprechen die Schulvereine, die sich jetzt im ganzen Land zu bilden beginnen, eine sehr gedeihliche Wirksamkeit. Der tirolische Bauer ist dem Schulwesen nicht abgeneigt, doch will er auch nicht viel dafür ausgeben. Wenn er ein Testament errichtet, so wird die Kirche nie vergessen, aber unter Tausenden denkt nicht einer an die Schule.

Im Jahre 1868 bestanden in Tirol 1790 Schulen, darunter 880 deutsche, 894 italienische und 16 gemischte. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder betrug 91,600.

Jörgel, der Schulmeister, versprach damals auf das Octoberfest nach München zu kommen, hielt es aber nicht. Als ich im zweiten Jahre darauf wieder in Dux war und mit einem Reisegefährten in seiner bescheidenen Wohnung zusprach, erfuhr ich zwar wenig Triftiges zu seiner Entschuldigung — ich habe stark gezweifelt, sagte er, ob ich wohl den Weg thäte finden — aber dafür erzählte er, daß er jetzt ein Krämer geworden sei. Ja, dem Schuldienst hat er nicht mehr recht vorstehen können, weil er die Orgel nicht zu spielen weiß und so haben die Duxer einen andern erwählt, der auch auf dem Chor ein Meister ist. Jörgel ist jetzt, obgleich er fünfhundert Gulden für die Krämerei ausgegeben, ziemlich wohl auf, verwendet viele Zeit auf die Wissenschaften und wünscht nur auch einen Tabaktrafik zu bekommen. Er schlug den Reinertrag, welchen er jährlich dadurch zu gewinnen hoffte, auf dreißig, vierzig oder fünfzig Gulden an, und dieß ist in Dux allerdings eine Summe, die seine heiße Sehnsucht entschuldigt. Wie die Gebirgsvölker findig sind, so wußte er auch gleich etliche Fragen zu stellen zur Aufhellung, ob ich nicht etwa in Innsbruck „Connexionen“ hätte, die seinen Lieblingsgedanken zur schönen Wirklichkeit werden lassen möchten. Ich hatte viele Noth, ihn genügend zu überzeugen, daß ich beim besten Willen nichts für ihn thun könne.

Uebrigens standen wir bei dieser Unterredung um den Herd herum und suchten uns am Küchenfeuer zu wärmen. Die alte Mutter meinte nun nicht anders, als, weil wir Gäste, müßte sie uns auch etwas aufkochen. Die Vorrathskammern in Dux sind aber sehr einfach ausgerüstet und dießmal waren nur Eier vorhanden. Sie wurden indeß mit so freundlicher Aufdringlichkeit geboten und die Mutter wußte den „Koch,“ den sie daraus bereiten wollte, als so schmackhaft zu schildern, daß uns nur die Aussicht auf die bevorstehende

Abendtafel im Wirthshause veranlassen konnte, das Ehrengeschenk dankend abzulehnen. Doch wurden wir nicht eher entlassen, als bis wir aus einem hölzernen Weidling frisch gemolkene Milch getrunken hatten.

Als ich nun damals ins Wirthshaus zurückkam, fand ich es gedrängt voll, denn der alte Ruf der Duxer Kirchweih hatte auch dießmal wieder gezogen und es waren manche Fremde herbeigewandert, die zusammen mit den Duxer Bauern, welche den Vorabend des Festes mit etwas Branntwein begehen wollten, alle Tische füllten. Selbst der Rosenwirth von Matrei war mit einem „Collegen" durch das Thal von Navis, an der Lizumer Alm vorbei, über zwei Jöcher herüber gestiegen, um in seinem Leben auch einmal der Duxer Kirchweih anzuwohnen. Ein Viehhändler, ein weitgereister, von Schlitters im Zillerthale gebürtig, war eine Standesperson mehr. Der alte Metzger von Gossensaß, den ich auf dem Joch verlassen hatte, als ich mit dem Duxer Mädchen „Ferner schauen" ging, ruhte in einer Ecke, fern von mir, und nickte hin und wieder schlummernd mit dem Haupte.

Die zwei Wirthe, der weitgereiste Viehhändler und der bayerische Herr saßen beisammen und unterhielten sich geschmackvoll über verschiedene Gegenstände, bis auf einem andern Tische das Singen anhob. Die Sänger waren der Duxer Wirth, das Duxer Moidele und Ferdinand Mariacher, der Organist, des Schulmeisters Bruder, der aber erst aus dem Bette hatte geholt werden müssen.

Der Wirth von Lannersbach, Georg Stock, den die Duxer einfach Jörgel heißen, ist eigentlich ein geborner Zillerthaler und hat aus seinem Mutterländchen eine so ansehnliche Statur hereingeheirathet, wie sie unter den Duxern keiner aufzuweisen hat. Dabei trägt er ein heiteres, väterliches Gesicht von erzgesunder Farbe

und bewahrt immer eine ruhige, aber gute Laune. Da er auch sonst ein verständiger Mann, so kann er mit den Thälerern alles ausrichten und ist nicht ohne Grund ihr Hauptmann, der Capitän der Duxer Schützencompagnie. Bei dem Feste, welches 1822 zu Innsbruck gefeiert wurde, marschirte er an der Spitze seiner Mannschaft an den Kaisern von Oesterreich und Rußland vorüber und machte dabei aus dem Stegreife so herrliche Sprünge und ich glaube sogar Buzigagelen (Burzelbäume), daß ihn der gerührte Franz zu Tische zog. Auch dabei verursachte er den beiden Potentaten unendliches Vergnügen und er erzählt mit Offenheit, wie sie über seine alpenhaften Manieren, seine naiven Reden und Sprüche oft in herzliches Lachen ausgebrochen seien. Kaiser Alexander drückte ihm damals den Wunsch aus, er möchte wohl auch ein halbes Tausend solcher Schneebauern haben, worauf ihm Jörgel seinerseits ebenfalls ein hübsches Compliment sagte. Durch seinen eigenen Werth und durch die Auszeichnungen, die ihm damals die zwei Monarchen angedeihen ließen, ist der Wirth von Lanersbach im ganzen Lande bekannt geworden und genießt durchweg einer großen Popularität. Er ist gar nicht unzufrieden, daß die Fremden endlich auch einmal den Weg „ins Dür" gefunden haben und freut sich ihres guten Zuspruchs. Nur zufällig fand ich ihn dazumal etwas gereizt gegen ein paar Reisende aus Berlin, die er nicht recht hatte verstehen können. „Ich weiß nicht, sagte er, warum diese Leute ihre Muttersprache so verläugnen mögen." Man ist in Dux nämlich nicht mit Unrecht stolz auf den alten, feinen, unausgeschliffenen Dialekt, der dem Schriftdeutsch um ein Gutes näher steht, als die andern Mundarten des Landes. Auch die gebildeten Tiroler erkennen seine Tugend gerne an und man hat zur Erklärung sogar die sonderbare Behauptung aufgestellt, der hochdeutsche Anstrich des Duxer Dialekts rühre von

einem Geistlichen her, welcher der Gemeinde so viele Bücher zu lesen gegeben, daß sie zuletzt unwillkürlich sich die Büchersprache eigen gemacht.

Der Wirth also, sein Töchterlein und der Organist, sie saßen beisammen und sangen anmuthige Lieder nach Art der Zillerthaler, und eben so schön wie diese konnten sie auch jodeln. Unter den Gesängen gefielen mir am besten „die Frau Nachtigall“ und ein Alpenlied, das im Thale entstanden und mit einer sehr hübschen Melodie begabt worden ist. Als die längern Stücke vorübergegangen, erholten sich die Sänger an den Schnaderhaggen, den kleinen vierzeiligen Liedchen, die aus dem Zillerthale und dem bayerischen Gebirge allmählich in die gesammte deutsche Welt wandern. Mitunter ließ auch einer der Anwesenden eine Strophe hören. Hin und wieder trällerte Vater Jörgel sogar ein erotisches, mehr oder minder heikles „G'sangel,“ wobei denn Moidele den Hut etwas tiefer in die Stirne drückte, aber geschämig und folgsam accompagnirte. Es war große Heiterkeit in der Stube und die meisten Gäste gingen erst nach Mitternacht zu Bette.

Den andern Tag, an der Kirchweih, vor dem Gottesdienste kamen die Vorderduxer und die Hinterduxer alle auf dem Platze vor dem Wirthshause zusammen und der fröhliche Lärm schallte auch als Weckerruf in die hölzerne Prachtkammer, die mir Jörgel zum Schlafen gegeben hatte. Ich stieg also in den untern Raum des Gasthofes hinab, und gewahrte, daß der Wirth seine Vorkehrungen sehr gut zu treffen gewußt. Moidele zwar, das Moidele war nur halb dienstfähig, aber dafür war ihre Schwester gekommen, die auf einem Bauernhofe im Thale verheirathet ist, und mit ihr der Mann, ein schöner und flinker Bursche, noch jung an Jahren, und mit ihnen dasselbe feine Mädchen mit den lackirten Schuhen, das noch vorgestern auf der Flur von Hinterdux mit der

spielenden Jugend Kurzweil getrieben hatte und dem Wanderer mit so freundlichem Willkomm entgegengetreten war. Sie hatte sich auch bereden lassen, bei der Kirchweih mitzuhelfen, aber, wie sie mir ausdrücklich bemerkte, nur wenn etwa Herrenleute kommen sollten, nicht bei den Bauern. Sie trug natürlich ihren besten Putz und in ihrem fräuleinhaften Feiertagsglanze stand sie wirklich recht fremdartig da unter den Durer Müttern und ihren schmucklosen Töchtern; ihr literarisches Innere mochte freilich noch mehr abstechen von dem analphabeten Bewußtsein der schlichtesten aller Hirten.

Vor dem Hause waren indessen mehrere Anstalten erstanden, von denen man des Abends zuvor nur erst schwache Andeutungen gewahrt hatte. Zu Gunsten der ständigen Kegelbahn, welche dem Wirth gehört, flatterten aus den Fenstern des obern Stockes zwei seidene Halstücher neben einem neuen Hute und auf dem Anger stand an einen Pfahl gebunden ein schöner Widder, alles Preise des Schiebens, welche Georg Stock, als Bestgeber, ausgesetzt hatte. Aus der zierlich gefertigten Ausschreibung, die an Jörgels hölzerne Wand geklebt war, entnahm ich, daß man hier die Preise mit dem alterthümlichen Namen Kleinod benennt, was mich sehr erfreute. Neben der ständigen Bahn hatte aber Ferdinand Mariacher auch eine fliegende aufgeschlagen und dafür ebenfalls Halstücher und einen Hut ausgestellt, welche vom Söller des Nachbarhauses herab die Augen der Durer mächtig anzogen. Auch er hatte ein schöngeschriebenes Proclama angeheftet, worin er die verehrlichen Gäste freundlichst zur Theilnahme an seinem Kirchweihschieben einlud. Für ungeschickte Liebhaber des Kegelspiels wäre hier zu bemerken, daß in Lannersbach der Laden auf beiden Seiten mit Leisten eingefaßt ist, so daß sich die Kugel wenigstens auf dem Wege nicht verirren kann. Ein alter Pfannenflicker hatte ebenfalls

ein Kleinod ausgeboten, welches durch Würfel zu gewinnen war. Dann hatten zwei junge Schuster von Zell, zwei sehr schmucke Bursche, die offene Halle eines nahen Hauses eingenommen und dort ihre lederne Waare ausgelegt. Ferner war ein Hutmacher aus dem Zillerthal erschienen, um seine Hüte darzubieten. Weiter unten gegen die Kirche zu saßen ein Dutzend Weiber, welche Brod und Obst verkauften. Endlich waren auch eine Menge Säue auf die Kirchweih gekommen, welche zeitenweise den Gästen vorgeführt und dann wieder in den Stall getrieben wurden. An ihnen hatte besonders der weitgereiste Viehhändler seine Freude; er ließ sie mitunter, wenn er Langweile empfand, auf eigene Faust aus ihrer Herberge rufen und vor seinem Angesichte erscheinen, um die Augen an ihnen zu weiden.

Zwischen jenen Festanstalten standen nun plaudernd die Durer und Durerinnen jeglichen Alters und Geschlechts, die Heimer, d. h. jene, welche des Sommers über zu Hause bleiben, und die Melcher oder Senner, die von den Almen herunter gekommen zur Kirchweih. Die Tracht der Männer, die ehemals auch im Zillerthale galt, ist aus den wohlfeilsten Stoffen zusammengesetzt und gewährt ein schlichtes und ernstes Ansehen. Die graue Jacke vom gröbsten Loden erreicht kaum das Knie; sie heißt das Hemd, wogegen das, was andere Leute Hemd heißen, Pfait, Pfoad genannt wird. Das G'saß ist von gleichem Zeuge oder von Leder; die Strümpfe sind blau. Westen werden nicht getragen, um den Leib aber liegt ein breiter, meistens schön gestickter, lederner Gurt, Fatsche, mit dem Namen des Inhabers, oft auch noch mit einer Gemse, einem geistlichen oder weltlichen Spruche verziert. Das Haupt deckt ein rundes Hütchen mit niederm rundem Kopfe. Die Sennen erschienen zumeist mit schönen Bärten, da sie sich des Sommers über nicht zu scheeren pflegen. Wegen neuer Wäsche

machen sich die biedern Hirten auch wenig Noth; sie bleiben bei der Pfait, mit der sie gen Alm fahren und wechseln nie bis sie herunter kommen. So ist der Schmutz der Wäsche ein Gegenstand des Ehrgeizes geworden, denn wer das unflätigste Hemd nach Hause bringt, glaubt das beste Zeugnis mitzuführen, daß er den Umgang mit dem Vieh und seine Pflege nie vernachlässigt habe. Tabak scheint ihnen allen ein unentbehrliches Bedürfniß. Sie gebrauchen ihn in dreierlei Gestalten, zum Schnupfen, zum Rauchen und zum Kauen. Als Kautabak heißt er Käutel, und ein solches Käutel findet sich fast in jedem Munde. Es ist widerlich, die Gesichter, so frisch und ausdrucksvoll, durch den ekligen Knäuel in der Wange verunstaltet zu sehen, noch widerlicher aber ist die gelbe Jauche, die das Käutel im Munde erzeugt. Die Liebhaber scheinen indessen nicht davon zu leiden, denn sie scheuen sich nicht, durch dies Medium hindurch zu essen und zu trinken. Bei der zarten Jugend ist die Pfeife mehr beliebt; man sieht sechsjährige Knäblein schmauchend mit einander spielen. Das Geld für den Tabak gibt, wie mich so ein Söhnchen unterrichtete, die Mutter her; die kleine eiserne Pfeife, welche sechs Kreuzer kostet, bringt wahrscheinlich der heilige Niklaus. In neuester Zeit ist gegen diesen überfrühen Tabakgenuß von Seite des Guberniums eingeschritten und allen Jungen unter sechzehn Jahren das Rauchen verboten worden; indessen ist der Mißstand um so schwerer zu beseitigen, je abgelegener die Thalgegend ist und je weniger die Eltern das Vergnügen ihrer Kindlein stören mögen. Ehemals waren auch die tirolischen Weiber dem Tabake höchlich zugethan. Auf ältern Trachtenbildern haben die Zeichner nicht ohne Grund mancher Bauernfrau ein Pfeifchen in den Mund gegeben. Es ist aus Lewald bekannt, daß Frau Anna Maria Ladurner, verehelichte Hofer, in ihren höhern Jahren die gramstillenden Düfte der ungarischen Blätter

gerne einschlürfte. Auch in Vorarlberg, wo früher auf den Feldern von Frastenz eine Fülle von Tabak gebaut wurde, hatten sich die Weiber an den Genuß gewöhnt. Auf den Wochenmärkten zu Feldkirch sah man die Landmädchen der Nachbarschaft gar häufig schmauchend bei ihren Kirschen sitzen.

Die Tracht der Weiberleute ist nicht minder einfach als die der Männer. Sie tragen dieselben grünen Hütchen, einen dunkelfarben Rock, blaues Fürtuch und graue lodene Ueberjacken; um den Hals liegt ein seidenes Tuch, das durch einen Ring gezogen wird. Die Taille ist sehr kurz, Mieder sind unbekannt und der Busen steckt in breiter wulstiger Hülle. Diese Tracht der Duxerinnen war ehemals auch bei dem andern Geschlecht im Zillerthale üblich. Seit mehreren Jahren ist aber die freilich viel kleidsamere Mode des Innthales, der hohe Spenser, der ragende Hut, bis Zell und Maierhofen vorgedrungen und den alten Schnitt bewahren daselbst nur ältere Mütterchen und wenige Mädchen des ärmsten Volkes.

Sonst ist der Schlag durchaus germanischen Ansehens, der Wuchs durchschnittlich um ein Gutes niederer, als im Zillerthale, aber stark und stämmig. Die männliche Jugend, wie sie vor dem Wirthshause versammelt war, zeigte viele sehr individualisirte, schöne Köpfe, fast alle mit blonden Locken zierlich bekränzt. Etliche Knaben, gerade auf dem Uebergange ins Jünglingsalter, fielen mir besonders auf durch weiche, ideale Züge. Ein besonders schmucker Bursch ist Seppel, der Sohn des Wirthes. Die Duxer Mädchen gelten am Lande als reizend und schön, doch weiß man nebenbei, daß sie der harten Arbeit wegen früh verblühen. Sie erfreuen sich einer sehr weißen Haut und hochrother Backen, sind aber meiner Beobachtung nach mit ausdruckslosen Zügen begabt und sehr klein gewachsen. So kann ich leider ihren

guten Ruf nicht bestätigen, abgesehen von Jörgels Moidele, welche weitaus die schönste war.

Es war schon etlichemale in Predigt und Amt geläutet worden, und die Weibsen hatten sich bereits alle in die Kirche begeben. Auch die Männer zogen sich mehr und mehr gegen den Friedhof hin, doch blieb eine ziemliche Anzahl vor dem Wirthshause stehen und manche setzten sich sogar zusammen aufs Gras. Sie hielten sich wahrscheinlich entschuldigt, weil die kleine Dorfkirche doch nicht alle aufnehmen konnte, so daß viele außerhalb des Gotteshauses im Schatten der Kirchenwand sitzen mußten. Als endlich das feierliche Amt vorüber war, brach der graue Haufe mit vielem Gedräng heraus und strebte den beiden Wirthshäusern zu. Im unsrigen war die Zechstube bald gefüllt und noch ein großer Gaden und der Tanzsaal, den Jörgel in lustigern Zeiten hat erbauen lassen. Die dienenden Leute, der Wirth, die Wirthin, Seppel, Resele, Reseles Mann, die Dirne liefen geschäftig durch einander, Moidele und des Müllers Töchterlein standen am Herde. Die Bauern gingen ans Mittagessen und erlabten sich an großen Stücken Schweinefleisch und „Gsträunes" mit weidlichem, von langen Tagen her geschärftem Appetite, denn die Durer Küche erhebt sich nur fünfmal des Jahres zu diesen Leckereien, an der Kirchweih, an Ostern und an den drei Weihnachtstagen. Heute aber waren sie im Ueberfluß vorhanden, doch fanden auch die mit Topfen gefüllten Kirchweihkrapfen günstige Aufnahme. In der Sage lebt es noch fort, daß ehemals auf der Durer Kirchweih jeder Gast sechs Kreuzer zahlte und dafür auf Mittag so viel essen konnte, als er vertragen mochte. Jetzt richtet sich die Zeche freilich, wie in der äußern Welt, nach der Verzehrung, aber auch so noch liebt es Jörgel, seine Gäste sehr billig zu halten.

Nachdem ich eine Weile in der Zechstube zugebracht

hatte, unternahm ich einen Gang durch das übrige Haus und kam zuerst in den hintern Gaden. Dort saß an einem Tisch voll Duxer Buben, die mir etwas minder fein erschienen als die andern, derselbe Bauer, der uns vorgestern durch den geognostischen Hammer so beunruhigt hatte, und gefiel sich einen brüllenden Stier nachzuahmen. Das schien so seine Kirchweihfreude zu sein und er setzte es mit kurzen Unterbrechungen bis zum Abend fort. Es gelang ihm zwar die Natur gar täuschend wiederzugeben, aber es gefiel mir doch nicht recht, obwohl er von seinen Freunden vielen Beifall erntete. Ich ließ mir jetzt den Namen dieses Viehmalers sagen, erfuhr, daß er sich Brunnhäuser nenne und ging wieder meiner Wege.

Im Tanzsaale war jedoch meines Bleibens auch nicht lange. Die Tische zeigten sich so dicht besetzt, daß für einen beobachtungslustigen Gast kein Plätzchen mehr übrig war. Einige freundliche Hirten „brachten mirs," das heißt sie reichten mir ihr Glas um ihnen Bescheid zu thun. Die meisten tranken Branntwein, da der rothe Tiroler nur wenigen Duxern erschwinglich ist. Zuweilen wagt sich jetzt auch ein Fäßchen Bier herein, aber es ist ebenfalls zu theuer und die Nachfrage gering. Der Wein wird übrigens aller übers Joch getragen, denn es führt kein Fahrweg in das Thal. Die Träger laden eine halbe Ihrn, siebenundzwanzig Maas, auf und erhalten dafür 1 fl. 15 kr. Traglohn. Bei all dem kostet das Seidel nicht mehr als am Lande, nämlich sechs Kreuzer.

Da also auch auf den Tanzboden nicht viel auszurichten war, begab ich mich in die Küche und hielt mich an das Moidele und des Müllers Töchterlein. Das war auch das Beste — das waren die gemüthlichsten Gemüther auf der ganzen Kirchweih. Sie bemühten sich alsbald, mir einen Stuhl zu schaffen und stellten ihn neben den

Herd, gaben mir auch zu essen und tränkten mich mit dem besten Weine, den sie hatten. Und während ich da meine Mahlzeit hielt, waren sie freundlich und mild und gesprächig, und hatten einen guten Einfall nach dem andern. Das Sommerfrischmädchen ließ auch auf angenehme Weise seine Bildung glänzen und recitirte mehrere Strophen aus jenem Gedichte, welches „In einem Thal bei armen Hirten" spielt.

Als wir so eine gute Weile geplaudert hatten, machte ich mich wieder auf und suchte den obern Wirth heim, um auch von diesem reden zu können. Der Viehhändler von Schlitters, welcher, was ich bisher anzuführen vergessen, eine polnische reich gebänderte Jacke trug und überhaupt ein frischer Gesell war, begleitete mich auf diesem Kneipzug. Das Ergebniß ist indessen unbedeutend. Wir fanden den Wirth und sein Gesinde sehr gefällig, die ganze Anstalt aber, obgleich von Stein erbaut und ansehnlicher als der untere Gasthof, bei weitem nicht so heimlich wie Jörgels hölzerne Herberge. Beim Herausgehen fiel mir ein, dem Organisten einen Freundschaftsdienst zu erweisen und einen Zwölfer auf sein Kleinod zu verschieben. Damit legte ich große Ehre ein, trug aber keinen Gewinn davon. Die Seitenwände führen zwar die Kugel richtig bis an die Kegel, aber dann hängt's doch wieder von Glück und Uebung ab, ob sie viel oder wenig niederreißt. Die meinigen haben wenig umgerissen. „Du wirfest nicht güt", sagte der Duxer Bue, der als Kegelschreiber aufgestellt war.

Allmählich wurde es Abend. Der Tanz ist zwar verboten, jedoch ließ sich in der Dämmerung halblaut eine Fidel hören. Die Klänge hatten bald einen frischen Haufen zusammengelockt und so ging's denn fröhlich auf den Tanzboden. Ein junger Hirte spielte einen Ländler und Jörgel, der sich an die Freuden vergangener Tage erinnerte, fing mit einem andern Lands-

mann ländlerisch zu tanzen an, voll jugendlichen Anstandes, trotz seiner fünfundfünfzig Jahre und der schneeweißen Haare. Ach, ich habe so einen frischen Sinn, sagte der alte Tänzer, nachdem es vorüber war. Wenn ich's Essen hätt', fügte er mit einem humoristischen Schlage auf sein Wänstchen hinzu, wenn ich's Essen hätt', ich wäre so viel ein freudiger Kerl!

Nach und nach wurde sogar mit den Weibsen getanzt. Dabei war's ein großer Behelf, daß untertags eine schmucke Wirthstochter von Kolsaß angekommen war, die sich allen Anforderungen gewachsen zeigte. Nach des Müllers Tochter wurde auch gefragt, aber diese hatte sich schon vor dem Einnachten wieder in die Weiden von Hinterdux zurückgezogen; das Moidele mußte leider zusehen, wegen des bösen Schinkens, den wir schon einmal erwähnt haben.

Der Tanz wurde übrigens nur so vorbeigehend geübt, je nachdem es dem jungen Volke ankam, hatte auch wieder sein Ende, als Jörgel verkündete, es wäre Zeit etwas zu singen. Nun setzten sie sich zusammen, wie sie schon gestern beisammen gesessen, der Vater, die Tochter und der Organist; nur that heute auch Resele mit, welche einen schönen Discant singt, so daß die Lieder noch um ein Gutes schöner klangen. Resele hatte überhaupt einen weichen, wehmüthigen Ton in ihrer Stimme und sie selber, die verheirathete Alpenmaid, war eine lebende Elegie. Was ihr fehlte, war nicht zu erfahren; daß sie litt, aber deutlich zu entnehmen aus den klagenden Augen, dem schmerzlichen Ausdruck des Gesichtes und dem trauernden Klang der Stimme. Ich saß nicht weit von ihr, als sie die fröhlichen Almenlieder so melancholisch hinaus jodelte und dachte mir, was etwa der jungen Frau gebreste. In meinen Gedanken verglich ich sie mit einer welkenden Lilie. Derweilen kam der Viehhändler von Schlitters

heran, richtete den Blick auch auf sie und sagte: was muß dem Weibsen sein? schaut aus wie ein krankes Kaibel!

Die Lieder waren meist von der Art, wie sie die Rainer und die Leo durch halb Europa gesungen haben. Das Almenlied, das der Schulmeister von Finkenberg gedichtet, mit seiner schönen Weise, erfreute sich wieder der günstigsten Aufnahme. Etwa fünf oder sechs Gesänge mochten gesungen sein, als Moidele erklärte, sie werde nicht mehr mitthun; man wisse schon, daß sie das Singen nicht leiden könne. Resele redete ihr zu, doch noch ein bischen auszuhalten; sie wollten ein lustiges singen. Die lustigen mag ich schon gar nicht, versetzte Moidele, ein trauriges muß es sein. Resele, die schwermüthige, sang lieber die lustigen; Moidele, die lustige, hatte ihre Freude an den traurigen.

Als der Gesang zu Ende war, fielen etliche Burschen darauf, den Badertanz vorzuführen. Dieß ist die mimische Darstellung eines Patienten, dem von einem Bader und seinem Gesellen verschiedene chirurgische Dienste geleistet werden. Zuerst nehmen sie ihm mit einem großen Küchenmesser den Bart ab, dann lassen sie ihm mit einem Beil zur Ader und so fort. Sämmtliche Operationen gehen in rhythmischen Bewegungen vor sich und richten sich im Tacte nach den Schnaderhaggen, welche die Umstehenden dazu singen. Die derbe Komik der Gebärden, die albernen Gesichter des Behandelten und der beiden Andern, die lächerlichen Instrumente, welche diese zu ihrer Arbeit verwenden, werden ein bäuerliches Publicum immer höchlich belustigen.

Nach dem Badertanz kam wieder ein anderes Kunststück, nämlich das Kaminkehrerlied. Dabei sitzen zwei Sänger auf niedern Schämeln einander gegenüber, jeder mit einem kurzen Besen in der Hand, singen einen Gesang, der sich auf Dichten und Trachten eines Kamin-

kehrers bezieht, und schlagen mit den Besen nach dem Tacte auf den Boden oder werfen sie in die Höhe, um sie rhythmisch wieder aufzufangen. Das Stück, wenn es gut eingeübt, ist anmuthig zu sehen und zu hören.

Nachgerade war's schon ziemlich spät geworden. Der Gerichtsdiener von Zell, der den ganzen Tag über, wenig bemerkt, vorhanden gewesen, wollte um eilf Uhr abbieten, wurde aber nur verhöhnt. Die ältern Gäste waren schon alle nach Hause und nur die Buben standen noch in ziemlicher Anzahl auf dem Platze. Der Aufführung nach hätte man Jörgeln für den jüngsten halten sollen, denn heute war er in der herrlichsten Laune. Zumal freute es ihn, daß sich seine Gäste so wohlgezogen benahmen und daß kein erheblicher Unfug ausbrach. Einige Ansätze zu Raufereien, die sich mitunter ergaben, wurden immer glücklich im Keime erstickt; nur war es leider nicht zu verhindern, daß der Brunnhäuser dem Metzger von Gossensaß den Hut „antrieb," so daß die Röhre über Ohren und Nase hinunter fuhr, die harte Stirne des alten Gothen den Deckel sprengte und nun sein rothes Gesicht sich aus dem Filze, als aus einer Halsbinde, leuchtend erhob, wie die Herbstsonne über grauem Nebelgewölk. Der Metzger, der in der besten Absicht auf die Kirchweih gekommen, aber jetzt betrunken war, nahm die Sache nicht so gar übel. Er betrachtete wehmüthig den Deckel seines Hutes, den man ihm wieder zugestellt hatte, und legte sich dann mit lächelndem Grolle schlafen unter die Bank. Dort fand ihn noch die Morgenröthe. Die Andern zogen nunmehr still nach Hause. Es war um Mitternacht und das war die Durer Kirchweih.

Andern Tages brach ich auf nach Zell. Resele, die gute menschenfreundliche Resi, war bis zum letzten Augenblick bemüht, mir Liebes zu erweisen, und da ich gestern schon dem Organisten gesagt hatte, er solle mir das

Finkenberger Alpenlied abschreiben lassen, so fragte sie, ob dieß geschehen sei, und da es nicht geschehen war, so erbot sie sich selbst, es mir anzugeben, und da sie fand, daß sie keine Zeit finde, so führte sie mich bei ihrer Schwester Moidele ein, welche ihres Uebels wegen heute im Bette lag und mir willfährig zu dictiren begann, mit hochdeutschen Anflügen, die sie in der Schule und zu Innsbruck gewonnen haben mochte, denn auch sie war ihrer Bildung willen schon etliche Monate in der Hauptstadt gewesen. Ich habe schon zweimal behauptet, daß das Lied eine schöne Weise habe, Gedanken und Worte aber sind nicht mehr ganz alpenrein, zeigen vielmehr deutliche Spuren von Lectüre. Damit übrigens der Leser selber urtheilen könne, wie die Schullehrer zu Finkenberg dichten, so mögen hier etliche Strophen folgen:

Und am Morgen, wenn der Alpenvogel schreit,
Steh' ich auf und treib' die Kühherd' auf die Weid',
Und die Herdenglocken schallen fort und fort,
Und die Sonne glänzt am kühlen Ferner dort.
  Lustig ist's auf dem Hochalmträt,[1])
  Wenn die Küh' so brüllen und die Sonn' aufgeht.

Und wenn einmal der Herbst und Sanct Micheli kimmt,
Wo der Melcher von der Alm den Abschied nimmt,
Steck' ich meinen Rautenstrauß auf meinen Hut,
Fahr' durchs Thal voran, daß 's Kling, Klang thut.
  Leb' nun der Winter wohl, Hochalmenträt!
  Ich geh' jetzt ge schau'n, wie's den Heimerlen geht.

Wenn ich komme dann in meiner Heimath an,
Begegnen mir die feinen, lieben Heimer schon.
Gott grüß' euch all', ihr guten, lieben Heimer mein!
Auf der Almen oben, da war's fein.
  Wie geht das Leben euch, seid ihr wohl g'sund?
  Ich hab' wohl herunter denkt schier alle Stund.

---

1) Trät ist der freie Platz vor der Sennhütte.

Nachdem ich das Lied aufgeschrieben hatte, nahm ich Abschied von dem schönen Moidele, wobei ich freundlich eingeladen wurde, das nächste Jahr wieder zu kommen. Auf Wiedersehen sagte sie, hat es aber nicht gehalten. Unterdessen war Resele beschäftigt gewesen, mir einen Rautenstrauß auf den Hut zu heften, und der Wirth belehrte mich, das sei das edelste und vornehmste Gewächs, welches nur mit der größten Lebensgefahr von unersteiglichen Schrofen könne herunter geholt und seiner besondern Eigenschaften willen müsse aufs höchste geschätzt werden. Allbereits nickte der Rautenstrauß, der sammt der Wurzel angenäht war, vom Strohhut und nun sagte ich mein B'hüt Gott den besten Wirthsleuten schier, die ich in Tirol getroffen, und nahm Abschied von Jörgel, Seppel, Resele, so wie auch von der Mutter und dem Schullehrer und seinem Bruder, bat sie alle, sie möchten mir das feine Müller-Töchterlein, wenn es wieder einmal in den Heimgarten käme, schönstens grüßen und zog davon.

Den Rautenstrauch betreffend, so mag hier eine schöne Sitte des Hochlandes hervorgehoben werden. Wenn nämlich ein Gast, sei es auch nur kurze Zeit, unter fremdem Dache zugebracht und die Zuneigung der Hausleute gewonnen hat, so wird ihm zum Abschiede von der Tochter des Hauses ein Blumenstrauß überreicht. Im höhern Gebirge, wo die Gartenblumen seltener sind, wird statt derselben die Edelraute (Artemisia mutellina) gewählt und dem Gaste auf den Hut geheftet. Es ist ein unscheinbares Kraut mit blaßgrünen Blättchen und winzigen gelben Blüthchen, dem man anfangs gar nicht ansieht, was es denn eigentlich wolle, denn auch der Geruch ist sehr schwach. Wenn die Raute aber trocken geworden, verbreitet sie einen herrlichen Duft und nun läßt man sichs gerne gefallen, daß die Aelpler sie so hoch in Ehren und für das vornehmste Gewächs auf Erden halten.

Als ich Lannersbach damals verließ, lag also das schöne Moidele im Bette und als ich zwei Jahre darauf wieder hinkam, lag sie im Grabe. Sie war wenige Monate vorher an einer Brustentzündung gestorben. Es war ein kaltes Herbstwetter und der Kirchtag schon vorüber. Im Wirthshause herrschte große Stille. Jörgel war schon schlafen gegangen; er geht jetzt frühzeitig zur Ruhe; er singt mit seiner Tochter und dem Organisten keine schönen Lieder mehr. Am andern Morgen erschien er und sprach traurig seine Sehnsucht nach dem Moidele aus: „So viel mängeln thu' ich das Madel!" Wir waren zu zwei und besuchten den Kirchhof. Dort hat ihr der Vater einen Grabstein setzen lassen, den schönsten im stillen Gefilde. Im Thale erzählt noch Jung und Alt von ihr; sie hatten sie alle sehr lieb gehabt.

Von Lannersbach geht der Weg durch ein Tobelthal in zwei guten Stunden nach Finkenberg. Dieß ist ein freundliches Dorf, das zwischen Obstbäumen auf einem hügeligen Gereute steht, und man hat von da aus eine liebliche Aussicht auf den weiten Grund von Maierhofen, das tief unten im Zillerthale den spitzen Kirchthurm aus schönstem Wiesengrün emporhebt. Ungeheure steilaufsteigende Bergstöcke breiten oben ihre Halden aus, der Zillerbach aber strömt unten ansehnlich durch das Thalgelände und belebt eine Landschaft, die zu den gepriesensten in den Alpen gehört.

In Finkenberg und zu Hippach im Zillerthale waren die meisten jener dissentirenden Auswanderer zu Hause, die zu Neu-Zillerthal in Schlesien eine zweite Heimath gefunden haben, über der sie freilich die alte, auf den angestammten Alpenfluren nicht vergessen können. Der Nachruf, den sie hier zurückgelassen, ist ein guter. Die Finkenberger behaupten, ihre ausgewanderten Nachbarn seien zum größten Theile recht ordentliche, besonders wohlthätige Leute gewesen und denen, die Geld hätten,

ergehe es laut eingelaufenen Briefen in Schlesien ganz erträglich und die übrigen müßten sich dort wohl ebenso plagen, wie daheim. Man erzählt noch viel von dem traurigen Abschied zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern und dem noch traurigern zwischen Liebenden und Verlobten. Das Mitleid zeigt sich noch zur Zeit sehr groß und bedenklich ist, was man munkeln hört, daß noch viele Protestanten zu Hause geblieben, sich fügend und wartend auf eine Aenderung der Umstände. Die Regierung hatte den „Inclinanten" den Wunsch, eine protestantische Gemeinde zu bilden, abgeschlagen, dagegen erlaubt, sich an die im Kaiserreiche anderswo vorhandenen anzuschließen. Dieß begehrten aber die wenigsten, die meisten wollten lieber in die Fremde gehen.

So kam es denn, daß auf die kaiserliche Verordnung vom 12. Jänner 1837 sich 126 Familienväter aus den Gemeinden Zell, Maierhofen, Brandberg, Finkenberg und Hippach zur Auswanderung bereit erklärten. Im September desselben Jahres sind sie mit 288 Angehörigen (darunter 131 unmündige Kinder) nach Preußen ausgezogen, nach Nothdurft unterstützt von Seite der österreichischen Regierung sowohl als der Nachbarschaft. Neun Personen übersiedelten nach Steiermark und Kärnten. Uebrigens gibt es schon seit mehreren Menschenaltern auch im Vinschgau und in Ahren etliche widerborstige Berghöfe, welche von geistlicher und weltlicher Obrigkeit ungeschoren sich eines stillen unbekannten Separatismus erfreuen.

Im Wirthshause zu Finkenberg wurde ich aufmerksam gemacht, daß ich nahe vor dem Dorfe ein abseits liegendes Naturwunder übersehen hatte, den Hochsteg nämlich, den jetzt der Wirth den Fremden zuliebe den Teufelssteg heißt. Sein Söhnchen übernahm es, mich dahin zu führen. Der Teufelssteg ist ein Balken, mit

einem Dache und einem Geländer bekleidet, der über einer grausig tiefe Schlucht liegt, in welcher der Duxer Bach sich ruhig fortwälzt in blauen Wirbeln oder auch, wenn er angeschwollen, tobend und schäumend dahinrast. Jenseits des Steges geht es hinauf in die grüne Flur von Dornau, wo ein kleines Alpendörfchen beisammensteht, in traulicher Abgeschiedenheit von wilden Schrofen umgränzt, aus denen ein schauerlicher Pfad nach Maierhofen hinunter führt. Von dem Teufelssteg geleitete mich der Knabe wieder etwas abwärts an die Klamm. Die Felsenwand auf der andern Seite ist da ganz glatt abgeschnitten, die diesseitige geht sogar einwärts, und wer sich der Länge nach niederlegt und den Kopf hinausstreckt, der hat eine schauerliche Aussicht auf die Wirbel des Baches und den Ueberhang unter sich und auf die glatten Wände gegenüber. Wer gar keinen Schwindel hat, der mag sich dem Abgrunde bis auf den letzten Zoll nähern und stehend hinunter schauen: auch allenfalls versuchen, ob er wie der Wirthssohn und Kaiser Max den einen Fuß auf den äußersten Rand des Felsens stellen und mit dem andern einen Halbkreis darüber schlagen kann.

XV.

Das Zillerthal.

1842, 1844.

Nachdem wir damals von Finkenberg herabgestiegen, waren wir im Zillerthal und kehrten in Maierhofen ein, in seinem letzten Dorfe. Von Maierhofen sind zwei Stunden nach Zell, ein lieblicher Weg durch hübsche Weiler. Zell selbst (1815 Fuß) ist ein stattlicher Ort mit großen steinernen Häusern, einer bedeutsamen Kirche und achthundert Einwohnern.

Es war der Dinzeltag der Schuhmacher, der Handwerksjahrtag dieser Zunft. An solchen Festen ist noch Musik und Tanz gestattet, und so gab sich erwünschte Gelegenheit, die Zillerthaler tanzen zu sehen, was jetzt selbst auf der Zeller Kirchweih nicht mehr möglich ist. Von dem Tanz der Zillerthaler hat Lewald eine sehr lebendige Schilderung gegeben; auch andere bemühten sich, die seltsame, fast außerweltliche Fröhlichkeit, die dabei walten soll, zu zeichnen. Gleichwohl scheint sich nun auch hierin mehr Ruhe und Mäßigung eingestellt zu haben, wenigstens entsprachen die Leistungen an jenem Tage keineswegs den Schilderungen, die davon zu lesen sind. Man spielte beim Neuwirth in zwei Stuben auf; in der untern ein Geiger und ein Zitherer, in der

obern eine Geige und ein Contrabaß. Die beiden Tanzböden waren sehr ärmlich ausgestattet — wenige Kerzen, in Kloben an die Wand gesteckt, verbreiteten ein höchst zweifelhaftes Licht. In diesem Halbdunkel glaubte ich gleichwohl einige schöne Umrisse jungfräulicher Gesichter zu erkennen und ich habe kaum zu viel gesehen, denn andern Tages fand ich bei hellem Sonnenscheine alles bestätigt, was man von der Schönheit der weiblichen Thaljugend sagt. Die Balltoilette der Mädchen war ziemlich sorgfältig; die Buben staken zumeist in schmutzigen Hemden und hatten der Bequemlichkeit wegen die Joppen abgelegt. Der Wirth that sich am meisten hervor und wagte trotz seines Wänstchens die höchsten Sprünge. Der Neuwirth spielt noch so den alten Zillerthaler fort; nicht ohne heimliches Lächeln seiner einheimischen Vertrauten, jedennoch zum großen Vergnügen fremder Gäste, welche die nur ihnen bestimmten Schnurren für seine alltägliche Laune halten.

Andern Tages auf dem Wege nach Fügen, das fast am Eingang des Thales liegt, bekam ich das Gelände von Anfang bis zum Ende zu sehen und fand, daß es sehr freundlich und mild ist, wohlbebaut und fruchtbar. Mäßig erscheinende Höhen, bis oben hinauf mit Wald bewachsen, der an vielen Stellen gelichtet ist, um den Ansiedlungen Platz zu machen, unten eine breite grüne Thalflur mit schönen Dörfern, aus denen spitze Thürme ragen, mitten durch der Zillerbach, der in feuchten Erlenauen dahinströmt; aber keine Wasserfälle, keine Lahnen, keine Schrofen, keine Schlösser und keine Burgruinen; nur im fernen Hintergrunde als einzige, aber sehr ernste Großartigkeit ein ragendes Gletschergebirge. So ist jeder Punkt für sich sehr schön; der ganze Zug aber von Maierhofen bis Fügen oder Schlitters sich selbst zu ähnlich, um dem Wanderer nicht etwas einförmig vorzukommen.

Fügen (1716 Fuß) ist ein großes, unregelmäßig durcheinandergestelltes Dorf von achthundert Einwohnern, mit einem stattlichen Schlosse, das ehemals den Grafen Dönhof gehörte. Als zweiter Ort im Zillerthale hat es immerhin seine landschaftliche Bedeutung, ist auch der Sitz eines Gerichtes, doch ärgert es die Fügener, daß man den Spruch: Es gibt nur ein Fügen und ein Wien in der Welt — schon öfter gedruckt hat, und sie behaupten, ihre Eitelkeit sei nie so weit gestiegen, diese Nebeneinanderstellung im Ernste gut zu heißen. Es mag wohl damit dieselbe Bewandtniß haben, wie mit dem andern Gedächtnißverse:

Stuhlfelden ist sich selber gleich,
Mittersill gar ein Königreich —

welchen die Pinzgauer erdichtet haben, aber nur um selbst darüber zu lachen. Berühmt ist die große Aussicht auf dem Kellerjoche, das sich über Fügen erhebt und gewöhnlich von diesem Dorfe aus bestiegen wird.

Zu Fügen im Hacklthurm sitzt zur Zeit Joseph Rainer, einer aus der berühmten Gesellschaft, die einst mit so ungeheurem Beifall den Zillerthaler Jodler in Großbritannien erschallen ließ. Nach der Zurückkunft von seinen Kunstreisen hat er den Hacklthurm, der ehemals ein adeliger Ansitz der Herren von Hackl war, käuflich an sich gebracht und zum Gasthofe eingerichtet. Es ist ein einstöckiges Gebäude mit einem niedlichen Garten, mit Lauben und einer grünen Veranda vor dem Hause. Englische Kupferstiche, Porträte, Seeschlachten, Fuchsjagden und ähnliche Vorstellungen hängen in allen Zimmern nnd erinnern an das Land, wo die Rainer groß geworden. Nachdem ich mich etwas in dem gastlichen Herrensitze umgesehen, ging ich, die Kirche zu betrachten. An der Außenseite ist jener vielbeweinte Leichenzug dargestellt, welcher zu Hall am 11. August 1838

gehalten wurde. Es waren nämlich damals die Compagnien des Landsturmes aufgeboten worden, um bei der Huldigung, die der Kaiser Ferdinand von der gefürsteten Grafschaft einnehmen wollte, in Innsbruck zu erscheinen. Die Fügener zogen nach Hall und ihrer sechzehn junge, schöne Bursche fanden eine Unterkunft in dem Hause des Gilgenbräus, das des Nachts einstürzte und sie alle erschlug. Ihre Grabmäler stehen hier und dort auf dem Kirchhofe.

Nach diesem ging ich einen stillen Pfad dem Zillerbache zu, schritt über einen schmalen Steg und stieg dann die Anhöhe hinan auf den Hartberg. Es ist dies eine mächtige Halde, vollkommen begrünt von der Wurzel an bis zum Joche, allenthalben mit Gehöften, mit Scheunen und Schoppen übersäet, mit Feld, Wiese und Wald in schöner Abwechslung geziert. Hart, der Mittelpunkt, ist ein kleines, aus Kirche, Widum und zwei Wirthshäusern bestehendes Dörfchen, in dessen steilen Fluren der Vicar eben lustwandelte, um sich der Abendluft zu erfreuen. Ich sprach ihn an und fand einen artigen Herrn, der mir die kleinen Sehenswürdigkeiten seiner Curatie gerne zeigte. Eine niedliche Einsiedelei, am Hange eines Tobels angelegt, mit Treppchen, Bänkchen und andern kleinen Spielereien, ist nicht übel zu betrachten.

Abends erzählte mir Herr Joseph Rainer im Hacklthurm von seinen und seiner Geschwister kleinen Anfängen und spätern Großthaten; wie er selbst, ein unbekannter Viehhändler, der viel in Mecklenburg und Preußen verkehrt, zu Leipzig eine Ankündigung gelesen, welche vier singende Tiroler-Kinder verhieß, während diese doch nur vier tirolisch gekleidete Jungen verschiedener Herkunft waren; wie er sich über den Beifall, den sie trotz ihrer schlechten Kunst gefunden, entsetzt, aber seinen Geschwistern ahnungsvoll geschrieben habe, jetzt sei die Zeit gekommen, in alle Welt zu gehen und zu jodeln; sie möchten sich aufmachen

und zum Scheine etwas Leder und Handschuhe mitnehmen, damit man eine Ausrede habe, wenn es mißlinge; wie sie dann, fast beklommen, zu Freisingen an der Isar zusammengekommen und dort vor schmalem Publicum gesungen, worauf es dann immer besser gegangen, bis im Jahre des Heils 1828 der Großherzog zu Karlsruhe die Geschwister mit der Aufforderung überraschte, im Theater zu singen, damals für sie eine nie gehoffte Auszeichnung, obwohl dann bald auf ihrer zweiten Reise, welche nach England ging, die Zeit kam, wo ihnen die besten Freunde abriethen, sich im Theater hören zu lassen, damit sie nicht die Möglichkeit vernichteten, in Fashion zu kommen. Und richtig fanden sie dieses guten Rathes willen selbst bei dem Hof von England leichten Eingang. Von dem Zuge nach Großbritannien brachten sie 56,000 Gulden nach Hause und was sie später verdienten, war auch noch ansehnlich — der geistigen Schätze, darunter vor allem der gründlichen Kenntniß der englischen Sprache, ganz zu geschweigen. So wurde der Wohlstand der Familie geschaffen, die ehedem ein hölzernes Bauernhaus oben im Dorfe zu Fügen inne hatte, während jetzt Joseph Rainer im Ansitz zum Hacklthurm haust, Franz Rainer Wirth zur Krone, Felix ein großer Bauer in Fügen, Maria daselbst verheirathet, Anton Postmeister in Schwaz ist.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß nach den Rainern noch viele andere Sänger aus dem Zillerthale auf Reisen gegangen sind. Am besten ist es später den Geschwistern Leo geglückt; auch sie ersangen sich ein beträchtliches Vermögen. Andere, die nachher kamen, fanden kältere Aufnahme und verzehrten unterwegs wieder, was sie erjodelt hatten. Die Zillerthaler reden übrigens gerne von ihren weitgereisten Landsleuten und ihre Bildnisse hängen an vielen Wänden. Man sieht sie mitunter auch dargestellt, wie sie in England vor

dem Könige sangen und bemerkt, daß sie dort manches angenommen, was sich zu ihrer heimischen Einfachheit kaum recht schicken will. Die Männer tragen da einen breiten Hermelinbesatz an den Jacken, und das Mädchen, welches in der Mitte steht und die Guitarre spielt, erscheint gar in einem atlassenen Ballkleid mit nackten Schultern wie die Stadtdamen, statt in dem schönen, kurzen Röckchen der Jungfrauen von Fügen.

Uebrigens ist Herr Rainer zum Hackthurm ein sehr aufmerksamer Wirth und jetzt seit Jahren mit einer stattlichen Frau verheirathet. Er hat drei seiner Kinder, zwei Mädchen und einen Knaben, das älteste zur Jungfrau erblühend, das jüngste kaum erst schulpflichtig, bereits herangeübt, um die Gesänge zu singen, die sein Glück begründet haben, und als ich Abends allein beim Essen saß, begannen sie alle, der Vater als Bassist auch dabei, unter der Thüre ein schönes Alpenlied, das mich sehr erfreute.

Als ich ein andermal ins Zillerthal zog, ging ich von Schwaz herab und vorn herein. Es war in der Frühe des achten Septembers 1844, eines Sonntags. Wir schritten unser zwei durch den Morgennebel, aus welchem Tratzberg leuchtete, am Ufer des Inns hinunter nach Margreten, um die Wirthstöchter zu sehen, deren Schönheit zu ehren jeder sinnige Fußwanderer gerne ein Seidel Wein trinkt. Von da kamen wir nach Rothholz und zum Schlosse Thurnegg und schauten an den Berg hinauf, wo sich eben aus dem Dufte die alten Thürme von Rottenburg losrangen — von Rottenburg, wo einst Notburga, die fromme Magd gewaltet. Von Rothholz gingen wir nach Straß, über dem die Einsiedelei Brettfall auf einer Felsennase sitzt, warfen einen Blick hinüber auf die herrliche Ruine von Kropfsberg und erreichten Schlitters, das erste Dorf im Zillerthale. Dort haben wir etwas gerastet und schuldlosen Sinnes

ein schönes Mädchen bewundert, die erste der Zillerthalerinnen, die mein Freund im Leben erschaut. Diese kamen von jetzt an sehr häufig vor, alle in stolzer Sonntagstracht, mit dem breitrandigen, hochspitzigen Hut, an dem die goldene Quaste prangt, mit dem innthalischen Spenser, der zuweilen von Sammet, mit kurzen Röcken und weißen Strümpfen. Sie nicken freundlich grüßend und der Pilger steht gerne still, um den Gestalten nachzusehen.

In Fügen sprachen wir im Hacklthurm zu und gingen dann im Dorfe spazieren. Es war heute sehr viel Leben auf den Gassen, denn man erwartete drei Prinzen, die Söhne des Erzherzogs Franz Karl, die in der Frühe nach Zell gefahren waren und jetzt bald zurückkommen sollten. Deßwegen und weil nach den Söhnen auch der Erzherzog Vater angesagt war, Triumphbogen, Inschriften und allerlei Zierrath an den Häusern. Während wir nun mit den Leuten sprachen, kam ein schmucker Zillerthaler des Wegs, im Kriegsgewande, d. h. in der Schlachtenjoppe und dem Schützenbrustfleck, wie das heute die Aufgebotenen alle trugen, auch mit einem breiten Leibgurt, worauf in Silber das großbritannische Wappen zu sehen. Es war Ludwig Rainer, der in Amerika gewesen ist und von seinem Oheim Felix dieses Wappen ererbt hat; dem Oheim aber hatte es Georg IV. als Andenken verehrt. Wir plauderten etwas englisch zusammen, was er ganz geläufig spricht. Später beim Einzuge der jungen Erzherzoge sahen wir ihn wieder als Posaunenbläser unter der Schützenmusik.

Bald knallten nun die Böller und wir zogen hinaus zum grünen Ehrenbogen, wo die Fügener Schützencompagnie aufgestellt war, lauter schlanke, großgewachsene Burschen. Die Schützencompagnien des Landes sind allenthalben in ihre Thaltracht gekleidet, und zwar so, daß dabei noch manches schöne Gewandstück festgehalten

wird, welches sonst außer Uebung gekommen ist. Im Zillerthale trägt zum Beispiele jetzt unterm Jahre kein Bursche mehr den rothen, silberbordirten Brustfleck, wie er zur Schützenuniform gehört, sondern die neuere Weste, und in Meran sieht man die grünen Hüte, die beim Ausrücken erscheinen, nur noch an den höchsten Festtagen. Die Fügener führen übrigens zur Zeit grüne spitzige Hüte, graue Lodenjoppen, wie sie auch im bayerischen Gebirge üblich, jenen silberumränderten Brustfleck, schwarzlederne, weißgestickte Gürtel, schwarzlederne kurze Hosen und weiße Strümpfe.

Aus den Schützenreihen wehten zwei Fahnen, eine weiß und rothe und eine weiß und grüne. Auch führten sie Musik, völlige Militärmusik, mit Trompeten, Posaunen und vier Clarinetten, welche von Feiertagsschülern geblasen wurden, die in der Blüthe der Jugend strahlten. Neben dieser neuern Einrichtung, die man den Schullehrern verdankt, stand aber noch, als ein Denkmal vergangener Zeiten, die alte Schwegelmusik, zwei betagte Knaben von Anno Neune, die noch die alten Märsche wußten, zu denen zwei junge Knaben die Trommel schlugen. Es ist zu fürchten, die Schwegler wachsen auch nicht mehr nach — sie werden nur so Ehren halber noch mitgelassen und schämen sich fast selber ihrer frohen Wissenschaft neben den sinnbethörenden Fanfaren, welche die andern Burschen zu Tage fördern. Es lohnt sich kaum noch, seine Nebenstunden auf die Querpfeife zu verwenden und die quickenden, einförmigen Weisen zu erlernen, die ehemals der Schrecken der Feinde waren und jetzt das Gespötte der Kinder sind. Ja, mir ging ein Stich durchs Herz, als die zwei verjährten Gesellen, voll guten Willens, ihre Schwegeln an den Mund setzten und sämmtliche Schuljugend wie mit einem Schlag zu kichern begann. So war's auch bald darauf zu Meran, als der Erzherzog Franz Karl gekommen war und die

Partschinser und Algunder neben der Triumphsäule auf dem Sande Parade machten. Da prangten die Schützen in voller Gala und standen in zwei Reihen, mit ihren Fahnen und ihren Spielleuten, welchen der Herr v. Goldegg die schönen Instrumente angeschafft hat. Neben allen diesen machten aber drei Männer einen absonderlichen Eindruck, drei alte verwitterte Kriegsmusikanten, zwei Schwegler und ein Trommler. Der eine der Schwegler, so ungefähr der wichtigste von den dreien, war Anno Neune auch dabei gewesen, aber der alte Held hatte seitdem wenig gute Tage erlebt und sah jetzt sehr schäbig aus. Der Trommler, der Maier von Verdingen, schlug eine französische Trommel, die er selbst erbeutet. Wenn er anhob mit seinen zitternden Händen die Schlegel zu rühren, dann ließ er das Haupt fast bis auf das Trommelfell sinken, so daß nur der ungeheure schwarze Hut zu sehen war, unter dem er sich lauschend versteckt hielt, gleichsam abgezogen von der Mitwelt und nur begierig, die alten, vertrauten Töne in nächster Nähe einzuschlürfen. Der Dritte stand schmächtig hinter den beiden und blies verschämt, nur stellenweise sichtbar, auf seiner Schwegel. Es war ein wehmüthiges Schauspiel, wenn die rauschende Blechmusik aufgehört hatte und der hüpfende Kriegsmarsch von Anno Neune begann. Dann wendete sich der schäbige Vorschwegler aufmunternd der Trommel zu, den Fuß mit schwerem Schuhe zum Tactschlage hebend und der Andere versank träumerisch in den summenden Wirbel und der Dritte blies in schüchternem Verstecke geschäftig seine Weise. Die leichtfertige Jugend lachte zwar, wie sich die drei Musikanten so abmühten und doch nichts Rechtes zu Wege brachten, aber die Alten mag es angewandelt haben wie ein vergessener Traum von Kriegsgeschrei und Blut und Brand.

Die Officiere der Schützencompagnien sind größtentheils noch bewährte Männer aus den Kriegszeiten.

Sie werden durch eine andere Farbe des Hutes oder durch einen Federbusch kenntlich. Manchmal sieht man sie mit ausländischen Orden geziert, die sie im Krieg erbeutet haben und zur größern Auszeichnung anhängen. Die Befehlshaber der Fügener hatten große winkende Büsche auf den Hüten und bedenkliche Degen an der Seite, welche aussahen als seien sie ehemals in fremden Diensten gestanden. Der Hauptmann ging an der Fronte auf und ab und war sehr besorgt, daß alles ordentlich ablaufe. Wir schauten seinem Walten mit Theilnahme zu. Endlich kurz vor der Ankunft der Prinzen rief er: Wenn ich Vivat schreie, so schreit es ah! Nachdem in dieser Art die kommende Begeisterung geregelt war, rollten die jungen Erzherzoge heran, stiegen aus, wurden von den Beamten empfangen und gingen sammt ihren Hofherren an der Linie hinab. Die Schützen präsentirten und als der Hauptmann Vivat schrie, schrien sie ohne Zögern alle nach. Hierauf zogen sie hinter drein und unzählbares Volk mit ihnen. Vor dem Landgerichte sangen die Rainer und alles, was in Fügen die Kunst des Gesanges treibt, ein prächtiges Alpenlied und darauf fuhren die Prinzen davon.

Von Fügen aufwärts, eine gute Stunde zu gehen, liegt das Dorf Ried. Hier ist im vorigen Jahrhundert Peter Prosch geboren worden, ein Bauernsohn, der, von Jugend auf im Auslande herumziehend, keine großen, aber viele lächerliche Begebenheiten erlebt und diese später beschrieben und herausgegeben hat. Ich wendete einmal viele Mühe daran, das Buch zu erfragen. Eine Frau, die ich auf dem Eisenhammer bei Uderns kennen lernte, wußte mir zum erstenmale etwas davon zu sagen. Sie hatte es gelesen und nach eigenem Geständnisse mehr Vergnügen daran gefunden als an der schönsten italienischen Oper und dem feinsten Concerte. Sie wies mich an die Töchter des Peter Prosch, zwei alte Weiber,

von denen ich die eine in Uderns fand — die andere war auf dem Felde — jedoch ohne das Buch erhalten zu können; sie hatte es einer guten Freundin in Hall geliehen. In Ried erfragte ich abermals ein Haus, aber da hatte es der Rothgerber in Fügen zu lesen. Nach Fügen wollte ich nun nicht mehr zurück und so tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß es mir ein guter Stern vielleicht noch anderswo entgegenführen würde. Und so kam mir denn auch, was ich im Zillerthale vergeblich gesucht, eines Tages zu Meran vor Augen und zwar unter dem Titel: Leben und Ereignisse des Peter Prosch, eines Tirolers von Ried im Zillerthale — oder das wunderbare Schicksal. Geschrieben in der Zeit der Aufklärung. München 1789. — Der Held dieser Biographie erblickte das Licht der Welt im Jahre 1745 in einem Söldenhäuschen zu Ried, als das jüngste von eilf lebendigen Kindern. Im neunten Jahre verlor Peter seine Mutter — der Vater war schon lang vorher gestorben — der älteste Bruder aber hatte ein böses Weib geheirathet, welches die jüngern Geschwister bald alle aus dem Hause jagte. An einem schönen Nachmittage, erzählt die Lebensbeschreibung, um die Zeit der Weinlese, wenn die Blätter anfangen gelb zu werden, wenn alle Getreidefelder leer sind und die Kühe in kleinen Herden über die Berge und Felder hinweiden, kam der Knabe auf einem einsamen Fußsteige den Berg herab. Er war barfuß, aber seine schwarzbraunen Füße hatten sich ohne Verletzung über spitzige Steine zu gehen gewöhnt. Seine Haut war durch Sonnenschein, Kälte, Regen und Wind so abgehärtet, daß ihn auch das Ritzen der Disteln und Dörner an den Wegen nicht schmerzte. Er war mit einem zerrissenen Hemde und erbettelten Kleidern behangen. Den runden, vollwangigen, gelockten Kopf bedeckte ein zerfetzter, alter, grauer, großer Hut, durch dessen Spalten

die hellbraunen Haare häufig herausguckten. An seiner Seite hing ein alter Brodsack und in der Hand trug er einen starken, haselnen Stock, um die Hunde damit abzuwehren.

Als er so den Fußsteig am Berge herabkam, sah er vor sich eine schöne Wiese und jenseits der Wiese einen Wald, aus welchem ein dicker Rauch aufstieg. Rechter Hand, einen Steinwurf von dem Wege, lag ein Rübenacker, der rundum mit einem Faden umzogen war, an welchem alte Lumpen hingen, die, vom Winde bewegt, das Wild zu verscheuen bestimmt waren.

Der arme Peter eilte an die Wiese und setzte sich auf den Rasen. Da er hungrig war, machte er seinen Sack auf und als er nur einen schmalen Bissen trockenen Brodes fand, gingen ihm die Augen über und die Thränen begannen zu fließen über die braunen Wangen. Seufzend sagte er zu sich selbst: O meine liebe Mutter! nun hab' ich dich nicht mehr — du hattest immer Brod und wenn ich hungerte, gabst du mir. — Er guckte wieder in den Sack, ließ alle Brosamen zusammenrieseln und letzte seinen Hunger daran. — O liebe Mutter! weinte er wieder, da liegst du hinter der Mauer in dem Kirchhofe und dein armer Peter geht nun allein in der Welt betteln, wie ein armes Küchlein, das seine Gluckhenne verloren hat!

Indem er so vor sich hinjammerte, fiel ihm das Rübenfeld in die Augen, aber seine Mutter hatte ihm oft gesagt, es sei nicht erlaubt, zu stehlen.

Nunmehr kam ein Mädchen, welches eine weiße Ziege an einem Bande leitete, um sie auf der Wiese neben dem Rübenfelde zu weiden. Es war ein bildschönes Mädchen, auch beiläufig zehn Jahre alt. Der Knabe machte sich auf und trat zu ihr. Mädel, sagte er, ich möchte gern ein paar Rüben essen. Gehören sie dir und deinen Leuten? — Ja; wo bist du her? —

Lieber Gott, ich habe keine Heimath; ich bin ein armer Bue und heiße Petrus. — Schau, Petrus, sagte das Mädchen mitleidig, du darfst keine Rüben essen. Wenn dich hungert, will ich die Marende mit dir theilen.

Sie zog sodann ein Butterbrod aus der Tasche und reichte es dem Knaben. Aber, sagte dieser, so hast ja du nicht genug. — O, ich bin nicht hungrig und esse mich den Abend wieder satt. — Alsbald nahm sie auch ein kleines Messer hervor und theilte das Butterbrod in zwei ungleiche Theile, den größern aber gab sie ihm. So saßen beide beisammen und aßen vergnügt. Während ihrer kindlichen Gespräche begann es Abend und kühl zu werden. Peterl, sagte sie, wo wirst du diese Nacht schlafen? — Darf ich denn nicht mit dir ins Dorf gehen? — Ach nein, wir haben einen bösen Ueberreiter, der jagt dich fort. Aber siehst du den dicken Rauch dort oben am Berg aufsteigen? Dort ist ein Kohlenbrenner, gar ein guter Mann. Der nimmt alle armen Leute in seine Hütte, wenn sie der Ueberreiter fortjagt; da geh du hin.

Nun faßte ihn das Mädchen um den Hals, küßte ihn und ging mit ihrer Ziege gegen das Dorf. Er aber wanderte fort und dem Kohlenbrenner zu.

Als er durch das Laub daherrauschte und auf diesen zukam, fragte er: ob er ihn die Nacht beherbergen wolle. Der Kohlenbrenner erkundigte sich zuerst um seine Herkunft und versprach ihm dann, was er begehrte. Er führte ihn in seine Hütte, gab ihm zu essen und zu trinken und machte ihm ein Lager zurecht, in welchem Peter sehr gut schlief. Am andern Tage bedachte sich der Knabe, beschloß den Bettel aufzugeben und sich nach einem Hirtendienste umzusehen. Als er nun Abschied nahm, sprach aber der Kohlenbrenner: Ei, Peterl! ich kenne so viele, die ihr Brod mit einer Handelschaft außer Landes suchen; probir' es auch! wer weiß, ob

du nicht dein Glück finden kannst. — Wie sollt' ich es denn machen? ich habe kein Geld und wer wird mir etwas geben? — Ich will dir Bürge sein, sagte der Kohlenbrenner. Auf seine Worte ging der Knabe sofort zum Bartlme Hauser, einem Oel- und Theriakfabrikanten. Dieser borgte ihm um drei Gulden neun Kreuzer solcher Waaren.

Mit diesen zog also Peter Prosch in seinem zehnten Jahre außer Landes, errang aber weniger durch seine Handelschaft, als durch schmeichelnde Bitten bei den Bäuerinnen in der Küche, und kam ins Schwabenland, bis nach Dischingen. Dort hörte der Fürst Taxis, der da sein Schloß hatte, auf der Jagd von dem kleinen weithosigen Tiroler und verlangte ihn zu sehen. Darauf ließ er ihn waschen, in Läuferkleider stecken und nahm ihn unter sein Hofgesinde. Peterl lernte dem Fürsten und der Fürstin den Rock küssen und bekam viele Teller voll Confect. Der Läufer Augustin hatte ihn in der Lehre und noch drei andere Jungen mit ihm. Sie liefen alle Tage zur Uebung vier Stunden weit spazieren nach Dillingen. Peterl war der begabteste unter den Zöglingen, lief am schnellsten und bekam daher am wenigsten Schläge. Aber in all dieser Herrlichkeit am Hofe befiel ihn doch das Heimweh und eines schönen Morgens ging er auf die Flucht. Ein schwarzer Reiter auf einem weißen Rosse holte ihn gleichwohl wieder ein und brachte ihn an den Hof zurück.

Im Herbste zog der Fürst nach Regensburg und Peter sah nun auch diese berühmte Stadt. Der fürstliche Rath Kirchmayr hatte eine besondere Neigung zu dem Knaben gefaßt und die Frau Räthin suchte ihm etwas Bildung beizubringen. Statt: Hoy, was willst? sollte er nunmehr sagen: Was schaffen Euer Gnaden? Dieß war aber noch zu schwer für sein zartes Alter und als er einmal beim schwarzen Elephanten Salzburger

Fuhrleute erfragt hatte, ging er mit diesen davon und kam wohlbehalten nach Hause, wo ihn nicht ein Bissen zu essen erwartete.

Tausenderlei Gedanken von großen Herren, von Gnaden und Glücksgütern hatte er von der Reise mitgebracht und nun trat dazu auf heimischem Boden das Bild der guten Kaiserin Maria Theresia, von welcher seine Landsleute so viel erzählten. Und siehe da! als er eines Abends schlafen gegangen, träumte ihm ganz natürlich, er sei bei der guten Kaiserin mit dem Hut unterm Arm, welchen sie ihm voll Geld geschenkt, und sie lasse ihm in seinem Dorfe eine Wohnung und eine Branntweinhütte bauen. Von da an kein anderer Gedanke mehr, als Maria Theresia, Hut voll Geld, Branntweinhütte, Haus bauen. Und nach verschiedenen Begebenheiten und mehreren Wochen stand Peter im Audienzsaale zu Schönbrunn. Maria Theresia kommt herein, der Knabe läuft ihr entgegen, purzelt auf dem glatten Boden rücklings hin, rafft sich wieder auf, kniet nieder und erzählt der Kaiserin, die sich vor Lachen kaum verwußte, seinen Traum. Dieser ging nun nach seinem ganzen Inhalte in Erfüllung und der junge Tiroler kehrte reichbeschenkt in seine Heimath zurück. Es war an einem Sonntage und im nächsten Wirthshaus spielten Musikanten auf. Dahin ging nun Peter zum Tanze unter die Leute, die schon gehört hatten, wie glücklich er gewesen. Er war dreizehn Jahre alt und wurde als ein Wundermensch angesehen, weil noch niemand aus dem Dorfe nach Wien gekommen war. Buben und Dirnen bewillkommten den Freund ihrer Jugend und schüttelten ihm die Hände. Unter andern war ein hübsches Mädchen da, in seinem Alter, welches ihm die Hand gab und die seinige drückte und sagte: Gehst du nicht einmal mit mir tanzen? O ja, sprach Peter und fing mit ihr den Reigen an. Unterm Tanze aber flüsterte

ihm das Mädchen ins Ohr: Peterl, magst du keine Rüben und Butterbrod mehr essen? Es war nämlich dasselbe Dirnchen, das einst neben dem Rübenacker auf der Wiese mit der Ziege erschien, als der andere mit seinem Brodsack von dem Berge heruntergekommen war. Sie blieben nun beisammen und gingen nach dem Tanze miteinander. Unterwegs umarmten sie sich öfters in unschuldiger Zärtlichkeit und versprachen einander zu lieben und zu heirathen. Als Peter sein Häuschen ausgebaut und das sechzehnte Jahr erreicht hatte, hielt er Hochzeit mit dem Mädchen, welches auch keinen Vater und keine Mutter mehr hatte, wie er. Sie waren zusammen einunddreißig Jahre, sieben Monate und fünf Tage alt.

So weit diese Dorfgeschichte, in der man übrigens ersieht, daß der Text gewiß nicht vom Erzähler selbst, sondern höchst wahrscheinlich von einem der damaligen Schöngeister zu München redigirt ist. Was weiter folgt, ist als Beitrag zur Memoirenliteratur des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Werth. Es enthält manch anmuthiges Detail aus dem Leben der kleinen Höfe in Bayern, in Franken und am Rhein, so wie des großen Kaiserhofs zu Wien. Peter Prosch setzte nämlich seine Züge fort — er rühmt sich, der erste Handschuhhändler zu sein, der aus dem Zillerthale nach Deutschland gekommen — und machte sich durch seine heitere Laune überall sehr beliebt; insbesondere thaten der Fürstbischof von Würzburg und der Markgraf von Anspach ungemein vertraulich mit ihm. Allenthalben fand er adeliche Gönner und Gönnerinnen, die er Vater und Mutter nennen mußte. Vom Kurfürsten Maximilian III. von Bayern erhielt er eine Ehrenmedaille, die er als einen Orden tragen konnte, und ein Decret, wodurch ihm ein jährlicher Gnadengehalt von sechs Tausend neun Hundert und zwölf — Pfennigen zugesichert wurde. In Folge dessen

glaubte er sich berechtigt, nach dem Tode seiner Frau auf den Titel eines „kurbayerischen verwittweten Hoftirolers" Anspruch zu machen. Die meiste Ausbeute für fürstlichen Spaß und cavaliermäßige Ungezogenheit gab sein furchtsames Naturell. Er dutzte zwar die Kaiser, die Kurfürsten, Fürstbischöfe und Markgrafen und hunzte sie, wenn's der Augenblick zu fordern schien, auf gut tirolisch aus, aber es scheint, als habe ihm selbst bei diesen Naivetäten, die mit unauslöschlichem Gelächter hingenommen wurden, das Herz im Leibe gezittert. Es kam auch vor, daß ihn seine Gönner durch einen als Bären vermummten Hofbedienten zur Nachtzeit aus dem Bette und mutternackt über den Hof sprengten, oder daß man ihn auf ein tückisches Pferd band und halbtodt vor Angst wieder herunternahm oder daß man etliche Grenadiere auf ihn zumarschieren, ihn als Recruten aufpacken und dann den tödtlich Erschrockenen wieder frei ließ. Einmal mußte er auf des Prinzen Maximilian von Zweibrücken, des spätern Königs von Bayern, Veranstaltung zu Straßburg in das Schifflein eines aufsteigenden Luftballons sitzen, was ihm auch ungemeine Beschwer verursachte, vieler andern Neckereien nicht zu gedenken. Er selbst beruhigte sich zuletzt über alles, wenn es nur den Herren Spaß gemacht hatte. Auch klebte er mit treuer Anhänglichkeit an all den Potentaten, die sich an seinen Aengsten zu ergötzen liebten und ihm deren Gedächtniß durch zahlreiche Kremnitzer Ducaten zu versüßen wußten. Bei ihren Geburts- und Namenstagen unterließ er nicht einen gereimten Glückwunsch anzubringen, deren mehrere in dem Buche abgedruckt sind. So viel von Peter Prosch, der im Jahre 1804 gestorben ist. In Ried steht noch das Haus, wo der Ehrsame, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt, seine Tage als Wirth beschloß.

Der oben erwähnte Handel mit Theriak und Oelen, der früher viele „Mithridatträger" beschäftigte, ist zum

Besten der Mitwelt schon im vorigen Jahrhundert verboten worden. Er ernährte in seiner Blüthezeit bei vierhundert Mannsbilder und zur Erzielung der Waare wurden im Zillerthale eine beträchtliche Anzahl bäuerlicher Laboratorien unterhalten. Die Landleute zogen in ihren Gärten Rosmarin nnd Lavendel; Salbei, Wachholder, Tannzapfen, Kienholz und derartige Stoffe boten die Wälder und die Felder. Im benachbarten Achenthale fand sich ein Gestein, aus dem sie Steinöl gewannen, welches man in Viehkrankheiten als wohlthätige Arznei befand. Die Wälschtiroler trugen lebendige Scorpionen herzu und die Zillerthaler erquetschten daraus das für den Hundsbiß gerühmte Scorpionenöl. So waren alle drei Reiche der Natur ihrer Oelindustrie dienstbar geworden.

Nachdem wir damals in Fügen die Erzherzoge gesehen, fuhren wir mit dem Stellwagen gegen Zell hinauf und hielten zu Kaltenbach, einem kleinen Weiler nächst Ried. Als wir ausstiegen, stand mit offenen Armen ein bejahrter Bauer an dem Schlage und empfing uns mit dem heitersten Gesichte, wie seine Gastfreunde von Jahrhunderten her. O du mein lieber fremder Herr, sagte er zu mir, grüß di Gott viel tausendmal und wie schien is des, daß du auch ins Zillerthal hast einhi mögen. — Darauf wandte er sich einem Andern zu, den er schon früher kennen gelernt, und bewillkommte auch diesen: O du mein lieber Freund von Schwaz, wie freut's mi, daß i di wieder a mal sehen thue und was macht der alte gute Herr Vater? Und endlich redete er uns alle zusammen an, wie wir ausgestiegen waren: O es lieben freundlichen Herrn! bekannt und unbekannt, grüß enk Gott viel tausendmal im Zillersthal. I moan, i soll enk alle kennen. — Die Fremden sahen sich sämmtlich verwundert an, worauf denn jener Mitreisende aus Schwaz das Wort ergriff und sagte: Ja, meine Herrn,

das ist der Nußbaumseppl, ein besonders guter und freundlicher Mann und es ist so seine Art.

Mir trat das Conterfei vor die Seele, welches neben dem Titelblatte von Peter Proschens Leben zu finden ist, und ich meinte, im Nußbaumseppl zu Kaltenbach bei Ried das Abbild jener gutmüthigen Züge zu sehen, die einst dem verwittweten bayerischen Hoftiroler angehört; freilich in etwas älterer Erscheinung, denn der Nußbaumseppl ist ein Sechziger und hat schöne weiße Haare, die angenehm um das röthliche Gesicht spielen, welches auf einem weidlichen Kropfhals sitzt. Auch der süße, singende Ton der Stimme, dachte ich mir, wird derselbe sein, wie ihn der erste Handschuhhändler von Tirol benützte, um sich im Auslande seine Bahnen zu brechen und bei Herren und Damen sein Glück zu machen; nur das Herz muß bei seinem zeitgenössischen Doppelgänger viel muthiger sein, sonst hätte er sich nicht solcher Ehren zu erfreuen, wie sie ihm laut des Folgenden noch heutzutage zu Theil werden.

Der Nußbaumseppl gesellte sich nun zu uns — es war Sonntag und ihm nicht zu verargen, wenn er nebst seiner Gattin im Wirthshause saß — und erzählte, daß er mit dem rechten Namen Josef Hellwart heiße und überm Bache drüben Haus und Hof besitze, früher aber in der bayerischen Armee gedient und eine sonderliche Verehrung für seine ehemaligen Landsleute geschöpft habe. Mich hielt der heitere Tischgenosse zuerst für einen Mecklenburger und zwar der Mundart wegen, was nicht auffallen darf, da die Zillerthaler zur selben Zeit auch einen schwäbischen Maler von Constanz für einen Mecklenburger nahmen. Als ich nun meinen neuen Freund nicht ohne Mühe überzeugt hatte, daß ich die angemuthete Landsmannschaft ablehnen müsse, ließ er mir keinen Frieden, bis ich ihm sagte, wo ich wirklich geboren, und dieß ist zu Aicha in Oberbayern. Darauf

zeigte er, daß er in diesem Städtchen sich ausgedehnte Bekanntschaften erworben und mit Beamten und Bürgersleuten als wandernder Händler viel Verkehr gehabt habe — mich aber hieß er von jetzt an den Herrn Assessor von Aicha, womit mir unwürdigem nur zu viel Ehre widerfuhr. Nunmehr hob er an von der Schlacht bei Hanau und der Belagerung von Hüningen und andern Kriegsthaten zu erzählen, und von seinem Leben als bayerischer Chevauxleger in Frankreich. Und dann begann er fast in rührender Weise seine Dankbarkeit zu äußern gegen den General Hugenpoet, seinen Obersten, und gegen den General Von der Mark, seinen ehemaligen Rittmeister, den er lieber habe, als alles auf der Welt, mit Ausnahme seines Weibes, der ihm des Jahres einmal und dem er des Jahres zweimal schreibe, weil der Mindere doch immer mehr zu thun habe, als der Höhere und der aus ihm, einem lesensunkundigen, rohen Burschen einen so tüchtigen Mann gemacht. Ja, mein lieber Herr Assessor! sagte er, die Behandlung macht alles, gar alles! und mit seiner Behandlung hat mich mein lieber Herr Rittmeister zu dem gemacht, was ich jetzt bin. — Dann brachte er ein munteres Hoch aus auf seine ehemaligen Vorgesetzten und auf die bayerische Armee in der Kriegszeit. Ich muß gestehen, daß mir bei so viel Aehnlichkeit im Wesen auch die Kremnitzer Ducaten einfielen, die weiland der Hoftiroler für seine süßen Sprüche zu erhalten gewohnt war, aber ich hatte mich dieses Verdachtes nur zu schämen, denn der Nußbaumseppl will sich nichts verdienen mit seinen Reden. Auch erfuhr ich gleich hernach, daß er ein wohlstehender, seiner Ehrlichkeit wegen geachteter Mann sei, dem die Nachbarn nichts zur Last legen, als daß er etwas gerne plaudere. Bei der Abfahrt begleitete er seine lieben, fremden Herrn, den lieben Freund von Schwaz und den lieben Herrn Assessor von Aicha wieder an den Schlag, schüttelte uns

herzlich die Hand und lud uns alle ein, andern Tags zu ihm auf seinen Hof zu kommen und seine Butter und den guten Kirschbranntwein, den er habe, zu versuchen.

Die sonntägliche Stellwagengesellschaft wurde durch diese Begegnung sehr heiter gestimmt und die Zillerthaler, die dabei waren, erzählten nun allerlei Geschichten. Ein mitfahrender Bauer, einer von den jungen, klagte sehr bitter, daß die alte Fröhlichkeit im Zillerthale so unbarmherzig ausgerottet werde. Der Bue meinte, daß das Raufen abgekommen, sei nicht Schade, aber daß man auch Singen und Tanzen verbiete, das sei zu viel. Jedennoch gehe es noch immer nicht recht mit der Traurigkeit; im Zillerthale, meinte er, sei keine Lustbarkeit eine Sünde, denn man müsse alles wieder hinausarbeiten. Auch seien die Mädchen zu schön und zu gut und hätten die Buben zu lieb, als daß man zwischen beiden ewige Feindschaft stiften könnte. Eine große Au, an der wir vorüberfuhren, gab ihm Anlaß, ein früheres Volksfest in Erinnerung zu bringen. Ehemals wurde da nämlich alle Jahre ein Widderstoßen abgehalten zwischen den Fügenern und den Zellern. Beide Gemeinden zogen dazu einen Widder heran und jene, deren Kämpe den Sieg errungen, hatte auch das Recht, das besiegte Thier an sich zu nehmen. Der Bursche meinte indessen, man habe sich nicht so sehr auf das Widderstoßen gefreut, als auf das Plaisir, welches gewöhnlich darauf folgte. Wenn es nämlich die Widder nicht ausmachen konnten und der Sieg, was oft der Fall war, unentschieden blieb, so machte es die männliche Jugend aus und es kam dann auf der grünen Au zu einem schlachtenartigen Kampfe. Dabei trugen die Dirnen Steine zu, haranguirten die Kämpfer, brachten die Verwundeten aus dem Gefechte und schmeichelten den Kühnen und Tapfern. Dabei wurden aber auch Augen ausgedrückt, Ohren abgebissen und noch gräulichere Dinge

verübt. Ein paar Leichen auf dem Felde war nichts Ungewöhnliches. Das letztemal als die alte Sitte noch zum alten Unfug führte, blieb es unentschieden, wer die Sieger gewesen. Der Bursche behauptete, die Fügener hättens davon getragen, aber kaum hatte er's gesagt, als sich der Kutscher vom Cabriolet herein ins Gespräch mischte und sehr gereizt dem andern zurief: „Ist nicht wahr, die Zeller.“ Die beiden Jungen fuhren hitzig gegen einander; der ehemalige Großkampf der Nachbargemeinden schien sich im Kleinen erneuern zu wollen, und wenn der Stellwagen überhaupt für pugilistische Künste eine bequemere Arena wäre, so hätten wir leicht etwas erleben können. So aber gelang es uns durch beruhigende Worte die Gemüther wieder zu beschwichtigen und der Fügener gab am Ende sogar zu, daß dem Vorkämpfer der Zeller, der die Gegner zuletzt zum Einzelkampfe herausgefordert, allerdings keiner mehr gestanden sei.

Also wieder in Zell, wo am neunten September 1844 der Erzherzog Franz Karl vom Pinzgau her seinen Einzug halten sollte. Im Dorfe war den Tag über große Bewegung; es sammelten sich die Schützen und die Zuschauer und der Bräuwirth hatte alles aufgeboten, um die Stirnseite seines Gasthofes, den der hohe Reisende zur Nachtherberge ausersehen hatte, recht festlich herzurichten. Wir gingen einstweilen, da noch einige Stunden übrig waren, zur kleinen Goldhütte am Heinzenberg hinaus und besahen uns die Werke. Zur Ansicht für den Erzherzog hatte man eine Goldrose in Bereitschaft, einen runden krausen Fladen des edelsten Metalles. Die Gruben, aus denen die Erze kommen, liegen gleich zur Seite.

Allmählich war es Abend geworden und als endlich die Nacht sich auf das Thal gelegt, da krachten die Böller von der Höhe des Heinzenbergs und ringsum

erglommen die Bergfeuer, die kunstlosen, welche die Hirten zusammentrugen, und ein anderes mit Scharfsinn angelegtes, das den erzherzoglichen Namensbuchstaben und eine Krone darüber darstellte. Zugleich erschien an der Halde des Heinzenbergs eine lange Reihe von Lichtern, die abwärts stiegen. Sie bezeichneten den Gang der Erwarteten. Nun setzten sich die Zeller in Bewegung und zogen hinaus und empfingen den Erzherzog. Böllerknallen, Hörnerklang, Trommelwirbel, Vivatruf scholl begeisternd in einander. Dann zog man mit fröhlichem Lärme wieder in das Dorf. Die Schützen bildeten ein Spalier vor dem Bräuwirthshause, der Erzherzog und sein Gefolge ging mit freundlichen Grüßen hindurch, die Wirthsleute riefen ein herzlich Willkommen, der kaiserliche Herr trat ein und das anhängliche Volk drängte nach, soviel es vermochte. Bei den Vorbereitungen für das Fest hatte man auch der Alpenlieder nicht vergessen und die Leo, drei Sänger und eine Sängerin, warteten oben im schönsten Putze, um den Erzherzog durch ihre Jodler zu vergnügen. Dieses gelang auch sehr gut und der hohe Gast sprach ihnen, nachdem der Gesang zu Ende war, in freundlichster Weise seinen Dank aus, gab ihnen auch Gelegenheit, einiges von ihren Reisen zu erzählen. Bald darauf zog er sich in seine Gemächer zurück und wir andern sammelten uns in den untern Stuben. Es war ein schöner Zug des edeln Reisenden, daß er uns so lustig sein ließ, als wir wollten, obgleich das Jauchzen und das Jodeln manchmal wohl sehr störend in sein Gemach hinaufhallen mochte.

Wir suchten in die Nähe der Leonen zu kommen, da wir gehört hatten, sie würden unten noch etwas singen. Ich erhielt einen Platz neben dem Schullehrer, einem muntern Herrn, der heute die Joppe trug als Vorsteher der Schützenmusik, zu welcher auch Ferdinand Mariacher, der Organist aus Dux gekommen war. Nach

einiger Erquickung begannen die Sänger ihre schönen Lieder, womit sie bei allen Hörern große Ehre einlegten. Die Geschwister Leo haben freilich als Epigonen nicht jene Berühmtheit erlangt, die den bahnbrechenden Rainern zufiel, sind aber doch auch weit herumgekommen in der Welt. Sie sprechen zwar nicht englisch, aber dänisch und schwedisch. In Scandinavien hat es ihnen vor allen andern Ländern am besten gefallen; in Dänemark und Schweden behaupten sie die menschenfreundlichsten Leute gefunden zu haben; aber in Belgien unter den Wallonen sei ihnen viel Unangenehmes begegnet und sie hätten manches zu erleiden gehabt von dem Eigennutz und der Geldgier dieses Volkes.

Andern Tages endeten die Festlichkeiten mit einer Heerschau der Zeller Schützen, welche auf dem Platze vor dem Bräuwirthshause aufmarschirt waren. Darauf fuhr der Erzherzog mit seinem kleinen Gefolge davon und unser Zell kehrte wieder zur alltäglichen Ordnung zurück.

Ein Spaziergang in den ebenen Fluren dieses Dorfes ist zumal an einem Sonn- oder Feiertage eine angenehme Unterhaltung. Die Einwohner der zerstreuten Höfe sitzen dann auf ihren Sommerbänken vor den Thüren und plaudern — aus dem Stübchen tönt oft Zitherklang — im nächsten Hause wird gesungen, vom Berg herab erschallt das Jauchzen fröhlicher Buben. Da die Zillerthaler gar nicht schüchtern, sondern eher etwas dreist sind, so ist gut mit ihnen reden; man geräth leicht ins Gespräch, das sich in heiterm Scherze fortspinnt und endet. Als ich eines Tages nach einer solchen Wanderung wieder dem Flecken zuging, saß vor einem kleinen Hause ein Mädchen, das mich grüßend ansprach. Während wir redeten, kamen mehrere Buben des Weges, welche sich mit Freundlichkeit meinen Tabaksbeutel ausbaten, um ihre Pfeifen zu stopfen. Endlich erschien noch ein Mädchen, ein schönes Wesen, und

nun meinten die Jungen, wäre etwa ein Gesang zu versuchen. Man unterließ nicht zu fragen, wie viel ich dafür hergeben würde, und so machte ich mich anheischig, eine Halbe Wein zu setzen. Nachdem diese Vorfrage erledigt war, sangen sie also, die beiden Mädchen und ein junger Bergknappe, nicht ohne Kunstfertigkeit. Zuerst stimmten sie das schöne Lied an: Es wohnt ein Müller an jenem Teich — dessen Fortsetzung ich mir aber aus Schamhaftigkeit verbat. Dann fielen sie auf die Romanze vom schwarzbraunen Engelschmiedsgesellen, den eine schneeweiße Markgräfin liebt, ein Lied, das zwar mit dem Augenmaß der Schicklichkeit betrachtet auch nicht ganz tadelfrei, aber sonst sehr lobenswerth ist. Es erfreut sich einer weiten Verbreitung in Tirol, denn die Bauern um Meran kennen es eben so wohl, als die Bergknappen am Heinzenberg. Auch in des Knaben Wunderhorn ist dasselbe aufgenommen, doch erscheint dort ein Zimmergesell statt des schwarzbraunen Engelschmiedsgesellen.

Nach diesem wurden noch einige andere Gesänge vorgetragen, zumeist erotischen Inhalts, mitunter auch ziemlich schlüpfrig, was aber kaum geahnt zu werden schien, denn die Mädchen sangen sie so unbefangen heraus, wie eine tugendhafte Gnome, während mir nichts überblieb, als den Hut tiefer ins Gesicht zu drücken, wie das Moidele in Dux. Nachdem es der Lieder genug waren, fingen die Dirnen miteinander zu tanzen an, wozu der Bergknappe begleitende Schnaderhüpfel sang, und nach diesem ging ich mit leerem Tabaksbeutel, den die Jungen ausgeraucht, wieder nach Zell zurück.

Die Zillerthaler sangen übrigens schon lange Zeit, ehe Joseph Rainer zu Leipzig auf den Gedanken verfiel, ihre Alpenlieder in die große Welt zu tragen. Diese unermeßliche Erweiterung des Publicums blieb aber nicht ohne Rückwirkung auf den Gesang selbst. Zu der

Zeit nämlich, als die Geschwister Rainer auf Reisen gingen, war der Schnaderhaggen fast die einzige Form, in welcher sich die Volkspoesie erging. Jetzt aber fand man, daß im jodelnden Kunstgesang der vierzeilige Satz nicht ausreichte — er war schlechterdings zu kurz und die Verbindung unzusammenhängender Strophen schien aus ästhetischen Gründen nicht zu rechtfertigen. Man bemühte sich nun längere Lieder zu finden, von der Art, daß sich am Schlusse jedes „Gesatzels" ein Jodler anhängen ließ. So sind eine Anzahl Lieder in den Bereich des Alpengesanges gezogen worden, die ursprünglich kaum dafür berechnet waren, oder die von studirten Volksfreunden verfaßt wurden. Hie und da versuchte auch ein Aelpler seine Gefühle in längern Gedichten auszuhauchen und den Landsleuten zu brauchbaren Texten zu verhelfen, wie wir das von dem Schullehrer zu Finkenberg wissen. So ergibt sich denn, daß das Meiste, was jetzt im Auslande gesungen wird, eigens für diesen Zweck gemacht worden ist. Das alte, einheimische Volkslied von der Bürgal, welches im zweiten Bande des Sammlers mitgetheilt ist, dasselbe welches sich Lewald angeblich wieder von Maria, der schönen Duxerin, vorsingen ließ, ist schon längst vergessen.

Ueber die Schnaderhüpfel oder Schnaderhaggen, die man hier zu Lande schlechtweg Liedeln oder G'sangeln nennt, enthält derselbe Band des tirolischen Sammlers (1807) einen gutgeschriebenen Aufsatz, dessen ausgiebige Benützung wir uns wenig zu Gewissen nehmen, weil der Verfasser J. Strolz noch ein andres Zillerthal vor Augen hatte, als wir es kennen. Er erzählt uns wie diese G'sangeln zuvörderst beim öffentlichen Tanze erklangen, und um dieß recht aufzufassen, müssen wir uns in eine große Wirthsstube denken, an einem Kirchtage oder bei einer Hochzeit, wo alles wimmelt von starken Buben und blühenden Mädchen, wo die Tische

voll Gläser sind und die Köpfe voll Wein. In einer Ecke steht eine große Kornkiste und auf dieser bemerken wir im Geiste Zither, Hackbrett, Schwegel, ein paar Geigen, den großen Baß, Maultrommeln u. s. w. sammt den dazu gehörigen Spielleuten, was alles zusammen die Spielleuttruhe genannt wird. Wenn's nun von neuem angehen soll, so tritt einer der Tänzer mit seinem Mädchen zur Spielleuttruhe vor und wirft dieser sein schnödes Silber zu, bald mehr bald weniger, je nach Stand und Vermögen, oder auch nach Eitelkeit und Ehrgeiz. Dieß heißt einen Tanz anfrümen und im Unterinnthale wurden dazumal für einen einzigen Ländler oft mehrere Kronthaler auf die Truhe geworfen. Dafür durfte nun jenes Paar für sich allein tanzen, und die andern mußten zusehen, bis der angefrümte Ländler vorüber war. Wer sich indessen nicht so viel herausnahm, sondern sein Vergnügen still und anspruchslos mit den andern genoß, der zahlte einen Groschen für den Tag und nochmal einen nach dem Ave Maria Läuten. Aus einer schätzbaren Notiz bei Peter Prosch ist zu entnehmen, daß man zu seiner Zeit, wenn man sich sehen lassen wollte, vier Kreuzer gab. Nachdem also ausgezahlt war, stimmte der Tänzer in einer selbstgewählten Melodie sein Schnaderhüpfel an, und die Musik fiel alsogleich begleitend ein — woraus sich denn deutlich ergibt, daß das Schnaderhüpfel der bajuvarische Vertreter der romanischen Ballade ist.

„Eine andere Gelegenheit, die erwähnten Liedchen zu singen, bietet den Buben das Gasselgehen oder Anfensterln, dasselbe, was man im Bregenzerwalde die Stubet nennt. Wenn nämlich der theure Junge von einem solchen Liebesabenteuer zurückkehrt, stimmt er auf dem Heimwege sein Gassellied an und begleitet es mit einem Jauchzen, wovon die Gebirge wiederhallen. Vor dem Besuche hütet er sich gerne seine Gefühle laut

werden zu lassen, besonders auf dem Gang in entferntere Orte, da die Bursch (so heißt die Gesammtheit des ledigen Mannsvolkes einer Gemeinde) mit eifersüchtigen Augen die Schönen ihres Dorfes bewacht, er also Gefahr läuft, im Falle der Entdeckung von derselben geästet, gescheitert oder gewasent, d. i. mit Baumästen, Scheitern oder Wasen (Rasenstücken) geworfen zu werden."

„Alte Mütterchen haben schon lange durch schreckbare Spuckgeschichten, die Geistlichen durch Kanzelreden, die Beamten durch Arrest- und Geldstrafen dem Gasselgehen entgegen zu wirken gesucht, aber umsonst. Von letztern zumal wurde mancher, der anfangs als Eiferer auftrat, durch unangenehme Erfahrungen dahin gebracht, die Sache bald leichter zu nehmen. Noch jetzt ist die Sitte nicht abgekommen."

„Der dritte Ort, diese Gedichte zu singen und sie zu verfassen, sind die Almen. Von aller Gesellschaft durch mehrere Monden getrennt, suchen natürlich die einzelnen Viehhirten ihre Nebenstunden so gut als möglich zu verkürzen. Sie verfertigen aus Farchen- oder Kieferholz eine Menge jener Späne, deren man sich auf dem Lande statt der Kerzen bedient, oder sie flechten aus Latschen- oder Zundelstauden eine Art Holzschuhe, Knospen, für Stall- und Bergleute überhaupt ein nothwendiges Bedürfniß. Viele wissen auch allerlei Hausgeräth, Löffel, Teller, Milchgefäße zu schnitzen. Unter diesen Handarbeiten finden sie nun Muße genug, sich ihrer daheim gelassenen Mädchen zu erinnern und auf sie oder auch auf ihre Nebenbuhler mancherlei Liebes- und Spottgedichte zu verfassen. In jeder Alpenhütte findet sich überdieß eine Maultrommel, eine Waldflöte, eine Schwegel, eine Zither und dergleichen, so daß diese Sennen auch Gelegenheit haben, eine passende Arie auszusinnen und sich in mannigfaltiger Begleitung zu üben."

„Auch auf dem Felde, bei den beschwerlichen Bergmahden und bei häuslichen Beschäftigungen werden diese Liedchen, meistens von Mädchen gesungen; sie dienen ihnen zur Ermunterung und lassen sie wenigstens auf eine Zeit die Schwüle des Tages vergessen."

Die Schnaderhüpfel sind der überwiegenden Mehrzahl nach erotisch oder satirisch; Liebesfreude oder Spott ist der Hauptinhalt; erstere oft sehr zart, oft sehr unzart gemalt, letzterer immer treffend und witzig. Es geht über alles her, was im Wege liegt, über die Fehler der Buben, wie über die Schwächen der Mädchen — über diese freilich lieber, als über jene — über den Nachbar, über die Gemeinde, über die Nachbargemeinde und über das ganze Thal. Es begibt sich keine alberne Geschichte, die nicht ihre Reime erhielte. Das elegische Element, wie es in den slavischen Volksliedern lebt, tritt nur sehr selten hervor; das historische gar nie; ein heroisches nur im skoptischen Trutzlied, das den Gegner zum Raufen fordern soll. Die Melodien, nach denen sie zu singen sind, lassen sich nach Dutzenden zählen, die Schnaderhüpfel selbst nach Hunderten und Tausenden. Viele haben nur ein ephemeres Dasein; viele leben länger, verschwinden aber auch wenn ihre Zeit um ist — andere sind nur in bestimmten Dorfschaften bekannt, andere gehen durch Steiermark, Pinzgau, Zillerthal, Innthal, durchs bayerische Gebirge und wiederhallen im Schwarzwald, wie im Böhmerwald. Es sind lauter Anonyma, man weiß auch von den beliebtesten nicht, wer sie gedichtet hat, und selbst die Frage darnach würde lächerlich scheinen.[1])

Aus den Anmerkungen, welche J. Strolz seiner Sammlung beigefügt hat, wollen wir doch noch einiges

1) Mehreres über Schnaderhüpfel ist zu lesen in meinen „Wanderungen im bayerischen Gebirge." Zweite Auflage. München 1864. S. 160 u. ff.

herausheben, was den Leser allenfalls anziehen könnte, wenn auch vieles davon Antiquität ist. Zu dem bekannten G'sangel:

A Büchsel zun Schießn
Und an Stoßring zun Schlagn
Und a Dienal zun Liebn
Muß a frischa Bue habn!

zu diesem auch von Immermann aufgenommenen Liedchen, welches schon 1807 gewiß nicht mehr ganz neu war, aber doch noch immer gehört wird, sagt der Verfasser Folgendes:

„Stoßringe oder Schlagringe sind die gewöhnlichen Waffen der Raufer, dienen aber auch dem ländlichen Mannsvolke zur Zierde. Sie bestehen aus eisernen, messingnen oder silbernen Reifen mit einem großen darauf gelötheten Knopfe von gleichem Metalle. Geprüfte Robler bedienen sich dieser Ringe höchst selten, da ihnen die geballte Faust die nämlichen Dienste leistet. — Dieses Liedchen gibt übrigens die Hauptzüge des Volkscharakters im Unterinnthale sehr deutlich zu erkennen. Ein leidenschaftlicher und gleichsam angeborner Hang zur Jagd und zum Scheibenschießen ist zwar dem größten Theile der Tiroler gemein, indessen räumt man doch dem Unterinnthale allgemein ein, die meisten guten Schützen zu zählen. An jedem Sonn- oder Feiertage üben sich die jungen Leute den Sommer und Herbst hindurch sehr emsig in dieser Kunst und bringen es darin zu einer unglaublich hohen Fertigkeit. Eben so groß, als der Hang zur Jagd, ist die Rauflust der Tiroler, oder die Sitte, sich bei Beleidigungen durch einen Faustkampf auf dem Platze Genugthuung zu verschaffen. Diese Kämpfe vertreten gleichsam die Stelle der alten Ordalien und haben, wenn sie im Angesichte des versammelten Volkes geschehen,

ihre eigenen Regeln und Gesetze. Werden diese von einem der Kämpfer durch Beißen, Augenstechen und derlei verbotene Kunstgriffe übertreten, so werfen sich alsbald einige aus der Versammlung zu Kampfrichtern auf und stehen dem Uebervortheilten bei. Solche unzulässige Hülfsmittel anwenden, heißt mit dem Kunstausdrucke „schelmen". Jedes Landesviertel, jedes besondere Thal, beinahe jedes einzelne Dorf nährt gegen die Nachbarschaft eine Art forterbender Antipathie, so daß ein Fest, bei welchem Leute aus verschiedenen Bezirken erscheinen, selten ohne Rauferei endet. Und doch verbindet alle bei öffentlichen Landesangelegenheiten der vollkommenste Gemeingeist. (Für Anno Sieben klingt das sehr prophetisch.) Uebrigens ist das Raufen den jungen Burschen oft auch nur eine gymnastische Uebung. — Merkwürdig ist, daß die vornehmsten Raufer, die sogenannten Hagmaier, gewöhnlich die gutherzigsten Leute sind. Sie können vielen Spott mit kaltem Blut ertragen und zeigen ihre Ueberlegenheit lieber, wenn sie bei entstandenen Raufereien aufgefordert werden, die Kämpfenden auseinander zu bringen, als durch Auftreten in eigenem Namen. Reizbar sind sie nur gegen die Nebenbuhler ihres Ruhms, und wenn solche gegenwärtig sind, so unterlassen sie nie, diese durch Stichelreden und Trutzliedeln herauszufordern. Auch schicken sie an weit entfernte berüchtigte Raufbolde eigene Boten mit förmlichen Absagebriefen oder lassen sie auf einen bestimmten Platz, am liebsten einen besuchten Wallfahrtsort zum Zweikampf laden, z. B. nach St. Notburg zu Eben, auf den Heinzenberg im Zillerthale oder auf die hohe Salve im Brixenthale. Beide Streiter erscheinen unfehlbar und wenn sie sich gegenseitig geprüft haben, schließen sie meistens bei einer Kanne Branntwein ein lebenslängliches Schutz- und Trutzbündniß. — Eine mildere Art, seine Kraft zu versuchen, ist das Hackeln, was darin

besteht, daß sich zwei Mannsbilder mittelst der gekrümmten Mittelfinger der rechten Hand fassen und aus der gegenseitigen Stellung zu ziehen suchen. Es ist keine kleine Ehre für den besten Hackler der Gegend erachtet zu werden und manchmal trägt's auch etwas ein, denn es wird nicht selten um Kühe und Kälber und um beträchtliches Geld gewettet."

So lange übrigens im Gebirge gerauft wurde, und da, wo sich der Gebrauch erhalten hat, noch zur Zeit, galt und gilt die Hutzierde als das Symbol der Ansprüche, welche der Träger auf Muth, Tapferkeit und Leibesstärke macht. Ist einer zur Hand, der den Schmuck außer Verhältniß zur Mannheit des Inhabers findet, so fordert er ihn zum Kampfe. Unterliegt der Geforderte, so nimmt ihm der Sieger „Feder und Gamsbart" und pflanzt sie als Helmdecke auf den eigenen Hut. Daher die erste Strophe, die der bayerische Hiesel singt:

I bin der bayerisch' Hiesel
Und kein Jager hat kein' Schneid,
Daß er mir Feder und Gamsbart
Vom Hütel abitheit.

„Die wachsende Schärfe der Polizeigesetze in den letztern Zeiten, sagt Strolz, und insbesondre die Verordnung, daß notorisch bekannte Raufer zum Militärdienst abgegeben werden sollen, hatte immerhin die Folge, daß Raufereien in unsern Tagen nicht mehr so häufig vorfallen, als ehedem, während in den achtziger Jahren die Robler noch häufig selbst in der Hauptstadt erschienen, um dort vor den Herrischen ihre Mannskraft zu zeigen."

„Auch auf die Kunst zu lieben versteht sich der Unterinnthaler und überhaupt der Tiroler so gut, als jeder andere Bewohner der Erde; nur unterliegt der erstere gewöhnlich mehr als seine übrigen Landsleute dem Fehler, dem priesterlichen Segen vorzugreifen, hält

aber dagegen als Ehemann unverbrüchliche Treue. Alte Jungferschaft ist hier zu Lande übrigens so wenig beneidenswerth als anderswo; alte Jungfern gehören, so will es das Sprüchwort, auf das Sterzinger Moos. Dort sieht man zur Nachtzeit die Geister dieser Unglücklichen in irrenden Flämmlein über dem Moor tanzen."

Zu einem andern Schnaderhüpfel gibt unser Gewährsmann folgende Erläuterung:

„Da die deutschen Tiroler, besonders die Zillerthaler und alle Bewohner des Unterinnthales, große Liebhaber gebrannter Getränke sind, der eigentliche Branntwein aber doch vielen zu kostbar ist, so suchen sie ihn durch Brennung beinahe aller Obstgattungen und Feldfrüchte, verschiedener Beeren und Wurzeln zu ersetzen. Es gibt Branntwein von Aepfeln, Kirschen, Birnen, Zwetschgen, Weichseln, Roggen, Erdäpfeln, Schlehen, Wachholder, Moosbeeren (vaccinium myrtillus), Meisterwurzen (imperatoria ostruthium), Enzian und manche andere Arten mehr. Nicht wenige Bauern haben zu ihrem Hausbedarf einen eigenen Brennofen. Im Zillerthale ist für viele Leute, wenigstens weiblichen Geschlechts, das Graben und Brennen der Meister- und Enzianwurzen ein ordentlicher Erwerbszweig. Sie bleiben den ganzen Sommer hindurch auf dem höchsten Gebirge, wo sie eigene Hütten haben. Viele ziehen in dieser Absicht ins südliche Tirol, auch nach Kärnthen, Steiermark und Schwaben. Beinahe jeder Knecht und jede Bauernmagd hat ein Fläschchen solchen Lebensgeistes in der Gewandtruhe verborgen. Es werden auch förmliche Branntweingesellschaften oder Branntweinhoangasten (Heimgarten) abgehalten, bei welchen sich die jungen Leute der Nachbarschaft, besonders in hohen Gebirgsgegenden, wo keine Wirthshäuser sind, in einem Bauernhause durch Trinken, Tanzen oder ländliche Spiele zu belustigen pflegen; gegen diese Branntweingelage sind ebenfalls schon verschie-

bene obrigkeitliche Maßnahmen ergangen, doch eigentlich nur für die flachen Landesgegenden, denn auf dem Gebirge, dessen Bewohner hie und da im Winter nicht einmal zu ihrer Kirche kommen können und ihre Todten in einer Kammer bis zum Anfange des Frühlings aufbewahren müssen, ist es wohl nicht ahndungswürdig, wenn sie die langen Abende durch diese einzige Unterhaltung abzukürzen suchen."

An einem andern Orte wird die herbstliche Heimfahrt von der Alm geschildert wie folgt: „Der Melcher, mit einem Stocke bewaffnet, tritt langsamen Schrittes und unter wunderlichen Geberden voran; sein Stolz steht in genauem Verhältnisse zu der Anzahl der Herde und ihrer Schönheit. Hinter ihm drein, an erster Stelle geht jene Kuh, welche das Jahr hindurch auf der Alm bei den oftmals veranstalteten Kuhgefechten die meisten Siege erfochten hat. Sie heißt die Maierkuh und unterscheidet sich von den übrigen durch ihren Kopfputz und eine am Halse hängende ungeheure Schelle. Hierauf folgen die übrigen Kühe nach der Ordnung. Im Unterinnthale beläuft sich deren Anzahl bei einem einzigen Bauern manchmal auf hundert Stücke. Ein großer Theil derselben ist ebenfalls mit Schellen, Glocken, Blumensträußen und gestickten Schellriemen versehen. Sie verkünden daher durch das lärmende Getöse schon weit vorher ihre Ankunft. An den Zug der Kühe schließt sich der G a l t e r e r, mit seiner Galtherde, Kälbern und Stieren, welche statt eines Halsgeschmeides alle Ketten des Alpenviehes zu tragen haben. Dann kömmt der G a i s e r mit den Ziegen, der S c h a f e r mit den Schafen, endlich die S a u d i r n, welche mit ihren grunzenden Zöglingen den feierlichen Zug schließt."

Ueber die Jagd in Tirol erheben wir nachstehende Mittheilung: „Daß es früher eine sehr große Menge Gewildes und reißender Thiere, vorzüglich Bären, Wölfe,

Luchse, Gemsen und Steinböcke, Wildschweine, Hirschen, Rehe und verschiedene Arten von Federspiel, besonders Auerhähne, Birk-, Stein- und Schneehühner gegeben, davon muß den geübten Jäger schon der bloße Anblick der verschiedenen Landesgegenden überzeugen. Die mit mannichfaltigen Holzarten, mit dem fettesten Grase und mit wohlschmeckenden Beeren und Kräutern bedeckten Gebirge, aus deren zahlreichen Quellen sich so viele Bäche, Teiche und Seen bilden, reichen dem Gewilde überflüssige Nahrung und die nackten Felsen gewähren ihm auf ihren beschneiten, von Wolken verhüllten Gipfeln sichern Schutz. Einen weitern Beweis von der in Tirol vorhanden gewesenen Menge des Wildes geben die Jagdgesetze der alten Landesfürsten und ihr ausschließlicher Vorbehalt einiger Thiere, z. B. der Wildschweine im Etschlande und Unterinnthale, von deren Dasein in diesen Gegenden keine Spur mehr erscheint; ferners die vielen, in den Schlössern und selbst in Bauernhäuser aufgesteckten Hörner, Geweihe und Waffen von Raubthieren. Die Lichtung der Wälder und Auen, die Beurbarung der öden Plätze, die Austrocknung der Sümpfe, vorzüglich aber die allgemeine Bewaffnung des Landvolkes und die von diesem vernachlässigte Befolgung der Waidmannsregeln dürften wohl die Ursachen des sehr verminderten Wildstandes in Tirol sein."

Diese Verminderung hat in den letzten dreißig Jahren lediglich zugenommen und das edle Waidwerk belohnt sich jetzt in den meisten Gegenden nur mit sehr dürftiger Beute. Wir wollen an diesem wohlgelegenen Orte über den ungefähren Bestand der Gegenwart kurz zusammenstellen, was Staffler darüber mittheilt:

Die Steinböcke und die wilden Schweine sind schon seit langer Zeit vertilgt. Der letzte Eber wurde 1700 in der Umgebung von Kaltern erlegt. Erstere hielten sich ehedem sehr zahlreich in der Floite auf, einem

Hochthal hinter Maierhofen, welches sammt dem größten Theile des Zillerthales vor der Säcularisirung dem Erzstifte Salzburg gehörte. Sie wurden dort von einigen jagdliebenden Erzbischöfen mit besonderer Sorgfalt gehegt. Man besoldete Wächter und baute ihnen Hütten auf den höchsten Bergen, man verbot sogar Ziegen und Schafe auf die hohen Weidgänge zu treiben. Auch die Kühe, die auf den niedern Alpen weideten, durften keine Glocke tragen und den Melcherleuten war jeder Gesang und alles Jauchzen verboten. Diese Sorgfalt für die Thiere erbitterte aber die Menschen; im Jahre 1694 hatten die Wächter in der Floite noch 179 Steinböcke gezählt; im Jahre 1706 wurden die letzten zwölf getödtet. Die Hirsche zeigen sich sparsam in einigen Gegenden des Unterinnthals, im obern Vintschgau. Die Gemse kommt in den nördlichen Gebirgen häufiger vor als in den südlichen. Es ist dort nichts seltenes, Rudeln von achtzehn bis vierundzwanzig Stücken zu gewahren. In Südtirol nährt das Gebirge von Ampezzo die meisten. Rehe und Hasen sind selten; auf hohen Alpen kommt der kleine weiße Schneehase vor, der wegen des Genusses der edlern Kräuter ein sehr schmackhaftes Fleisch bietet. Außer Tirol und der Schweiz kennen ihn wenige Länder. Das Murmelthier, in gewöhnlicher Sprechweise Murmentel, hat nur in einigen Hochgebirgen des Nordens, zum Beispiel im Kaunserthale, im Pitz- und Oetzthale, in der obern Gegend des Paznauns, in den Seitenthälern des Wippthales seinen Aufenthalt. Es hat wenig Werth und das Fleisch ist nicht allgemein beliebt.

An Federwild hegt das Land die edelsten Gattungen, als den Auerhahn, den Spielhahn, das Schneehuhn, das Haselhuhn, das Steinhuhn und das Rebhuhn. Auerhahn, Spielhahn und Schneehuhn lieben das Hochgebirge, Haselhuhn, Stein- und Rebhuhn wärmere Lagen.

Das seltenste ist das Haselhuhn, wegen seines zarten Fleisches am höchsten geschätzt.

Unter den reißenden Thieren steht obenan der Bär. Er ist hin und wieder zu treffen, zumeist in den Seitenthälern des Wippthales, im obern Vinschgau, ja im Hochgebirge bis Schlanders herab, im Ultenthale und seiner Umgebung, an der Mendel bei Kaltern, auf dem Nonsberg, in Fleims, selbst bei Vezzano und bei Ala. Die Bären thun großen Schaden an den Feldfrüchten, vorzüglich in den Weingütern, da sie die Trauben ganz besonders lieben. Vor zwei Jahren ließ sich ein solches Unthier selbst in den Weinbergen von Lebenberg spüren. In der That stieg auch ein Jagdliebhaber von Meran zum gastlichen Schlosse hinauf und kam zwar nicht mit dem Bären nach Hause, aber doch mit einem Affen. [1]) — Der Wolf ist vorzüglich im Matscher Thale, auch auf dem Nonsberge und in der Valsugana zu treffen. Die wälschen Bezirke sind überhaupt reicher an Bären und Wölfen, als die deutschen. Seltener als beide ist der Luchs; er findet sich nicht ungerne in den Gebirgen, die gegen Bayern abfallen und im Vinschgau. Die kleinern Raubthiere, als Dachs, Fuchs, Marder, Iltis und Wildkatze, sind allenthalben im Lande verbreitet. Unter den geflügelten Raubthieren sind der Steinadler und der Uhu, in Tirol Buhin genannt, hervorzuheben. Ersterer nistet in unzugänglichen Felsgebirgen, letzterer in altem Gemäuer, in den verfallenen Burgen des Tiroler Adels. — Die Erleger der Raubthiere erfreuen sich bestimmter Belohnungen. Für einen Bären werden 30, für eine Bärin 40 Gulden, für Wolf und Wölfin 25 und 30, für Luchs und Luchsin 20 und 25 Gulden bezahlt. Da im Durchschnitte

1) Später wurde der Bär, ein Riesenexemplar, gleichwohl in den Weinbergen von Lebenberg erschossen. Sein Fell wird jetzt noch als Trophäe gezeigt.

jährlich zwanzig Bären, zwölf Wölfe und zwei Luchse getödtet werden, so hatte die Regierung noch in der Mitte dieses Jahrhunderts ungefähr 1000 Gulden an Belohnungen (Taglien) zu entrichten. Der leidenschaftlich betriebene Vogelfang der Wälschtiroler ließe sich hier auch hereinziehen; indessen sind wir schon zu lange auf einem Abwege und verlassen daher das Gethier des Waldes und der Luft, um zu den Zillerthalern zurückzukehren.

Das Wesen dieses Thalvolkes schildert sich nun in seinen Schnaderhaggen mit seinen eigenen Worten recht deutlich und greifbar. Es zeigt sich darin eine derbe Sinnlichkeit, viele Freude am Leben und an der Liebe, viele Lust an der eigenen Stärke und am Kampfe, ganz nach Art des bajuvarischen Stammes, in dessen Bereiche, wie man schon vor sechshunders Jahren wußte,

Von Streiten redet mehr ein Knecht, dann dreißig anderswo.

Nach allen ältern Schilderungen der Zillerthaler muß man annehmen, daß sich unter ihnen das altgermanische „Wüten," jene ungebändigte, überschäumende Lebenslust am längsten erhalten habe. Viel mag dazu beigetragen haben, daß das Thal fast seit einem Jahrtausend dem Erzstift Salzburg unterthan gewesen und daß man sich in der fernen Hauptstadt um Sitten und Gebräuche der Zillerthaler wenig kümmerte. Manche Gewohnheit und manches Herkommen ist jetzt verschwunden, ein Abgang, der viel Charakteristisches vernichtet hat, indessen nicht in jedem Stücke zu bedauern ist, da der Gesittung überall ein Recht über die Rohheit zusteht. Wenn man aber jede erlaubte Lebensfreude abthun will, so wird das Volk äußerlich zwar trübseliger werden, aber innerlich nicht besser. Seitdem der Jugend die Erholung im Thale verboten ist, kommt sie desto häufiger auf den einsamen Berghöfen zusammen, wo bei einem

Fäßchen Branntwein wie in der guten alten Zeit die Zither schallt und tief in die Nacht hinein der heiße Tanz fortwogt.

Jene Richtung ist übrigens hier noch zu neu, um bereits wesentlich eingewirkt zu haben, und der Zillerthaler ist mit seinem Nachbar im Unterinnthale noch immer der fröhlichste der Tiroler. Seine heitere Laune hat ihn auch als Handschuhhändler allenthalben empfohlen und ist nicht der verächtlichste Theil seines Capitals. Indessen wird selbst diese Anlage den Abnehmern zu Liebe kunstmäßig ausgebildet und mit dieser Ausbildung sind denn auch schrittweise die Anforderungen gestiegen, die man im deutschen Reiche, zumal in seinen nördlichen Gegenden an einen ächten Tiroler stellt. Der Zillerthaler gibt sich daher draußen ganz anders als zu Hause, wo er sich zwar frisch, lebendig und nicht schüchtern zeigt, aber höflich, gescheidt und schicklich; während er dort den naiven Schalksnarren, den alpenhaften Rüpel spielt und zur Beglaubigung seiner Aechtheit auch jedermann dutzt, was so zu sagen eine Hauptsache ist. Liebhabern solch anmuthiger Vertraulichkeit können wir die Versicherung geben, daß sie auch nur auf ihre Rechnung improvisirt wird. Es ist nämlich in ganz Tirol kein Ort mehr, wo nicht schon die reifere Jugend recht gut und fertig mit dem Sie oder doch mit dem Ihr (Es) umzugehen vermöchte. Es wills weder der Curat noch der Schullehrer leiden, daß man sie unehrerbietig dutze, und die Zillerthaler kehren daher zu diesem primitiven Zustand nur zurück, wenn sie einmal über der Grenze sind. Jeder, der die interessante Bekanntschaft des drolligen Handschuhhändlers auf einem deutschen Markte gemacht, wird sich verwundern, wenn er ihn in seiner Heimath wieder findet, wie er da still und ruhig seinen häuslichen Arbeiten nachgeht. Indessen sind die Erfahrungen, welche in der Fremde gewonnen werden, nicht für alle ganz verloren;

es gibt immerhin solche gereiste Schelme, welche beim Erscheinen eines fremden Alpenfreundes sich von freien Stücken in die Airs versetzen, die, wie sie wissen, jener für national hält. Sie beginnen also im tiefsten Frieden mit den Füßen zu stampfen, mit den Fingern zu schnalzen, in die Höhe zu hüpfen, Schnaderhaggen zu singen und idyllische Albernheiten zu schwatzen; sie bieten einem reisenden Gelehrten zu hackeln an oder fragen einen decorirten Hofrath: Magst nicht raufen? Die andern etwa anwesenden Bauernsöhne lachen über den Schalk, während der Fremde zur Besiegelung der neuen Freundschaft gerne eine Halbe setzt. Weil man nun aber schon weiß, daß die Fremden ins Thal nur hereinreisen, um recht liebenswürdig zu sein, und jede Gnade gewähren, die man in älplerischer Treuherzigkeit anspricht, so hat sich allmälig unter Jung und Alt eine Geneigtheit zu betteln und zu heischen eingestellt, die selbst die Geduld des gutmüthigsten Touristen ermüden könnte. Wenn man sich zum Beispiele am Sonntag Morgens etwa zu Zell eine Stelle aussucht, an der die Kirchengänger vorüber müssen, so wird man nicht allein der angenehmen Ueberschau der Andächtigen, der schönen Mädchen, der schlanken Buben und kräftigen Mander, sich erfreuen, sondern auch genug Gelegenheit finden, eine Menge von Leuten, jeden Alters und Geschlechts, zu verbinden. Zuerst kommt etwa einer, der dich um eine Pfeife Tabak anspricht und auch für seine Freunde in die Tasche schiebt, dann wird dir einer voll Einfalt anvertrauen, wie er schon das ganze Hochamt über so viel Durst ausgestanden, daß er den festen Glauben habe, der gütige Herr werde ihm ein Seidel Wein zahlen; ein blondlockiger Junge nimmt dich bei der Hand und geleitet dich lächelnd zu einer lächelnden Höckerin, wo du ihm Zibebenbrod kaufen sollst; ein anderer bittet sich Birnen aus und andere, die theilnehmend herbeige-

sprungen, zeigen schmeichelnd auf die schönen Aepfel oder die süßen Zwetschgen, die daneben stehen. Ueberdieß findet sich vielleicht auch ein Mädchen, das sich beim Einblick in die offene Börse erinnert, wie gut ihr eine neue Hutschnur stehen würde, oder eine andere, die ein seidenes Halstuch wünscht. Du wirst allmälig etwas vorsichtiger, und so kann es kommen, daß du einem gebückten Greise, der dich mit dringender Herzlichkeit um ein Frackele Branntwein bittet, deine Hülfe versagen mußt, weil du dasselbe Begehren in der letzten Viertelstunde schon einem halben Dutzend anderer abgeschlagen oder auch, weil du keinen Kreuzer mehr in der Tasche hast.

XVI.

Abermals im Zillerthal.

1870.

Letzten Herbst bin ich wieder einmal ins Zillerthal gekommen und will von diesem letzten Besuche doch einige Notizen nachtragen.

Von der Zillerbrücke oberhalb Kropfsberg gingen wir links hinan, einen reizenden Pfad durch Wies und Wald nach Hart, wo wir den Herrn Curaten Lettenbichler, den bescheidenen Historiker, in bestem Wohlsein trafen. Nachdem wir uns ein paar Stündchen über tirolische Geschichtsforschung unterhalten, stiegen wir Abends nach Fügen hinunter, wo uns in der Krone artige Aufnahme und treffliche Verpflegung erwartete. Franz Rainer ist letztes Jahr in hohem Alter gestorben und hat den stattlichen Gasthof seinen Kindern, der junonischen Johanna und zweien Söhnen, Max und Franzl, hinterlassen. Sie sind alle sangeskundig. Wenn lustige Gesellschaft eintrifft, so werden auch noch andere junge Fügener herberufen und es erschallen dann des Abends dieselben schönen Lieder, wie sie die Rainer einst durch die Welt getragen.

Josef Rainer im Hacklthurm ist schon vor längerer Zeit gestorben. Wenn aber jemand fragen wollte, was

aus den drei Kindern geworden, die mir damals vorgesungen, so kann ich hier folgenden Aufschluß geben: das älteste Mädchen, Luise, ist an Herrn Isidor Rasim aus Wien verheirathet, welcher sich als Oekonom in Fügen niedergelassen und zwar den Hacklthurm übernommen, aber die Gastwirthschaft aufgegeben hat. — Die andere Tochter, Josefa, lebt jetzt zu Zell, als Gattin des Herrn Franz Aigner „zum Bräu" daselbst. — Anton, der Sohn, hat sich in Wien niedergelassen und betreibt dort eine große Maierei.

Mit der Erzählung, welche mir damals Josef Rainer „von seinen und seiner Geschwister kleinen Anfängen und spätern Großthaten" vorgetragen, wäre der etwas abweichende Bericht zu vergleichen, den ich voriges Jahr in der Gartenlaube, Nro. 48, nach den Mittheilungen seines Neffen, Ludwig Rainer, gegeben. Ludwig Rainer, der Sohn der Maria Rainer, welche später mit Cassian Wildauer verheirathet, schon vor Jahren zu Fügen verstorben, ist der letzte der Zillerthaler Rainer, der noch auf Sängerfahrten geht, denn die andern Rainer, die jetzt jodelnd in der Welt umherziehen, sind Pusterthaler und aus einem andern Stamm. Auch jener gedenkt sich auf seinem Gasthof im Achenthal, wie wir schon früher erwähnt, demnächst für immer zur Ruhe zu setzen.

Die Geschichte des Zillerthaler Sängerwesens sollte übrigens auch einmal einen Scribenten finden und zwar bald, sonst könnte es zu spät werden. Wie es die ersten Rainer betrieben, war es eine ehrbare Familienunternehmung. Die Kinder Eines Hauses zogen hinaus in die Fremde und kamen reich beladen wieder zu den Eltern zurück. Alle Errungenschaften wurden gleichheitlich vertheilt und blieben in der Familie, welche rasch zu großer Wohlhabenheit emporstieg. Bald aber kamen ihre Nachahmer, darunter auch die „falschen" Tiroler und es begann ein wildes Reislaufen der verschiedenen Kehlen durch ein-

ander. Dieser Tenor ging bald mit dieser Truppe, bald mit einer andern, die Soprane und Altistinnen wechselten unablässig ihre Gesellschaft. Manche gingen auch nur einmal in die Welt und kehrten dann wieder zurück, sei es daß ihre Stimme keinen Anklang gefunden oder daß sie sich mit ihren Sangesgenossen nicht vertragen konnten oder daß ihnen überhaupt das Heimweh kam und das Wanderleben zuwider wurde. — Mancher Tenor, der einen Winter durch in den nordischen Hauptstädten gesungen, trat im nächsten Frühjahr wieder als Knecht bei einem Bauern ein; manche Primadonna, die dort im Hermelin geglänzt, grub im nächsten Sommer am Zillerbache wieder ihre Kartoffeln aus. Mitunter aber fanden die Mädchen in der Fremde einen häuslichen Herd und blieben in Preußen, Rußland, Nordamerika als Gattinnen zurück. Allmälig wurde auch der Verdienst in anderer Weise regulirt. Die Gesellschaften stehen nunmehr unter einem Impresario, der seinen Künstlern monatlich eine Gage auszahlt, in Deutschland fünfzig oder sechzig Gulden, in Rußland hundert, nebst freier Zehrung und Wohnung — wogegen der Ueberschuß ihm selbst verbleibt. Auch ist es ein längst überwundener Standpunkt, daß diese Tiroler Sänger alle aus Tirol sein müßten. Ludwig Rainer, dem es bei seiner großen Verwandtschaft und seinen ausgebreiteten Verbindungen ein leichtes sein sollte, seine Gesellschaft ganz national zu halten, auch Ludwig Rainer war schon veranlaßt, fremde Elemente aufzunehmen. So fand sich unter den neun Häuptern, welche er im letzten Herbst dem Münchner Publikum vorstellte, auch ein Niederösterreicher und ein Siebenbürger, beide, wie sich von selbst versteht, in der Zillerthaler Tracht. Andere Gesellschaften sind weniger zahlreich und bestehen gewöhnlich nur aus einem Quartett. Eine bedenkliche Abart sind die Tiroler Sängerinnen, welche einschichtig

in der Welt herumfahren. Ein solches Phänomen sah ich im letzten Herbst auch beim Ledererbräu zu Rattenberg. Die junge Künstlerin führte nur einen zehnjährigen Jungen mit sich, den sie in Amsterdam als Begleiter engagirt haben wollte. Er schlug die Holzharmonika und konnte noch einige andere Kunststücke. Ihre Specialität schien die Wiener Vorstadtpoesie zu sein, aber sie sang zur Guitarre auch französische, italienische, spanische Lieder. Wo sie das wohl alles gelernt hat? Und welche Geschichte mochte das Mädchen haben?

Den Friedhof zu Fügen habe ich letztesmal auch besucht und leider gefunden, daß die Tafel, welche den Leichenzug der zu Hall erschlagenen Schützen darstellte, nicht mehr zu sehen ist.

Die drei Prinzen, die Söhne des Erzherzogs Franz Karl, die damals festlich zu Fügen einzogen, damals der Welt noch ganz unbekannt, sind mittlerweile ins Proscenium der Geschichte vorgetreten. Der älteste war Franz Josef, der jetzt regierende Kaiser von Oesterreich, der zweite war der unglückliche Maximilian, der Kaiser von Mexico, und der dritte war Erzherzog Karl Ludwig, der seitdem einige Zeit die Statthalterschaft von Tirol verwaltet hat.

In Kaltenbach erfuhr ich, daß der Nußbaumseppel als hoher Achtziger noch am Leben sei und sich eines ansehnlichen Wohlstands erfreue.

In Zell steht jetzt vor der Zillerbrücke ein neuer, mächtiger, geschmackvoller Bau, der Gasthof zur Post, ein Haus im Alpenstyle, mit vorspringendem Dache, spiegelnden Fenstern und blumenreicher Veranda, welche über dem rauschenden Bache schwebt und einen schönen Anblick des Dorfes und seiner grünbehaubten Kirche, sowie der hohen Berge gewährt, welche das Zillerthal schließen. Die schroffe Gerloswand, der pyramidale

Tristenspitz, der schneeige Ingent und mehrere andere Häupter sind in Sicht. Im Innern ist ein großer, schöner Speisesaal, in welchem auch gute Speisen zu finden sind. Damals saß nur ein einzelnes Fräulein bei Tische, eine elegante Erscheinung, nicht mehr ganz jung, aber immer noch hübsch, obgleich sie etwas leidend aussah. Franzl, von der Krone zu Fügen, der mit uns hereingefahren, begrüßte sie dutzend als eine alte Freundin und sie hatten beide große Freude, sich wieder einmal zu sehen. Mit ihm sprach das Fräulein zillerthalerisch, mit uns vornehmes hochdeutsch, wie man es in St. Petersburg spricht. Der Leser wird nun schon errathen haben, daß wir dießmal auf eine jener fahrenden Sängerinnen gestoßen sind, von denen oben die Rede gewesen. Das Fräulein erzählte uns bald, daß sie in Zell geboren und vor sechs oder sieben Jahren mit Ludwig Rainers Gesellschaft nach Petersburg und Moskau gegangen, ja bis nach Nischnei-Nowgorod gekommen, auch mit Franzl auf der letzten Ausstellung zu Paris gewesen sei. Bald mischte sich die Kellnerin, eine Bauerntochter aus Maierhofen, ins Gespräch, um ihrerseits anzubringen, daß auch sie schon in Petersburg und Moskau gesungen habe, was die andern beiden bestätigten. Das Fräulein theilte uns weiter mit, daß ihre Gesundheit etwas angegriffen sei und daß sie sich deßhalb habe von der Gesellschaft trennen müssen. Sie werde nun das Singen aufgeben und in Zell verbleiben. Nach diesem sangen die drei, nämlich sie und Franzl und die Kellnerin, gleichsam um das Wiedersehen zu feiern, ein schönes Alpenlied und dann nahm das Fräulein in den höflichsten Formen von uns Abschied und entfernte sich.

Was wird nun aus ihr werden? fragte ich. Muß sie auch wieder zur Feldarbeit zurückkehren und Erdäpfel graben?

O nein, erwiederten die andern, sie hat sich etwas Geld zurückgelegt und wird wohl bald eine gute Heirath machen. — Ich gab ihr im Stillen meinen besten Segen dazu.

Im Zillerthale sind die drei Namenschichten, rhäthisch, romanisch, deutsch, wie sie überhaupt die Namenschaft der deutschtirolischen Thäler bilden, schon leicht zu erkennen. Fügen (urk. *Fugene*), Schlitters, Uderns sind rhätisch. Viel zahlreicher sind die romanischen Namen, als: Brettfall, pra de valle, Lamarga, la marca, Flurbezirk, Mizon, (val) mezzana, Pfuns, fundes, Sidán, subtana, ital. sottana, Unterthal, Bretawella, prato, bello, Pinaid, pineto, Kapaun, campone, Perdill, pratillo, Diols, (val de) diavels?

Selbst in Dux finden sich noch Gstan, casettone, Persall, pratesello, Rifal, rivello, Vallrug, val de rocca, Olpererberg, (col d') albero?

Den Namen Dux erklärt Schneller aus dem ital. tocco, Stück, Brocken, als Brockenthal. Wenn er nicht rähtisch ist, möchte ich ihn eher als (val) d'aques deuten. Der Uebergang von a in u ist nicht selten. Irstarz, Irsturz, Berg bei Matrei, habe ich früher (Räthische Ethnologie S. 143) mit aques d'urso erklärt; allein es wird wohl aques tortes sein. Avas tortas, Krummbach, ist in bündnerschen Urkunden ein häufiger Bachname.

XVII.

Ueber den Krimmler Tauern ins Pusterthal.

1842.

Endlich wollen wir den Wanderstab wieder weiter setzen hinüber ins Pinzgau, in die Krimmel, um von dort über den Tauern ins Pusterthal hinabzusteigen. Eigentlich standen noch zwei nähere Wege offen, um nach Bruneck zu kommen, entweder über die Hundskehl oder das Hörnle, Hochjöcher am Ende einsamer, zuletzt wüster Thäler. Beide zogen weniger an, als der Krimmler Wasserfall und der Tauern mit seinem mystischen, vorzeitlichen Namen, der sich zu allen Zeiten so majestätisch in mein Ohr senkte. Beim Licht betrachtet bedeutet er freilich auch nicht mehr, als ein anderes Joch, nur daß dieß Wort erst da beginnt, wo das Pinzgau anfängt.

Der Name Tauern klingt sehr geheimnißvoll und ist auch schon manches über ihn geschrieben worden. Ritter von Koch-Sternfeld, der phantasiereiche Pinzgauer, läßt die Tauern am Himalaja in Indien beginnen, von da über den kleinasiatischen Taurus nach dem taurischen Chersones oder der jetzigen Krimm ziehen und bei Turin (Taurinum) zu Ende gehen. Herr Heinrich Wallmann hat nun in der Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins (München 1870, Bd. I.) die Bedeutung dieses Namens näher untersucht und das Geheimniß ungefähr in den Satz aufgelöst,

daß das Volk unter einem Tauern keinen Bergesgipfel verstehe, sondern einen hochgelegenen Uebergang oder Paß und dafür auch das Wort Thor oder Thörl brauche. — In Salzburg und Steiermark von der Krimmel bis Rottenmann finden sich neun eigentliche Tauern, darunter zwei befahrbare, der Radstadter und der Rottenmanner Tauern. Früher war der Verkehr viel lebhafter als jetzt. Bei den Tauernhäusern standen Waarenhallen und Stallungen, in den Thälern diesseits und jenseits Niederlagen und Fruchthäuser. Es gingen gewöhnlich Saumzüge von dreißig bis vierzig Pferden hin und her, welche Salz, Silber, Kupfer, Leder, Leinwand u. s. w. hinaus- und Seidenzeuge, Gewürze, Südfrüchte, Wein u. s. w. hereinbrachten. Jetzt sind die Tauern ziemlich verödet. Die Säumerei hat gänzlich aufgehört und der Zug der einheimischen Wanderer ist auch nicht beträchtlich. Nur die Touristen haben neuerlich angefangen, diese Jöcher wieder zu beleben. — Ob aber der Tauernname nicht mit den alten Tauriskern zusammenhängt?

Es hatte sich eine gute Gesellschaft zusammengefunden, die desselben Weges war, nämlich zwei sächsische Studenten und ein bayerischer. Alle vier zusammen verließen wir an einem schönen Herbstmorgen das Hauptdorf des Zillerthales und gingen der Gerlos entgegen. Die Gerlos heißt das ganze Hochthal, welches die Verbindung zwischen den Gebieten des Zillers und der Salzach bildet, und hat dasselbe seinen Namen von einem Bache, der aus dem Wildgerlosthale hervorströmt, an dem Dorfe, das nach ihm benannt worden, vorüber läuft, und unter Zell in den Ziller fällt. Auch der siebenthalbtausend Fuß hohe Bergkamm, der über Zell in die Höhe steigt, heißt die Gerloswand. Sie ist berühmt wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Kräuter und daher viel besucht von den Freunden gebirgischer Flora.

So stiegen wir also den Heinzenberg hinan, in dessen Fersen die Goldschachte getrieben sind. Oben, wo die Wallfahrtscapelle steht, genossen wir einer lieblichen

Aussicht ins Zillerthal hinunter, die noch eine Zeit lang mit uns ging. Darnach führt der Bergsteig am Wildbache fort, an vielen einzelnen Häusern und Ställen vorbei, zuweilen in offener Gegend, mehrentheils in enger Schlucht, hinein in die Gerlos, zu dem kleinen Dorfe dieses Namens, das wir etwa in der vierten Stunde erreichten. Es liegt in einer zierlichen Hochebene, wo die Wässer ruhig durch die herrlich grünen Wiesen fließen. Von der Gerlos ging's durch waldige Wege in den Durlaßboden, gegen die Platte, über welche man in die Krimmel geht. Hier nicht weit von der Höhe steht eine einsame Sennhütte, aus welcher uns ein neuer Reisegefährte erwuchs, abermals ein bayerischer Studiosus, der unter uns einen Jugendfreund erkannt hatte und nun gleich mit ging. So setzten wir zu fünfen unsere Reise fort. Rechter Hand hatten wir jetzt die Einsicht in das öde Wildgerlosthal, aus dessen Schneefeldern die stolze Reichenspitze emporsteigt, in drei Gipfel gespalten. Sie ist 10,477 Fuß hoch.

Die Aussicht von der Platte ins Pinzgau hinunter wird viel gepriesen, wir hatten aber wenig Genuß davon, da auf den schönen Morgen ein düstrer Abend gefolgt war, und der Himmel sich mit schweren Wolken überzogen hatte. Diese lagen uns allen zum herben Verdruß über den Tauern, ihren Gletschern und ihrer Pracht, zogen sich weit herunter ins Thal und trübten auch seine Schönheit. Etliche Dörfer sahen wir wohl und einen schlängelnden Fluß, etliche Wälder und weite Auen, aber alles grau gefärbt und kümmerlich beleuchtet. Bald darnach hörten wir auch das Rauschen der Krimmler Ache und sahen eine halbe Stunde weit zur Rechten die drei berühmten Fälle dieses Baches; denn die Nebel hatten sich eben etwas davon zurückgezogen und Spalier gebildet, um uns zwischen durch auf die Cascade sehen zu lassen. Es war auch gut,

denn wie sich später zeigen wird, durften wir froh sein, den Fall wenigstens von ferne in unbewölkter Größe gesehen zu haben.

Weniger trübselig als die Gegend an diesem Abende war die Aufnahme im Wirthshause, wo wir gleich das Vergnügen hatten, die liebenswürdige Traudl kennen zu lernen, ein höchst achtbares Mädchen von einem besonders glücklichen Aussehen und einer Laune so frisch und heiter, wie wir sie selbst im Zillerthale nicht gefunden. Sie ist des Wirthes Tochter und hat recht brave Eltern, welche das Kind in der Familie Gertl nennen, denn Traudl, behaupten sie, sei eigentlich zu vornehm für eine schlichte Pinzgauerin und das Töchterlein bekenne sich zu diesem Namen nur gegen gebildete Fremde. Auch eine sehr hübsche Aushelferin war zur Hand mit Namen Rosi, die diesen Abend in den fremden Ankömmlingen noch viele Rosen der Sehnsucht erblühen ließ. Aber Annel, die Dritte, legte sich wohl auch in jedem Herzen ihr eigenes Gärtchen an, denn sie war gar so lieblich und so fein, und wenn alle drei beisammen standen, wußten überhaupt die vier oder fünf Parise nicht, welcher sie den Apfel reichen sollten. Gertl war die geistreichste, aber die sprödeste und glich in vielen Stücken der Göttin der Weisheit, die andern beiden dagegen waren ohne Widerrede zwei Venusinnen auf einmal.

Wenn nun vier Studenten ins Pinzgau kommen und gleich im ersten Wirthshause eine Tochter und zwei Schenkmädchen kennen lernen, welche schon im ersten Augenblicke den glücklichsten Eindruck machen, so läßt sich denken, daß die Freude nicht gar klein ist. Es verstand sich auch fast ohne Verabredung, daß wir den Abend mit allen Genüssen anständiger Geselligkeit auszuschmücken gedachten und den Anfang nur so lange verschoben, bis wir das Nachtmahl eingenommen hatten.

Nachdem aber dieses geschehen, zeigte sich's welchen Vortheil uns der Umstand brachte, daß wir verschiedenen deutschen Völkerschaften angehörten, denn wenn die bayerischen Studenten nicht dabei gewesen, so hätten wir nicht die schönen Alpenlieder gehört, die der eine, der treffliche Jodler, mit den drei Mädchen zusammensang, unter süßer Begleitung der Zither, welche Gertl so wehmüthig und so fröhlich zu spielen wußte — und hätten wir die Sachsen nicht gehabt, so wären die Bayern wahrscheinlich nicht auf den Gedanken verfallen, von Traudl und ihren Freundinnen pinzgauerisch tanzen zu lernen, um so weniger, als sie's schon konnten, da es nichts anderes ist, als was sonst ländlerisch oder bäuerisch genannt wird, der eigentliche Tanz der Alpen nämlich, wobei Bue und Mädel nicht, wie bei dem Deutschen, den man im Casino tanzt, unauflöslich aneinander kleben, sondern meistens in gelösten Kreisen sich umschweben. Das ist so die Art des alten nationalen Tanzes im Gebirg, daß der Tänzer alsbald seine Dirne in die Freiheit läßt, diese dann milde lächelnd, mit gesenkten Augen sich um ihn her bewegt, er aber vor ihren verschämten Blicken alle die erlaubten Wahnsinnigkeiten rhythmisch ausführt, wie sie Jugendkraft, Sehnsucht und Liebesfreude einem jungen Aelpler eingeben können. Da dreht er sich also pfeifend, schnalzend oder singend wie ein Planet um seine Sonne, die aber auch ihre Wirbel zieht, stampft mit den Füßen, klopft mit den Händen im Takte auf Knie und Fußabsätze, macht einen Burzelbaum, schlägt Räder, springt über das Mädchen hinüber, läßt sie unter seinem Arme sich durchdrehen, dreht sich unter dem ihrigen durch, nimmt sie aber nur selten, wenn auch feurig, in die Arme und zuletzt schwingt er sie in die Höhe, hoch über sein Haupt, läßt sie wieder langsam niederschweben und wie sie den Boden erreicht hat, ist auch der Tanz zu Ende.

So wurden denn alle die Eigenheiten des Bäuerischen mit Fleiß und Eifer einstudirt, und es war schwer zu beurtheilen, wer am meisten Hingebung für die Aufgabe zeigte, die drei Mädchen, die sich in unendlicher Zierlichkeit und voll holder Scham um die Burschen drehten, oder die beiden bayerischen Studenten, welche den beiden sächsischen in diesen Stunden noch alle geheimen Vortheile alpenhafter Tanzkunst beibringen wollten, oder die sächsischen Musensöhne, welche die schwierigsten Probleme, die ihnen Lehrer und Lehrerinnen stellten, mit jugendlicher Kühnheit und überraschendem Glücke durchführten. Ueber alle diese Studien aber breitete die Freude ihre Segnungen aus, und ich glaube nicht, daß Unterricht je heiterer ertheilt worden ist, als damals in der Krimmel, so heiter war er und so national in allen Aeußerungen, denn auch die kleinen Küßchen, die man zuweilen zwischen den Tanzenden hin und her flattern sah, sind nicht gerade unvolksthümlich.

Am andern Morgen, als wir zu den Fenstern hinausguckten, sahen wir aber nichts als graue, dicke Nebel, die sich dicht um uns herum gelagert hatten. Ach, das plätscherte so sicher und so ruhig fort, fort und fort bis zum Mittag und wieder weiter bis zum Abend, daß wir den ganzen Tag keinen Schritt aus dem Hause thun konnten.

Ins Pinzgau verlegen nun sorgfältige Touristen gar gerne eine Liebschaft und ein Regentag wie jener reicht wohl auch zuweilen hin um zu kommen, zu sehen und zu siegen, so daß es am Abende überflüssig ist, ein Trutzlied zu singen, wie:

Wenn d' mi nit magst, geh' i übern Tauern;
Hab'n ah schöne Madeln die Kärtner Bauern.

Aber ich bin den ganzen Tag büßend auf meiner Stube gesessen und habe die Regentropfen gezählt, wie sie vom

Hausdache fielen, während die Gefährten ihrer Laune nachgingen, und wenn wieder eine von den drei Huldinnen frischen Wein zutrug und freundliche Worte redete und das blöde Herz zu klopfen begann, wie Yoriks Staar, der in die Freiheit will, so sprach ich ihm Beschwörungen zu und bat es mit aufgehobenen Händen sich ruhig zu verhalten.

Endlich am zweiten Tage nach der Ankunft war das Wetter so beschaffen, daß wir wieder aus unsrer Arche unter dem Baldachin des Himmels treten mochten, obgleich die Nebel noch schwer und grau durch die Landschaft zogen. Also an einem kühlen, von schüchternen Sonnenstrahlen nur versuchsweise beleckten Morgen, traten wir ins Freie und gingen auf den Wasserfall zu. Wenig Gunst in der Beleuchtung und daher meinerseits große Beruhigung, daß die berühmte Cascade schon von andern zu verschiedenenmalen beschrieben und gemalt worden ist. Der Fall hat drei Absätze; davon ist der untere der regelmäßigste, der mittlere in wilder Kluft gelegene, der kleinste, der obere, weithinstäubende, der großartigste. Vom untern war uns am wenigsten vergönnt; das Titanische fühlten wir wohl in seiner Nähe, den eigens geschaffenen Wind, den Gußregen von Wasserperlen, die das wilde Wehen verträgt, und den betäubenden Donner des Sturzes; aber das Malerische wurde uns nicht ganz klar, denn gerade oben, wo er aus dem bebuschten Felsenbette herauskommt, lag ein dickes Gewölke, so daß die Wassersäule unten nur herausfiel wie aus einem Mühlbeutel. Als wir davon wieder zurückgekommen waren, trennten wir uns, wir fünf Gesellen nämlich, die vorgestern in der Krimmel jene denkwürdige Abendunterhaltung veranstaltet hatten — da trennten wir uns, wie solche die sich schwerlich je wieder im Pinzgau zusammen finden werden, herzlich und mit wackerm Händeschütteln und die einen, die zwei Leipziger, zogen

sachsenwärts und die zwei andern, die Bayern gingen mit mir auf das Pusterthal los, vielmehr auf sein hinterstes Winkelthal in Ahren, von dem uns jetzt nur noch der Krimmler Tauern schied, ein einziger Berg, aber ein Berg, dessen Jochhöhe 8500 Fuß über dem Meere liegt.

Wir stiegen also an dem donnernden Bache aufwärts, in einem engen Thale, über Felsbrocken und Gestrüppe. Dunkelgrüner Fichtenwald stand zu beiden Seiten und nickte immer heiterer, denn seine Wipfel fingen an sich stetiger zu vergolden und durch seine Düfte schien immer gleißender das Sonnenlicht, je mehr wir von der Cascade uns entfernten und je weniger Lust dahin zurückzukehren bei uns vorausgesetzt werden konnte. Und als wir oben standen und Wasserfall sammt Fichtenwald hinter uns lag, und alle Mühseligkeiten eines steil ansteigenden Felsenwegs überwunden waren, als sich die Landschaft in eine spiegelebene Au öffnete, da war auch am Himmel alles Gewölk und aller Nebel verschwunden — alles rings herum, der Krimmelbach, der so ruhig durch das stille Hochthal floß, die thauigen Wiesen, die fernen Sennhütten mit den kleinen Fensterlein, die nebelfeuchten Schrofen und weit vor uns die weißen Tauern, all das schimmerte voll unbeschreiblicher Zierlichkeit im Licht der Morgensonne, das war alles so heiter und hell und nur wir selbst fühlten im Busen einige Reue, daß wir unten im Pinzgau nicht eine Stunde länger geschlafen oder bis in den entschiedenen Sonnenschein hinein gefrühstückt hatten. Nun war's aber zu spät; wenigstens wollte keiner der Wanderer sich aus der friedlichen Idylle wieder in die geräuschvolle Aufregung unterhalb des Wasserfalls zurück begeben.

Also gingen wir rüstig weiter, das liebliche Hochthal entlang, von dessen Seiten Wasserfälle in Unzahl

zu Thale stürzten. Manche Sennhütten blieben unbesucht, weil sie nicht am Wege standen, aber im vordern Tauernhause wurde eingekehrt. Dieß ist eine jener Herbergen, welche für die Pilger, die über die Tauernpässe ziehen, Unterkunft und schmale Vorräthe wenig leckerer Nahrungsmittel bereit halten. Es waltete in dieser Stiftung eine schöne Tauernhäuserin, die uns mit jener lächelnden Güte aufnahm, mit welcher die Mädchen in solcher Meereshöhe frischen Bergsteigern entgegenzukommen pflegen, zumal wenn sie, die Mädchen, nicht aus dem Stubai, sondern aus dem Pinzgau sind. In der getäfelten Stube ward Wein, Brod und Käse aufgesetzt und um die Wanderer ihre wegemüden Füße vergessen zu lassen, sang das Tauernmädchen mit ihrem jüngern Bruder, den sie herbeigerufen, auch etliche Lieder, die nur zu gut klangen. Wir hätten uns eigentlich in dem Tauernhause alle drei recht wohl gefallen und die Einladungen dazubleiben, den Nachmittag, den Abend, die Nacht, waren fast schwer von der Hand zu weisen; aber wenn wir zu den kleinen Schubfensterchen hinaussahen und bemerkten, wie des Tages Helle allmälig wieder in den Nebeln unterzugehen drohte, die da und dort an den Halden aufstiegen, aus andern Revieren herüberstrichen, an den Hörnern im Hintergrunde sich sammelten; wenn wir bedachten, wie es denn doch nicht mit Ehren angehe, den ganzen Tag bei der schönen Tauernhäuserin zu versitzen, wie es endlich, so der Tauern heute noch überschritten werden sollte, die höchste Zeit sei, um das Joch zu erreichen, ehe das Unwetter, dessen erste Vorboten sich in den Lüften ergingen, dieses unmöglich mache — wenn wir allen diesen Wahrnehmungen und Vernunftgründen ihr gebührendes Gewicht belassen wollten, so mußten wir uns entschließen, die kurze Bekanntschaft mit kurzem Händedruck wieder abzubrechen und unserer Mission zu folgen. So griffen wir also

nach den langen Bergstöcken und schritten über die Wiesen weiter dem zweiten Tauernhause zu.

Hier drohten aber dieselben höchst bedenklichen blauen Augen und rothen Lippen, nur daß sie der innern Tauernhäuserin angehörten, welche von der äußern eine gute Stunde entfernt war, und daß jetzt, da wir eine Sirene schon glücklich umschifft, Widerstandskraft und Selbstvertrauen gewachsen waren. So gewappnet standen wir unter dem bescheidenen Dach der Herberge. Unser Benehmen war voll sinnigen Ernstes — die feurigen Augen, der verwegene Blick, die leichten, scherzenden Reden, die volle Brust und die schwellenden Hüften — sie bethörten uns nicht. — Wir wollten nur fragen, ob es leicht sei, irre zu gehen, und ob es nothwendig, einen Führer mitzunehmen, und als wir gehört, daß ersteres nicht leicht und letzteres nicht nöthig sei, lösten wir uns wieder selbdritt nach einem Bhüt' Gott voll Entsagung aus dem Bann dieser tauriscischen Augen.

Das innere Tauernhaus ist eines der letzten Gebäude in dem schmalen Thale, das man von der Höhe des Achenfalles bis in die Wildniß kahlen Hochgebirges hinein in drei Stunden durchziehen kann. In seinen innersten Gründen geht es noch einmal gabelförmig auseinander; die eine Zinke läßt sich auf ebenem Pfade verfolgen bis auf den nahe liegenden Ferner, rechter Hand dagegen steht eine waldige Halde auf, über welche ein Wasserfall herunter stürzt. Diesem zur Seite klimmt man mühselig empor und nachdem man um ein paar Kirchthürme höher hinaufgekommen, öffnet sich ein unbedeutendes Zuthälchen, von einem lauten Bächlein durchströmt, mit abgefallenen Blöcken reichlich durchsäet. Zu beiden Seiten ziehen kahle Höhen hin — hinten thürmt sich der Tauern auf, aber über diesem lag finsteres Gewölke. So lieb es uns war dem Bereiche jener Augen entrückt zu sein, so fanden wir's doch hier oben

sehr öde, sehr trübe und eben deßwegen fast unheimlich, zumal da sich jetzt in kurzer Zeit die Nebel weit herabgelassen hatten, den Eingang des Thales schloßen und uns selbst mitunter fast auf die Hüte drückten. Einen Schweinetreiber, der jenseits des Baches seine Herde vom Tauern herabführte und den wir um sein Befinden fragen wollten, konnten wir nicht erschreien, weil das Wasser zu laut dazwischen sprach und durch das wilde Wirrsal von Felsblöcken so leicht nicht hinüber zu klettern war. Was wir auch thaten, wir konnten uns nicht bemerklich machen.

Er zog ruhig fort und kümmerte sich um nichts als um seine Schweine, welche in wunderlicher, seltsamer Anordnung und Regelmäßigkeit über den schmalen Weg dahin trollten. Dieser Umstand vermehrte unser Grauen, das auch nicht kleiner wurde, als er sammt seinen Angehörigen so plötzlich im Nebel verschwand, daß wir ihn auf übernatürliche Weise hinweggenommen glaubten.

Nun hatten wir die Stelle erreicht, wo wir das Windbachthälchen verlassen sollten, um steil aufwärts zu gehen über den Grat. Daß wir jetzt am Tauern standen, zeigte ein einsamer Wegweiser, ein kunstloser Obelisk, den man aus schweren Steinen aufgeschichtet hatte. In seiner Spitze steckte ein hölzerner Arm, welcher links in die Höhe deutete. So viel wußten wir aus den frühern Erkundigungen, daß diese Wegweiser in kurzen Entfernungen aufeinanderfolgen. Es war gut, dieß zu wissen, denn es zu sehen, war unmöglich. Wir hatten uns allmälig so in den Nebel hineingegangen, daß schon auf zwanzig Schritte nichts mehr zu unterscheiden war. Während wir uns nun über das Mißliche dieser Lage einige schüchterne Bemerkungen erlaubten, fing es sehr laut zu hageln an. Dieß diente auch nicht unsere Geister anzufeuern, und so setzten wir uns etwas stille auf den Sockel des Wegweisers, der wie eine Rast-

bank hergerichtet war, den Rücken an die rauhe Wand des Obelisken lehnend, um unser Gewand wenigstens von einer Seite trocken zu erhalten. So sahen wir dem Unwetter zu, das um uns herbrauste — die Tageshelle war fast zur Nacht geworden, schrille, wilde Winde pfiffen vom Tauern herab und drangen mit eisiger Kälte durch alle Falten unserer Kleider bis auf die Haut, der Hagel schlug uns ins Gesicht und an der Tauernhalde hörten wir ein dumpfes Kollern, als wenn sich oben etliche Felsblöcke in Bewegung setzen und zu uns herunter kommen wollten. Indem uns nun zu Muthe war, als wären wir mitten unter das wilde Gejaid gefallen, und während wir des schmetternden Hagels wegen das liebe Haupt bis auf die Kniee senkten, ließ sich plötzlich eine Stimme hören: O! wär ich doch im Tauernhause! und dann eine andere erläuternde: Und bei der Tauernhäuserin! und eine dritte, welche aposiopetisch sagte: Ja, wär' ich nur allein gewesen! — Da kam uns dreien bei allem Elend ein Lachen an.

Um indessen den Leib nicht sinken zu lassen, da der Geist immerhin Mühe hatte, sich aufrecht zu erhalten, so wurden die Reisetaschen geöffnet und verschiedene Nahrungsmittel herausgezogen, nämlich Brot und Käse, Schweinsrippchen und Kalbsbraten, was wir alles in der gastlichen Herberge auf der Krimmel mitgenommen hatten. Diese Stärkungen zogen unsere Augen wieder etwas ab von dem grausen Wetterwirbel um uns her, und als alles verzehrt war, hatte auch der Hagel nachgelassen und die Nebel zogen wieder ruhiger ihre Wege. So brachten wir also, um unsern unerschütterten Muth zu bezeigen, ein lautes Hurrah aus und stiegen in die Höhe.

Vor uns lag ein steiler Berghang, ohne Gras und Kraut, grau und öde, mit Felsgerölle und großen Blöcken bedeckt, zwischen denen der Pfad nur selten

kennbar ausgetreten war. Im Anfange gingen wir der Richtung des Armes nach und bemerkten mit Freuden, wie sich aus dem Nebel allmälig das zweite Wahrzeichen herausklärte. Bis zu diesem hatten wir fünf Minuten gebraucht; auch die übrigen, deren es etwa ein Dutzend sind, standen ungefähr gleich weit auseinander. Manchmal verzogen sich die Nebel so, daß wir von der einen Etappe gleich auf die andere sehen konnten; manchmal blieben wir im Zweifel, bis wir dicht vor ihr standen. Endlich, als wir etwa eine Stunde rastlos gestiegen waren und alle eine Ahnumg befiel, daß das Joch nicht mehr ferne sein könne, zeigte sich noch ein Schneefeld zwischen finstere Wände eingeklemmt, steil aufsteigend, allerwege etwas bedenklich. Die Luft war wieder ganz trübe geworden, die Nebel senkten sich in den schwarzen Krater, den wir jetzt betreten hatten, so dick und nächtlich herein, daß wir auch das Ende der weißen, gespenstigen Fläche nicht absehen konnten. Das Gestein ringsherum war auch so schrecklich, so wild und zackig, und wenn einer auf dem Schneefelde ausglitschte und herunterrutschte, so schien er verloren zu sein. Nun fing's auch in dicken Flocken zu schneien an.

Wir stärkten uns wieder durch lauten Zuruf, stießen die Bergstöcke ein, schoben uns guten Muthes über die ganze Bedenklichkeit hinauf und freuten uns, als sie überwunden war. Hagel und Schnee hatten indessen die unbequemste Nässe herbeigeführt; alle Felsplatten tropften, in allen Rinnen floß es, jeder Tritt auf dem schlüpfrigen Boden wurde unsicher, die Schuhe füllten sich mit Wasser. Endlich noch eine neue Beschwerde: das Schneien hörte nämlich um diese Zeit auf und es trat dafür ein tüchtiger Regen ein, dergestalt, daß es im ganzen Gebirge zu patschen anhob. Solch' ein Gießen hätte den ruhigsten Zeitungsleser, der tief unten in den deutschen Städten am Kaffeehausofen sitzt, ver=

drießlich angeregt, wie mußt' es erst uns zu Herzen gehen, die wir 8500 Fuß über dem Meere kletterten, fern von allen Dächern, fern von allen Oefen und, was wir dazumal am leichtesten vermißten, noch ferner von allen Zeitungen!

Als wir von dem Schneefelde noch etwas aufwärts gekommen, tauchten aus Nebelgewölke Jesus, Maria und der heilige Johannes auf; Jesus am Kreuze hängend, Maria und Johannes ihm zu Seiten, alle drei aus Holz geschnitten und dorthin gestellt als Wahrzeichen des Joches. So waren wir also auf der Wasserscheide, auf der Höhe des Krimmlertauern, hinter uns Salzburg, das Erzstift, vor uns Tirol, die Grafschaft, um uns das scheußlichste Wetter. Wie an dem Posthause auf dem Brenner die eine Dachrinne ihr Wasser ins schwarze, die die andere das ihrige ins adriatische Meer versendet, so war's jetzt auch mit der Traufe von unsern Hüten — schüttelten wir den Kopf südwärts, so rann das Gewässer in den Ahrenbach und mit diesem in die Rienz und mit dieser in die Etsch und kam dann in die Lagunen von Venedig; neigten wir aber das Haupt gegen Norden, so floß das Bächlein, das aus der Hutkrempe herabstürzte, in die Krimmlerache und mit dieser in die Salzach und dann in die Donau und vereinigte sich zuletzt mit dem Pontus Euxinus. Dieses Gedankenspiel gewährte indessen wenig Trost in unsern Nöthen. Mehr Herzensstärkung hätten wir vielleicht davon gehabt, wenn uns eingefallen wäre, wie einst Herzog Rudolf von Oesterreich, jünger als wir alle, kaum von einer Krankheit genesen, mitten im Winter über den Krimmlertauern gestiegen, immer in rüstiger Eile, damit nicht die Vettern aus Bayern ihm zuvorkämen. Wohl mag es ihn auch mitten im Winter erfreut haben, den Blick in die Grafschaft hinunter zu werfen, die ein halbes Jahrtausend bei seinem Hause geblieben ist. An Sanct Polycarpen Tag, am

26. Jänner 1363, war er in Bozen, wo Margaretha, die Maultasch, „mit fürsichtigem Rathe" der Landesherren die Grafschaft Tirol den Herzogen von Oesterreich feierlich verschrieb.

Also in den Fußtapfen des ritterlichen Habsburgers stiegen wir von der Höhe hinab, so schnell als der rauhe Weg es erlaubte. Daß wir nun über den Tauern gekommen, ohne seiner recht ansichtig zu werden, daß wir noch immer in den Wolken dahin steigen mußten, kränkte uns weniger, als daß der Nebel alle Aussicht benahm und daß wir die prächtige Fernerwelt um die ungeheure Dreiherrnspitze, die dort liegen mußte, nur ahnen konnten, aber nicht erschauen. Auch an dem Herzogsbrunnen, der zwischen der Tauernhöhe und der ersten Alpenhütte liegt, kamen wir vorbei, ohne ihn zu gewahren. Er hat den Namen noch von jenem Winter her, wo Herzog Rudolf seinen Durst allhier gelöscht.

Lange Zeit sprangen wir nun durch eitel Wildniß, über wüste Berghänge, über graue, nasse Felsblöcke, zuweilen auch an einem Wegweiser vorbei, welche indeß auf dieser Seite weniger nothwendig, da der Pfad zumeist eingefriedigt und gebahnt ist. Endlich sahen wir ein paar Sennhütten im Gewölke dämmern, hofften uns bald rings um den Käsekessel am prasselnden Herde niederlassen zu können, fanden da jedoch kein Feuer, wohl aber zwei Sennen, die sich durch unsern höchst erbärmlichen Zustand keineswegs rühren ließen, sondern vielmehr deutlich zu erkennen gaben, daß ihnen nasse Tauernfahrer etwas ganz Alltägliches geworden. Von den Sennhütten setzten wir noch über ein paar steile, aber grüne, umbuschte Abhänge, und gelangten zu einem größern Haufen von Hütten, wo wir ein Wirthshaus zu treffen vermeinten. Daß auch dieses eine Täuschung, betrübte uns etwas, denn die Kniee drohten einzubrechen. Doch rafften wir noch die letzte Kraft zusammen und schlepp-

ten uns vom stattlichsten Regen begleitet zu einer andern kleinen Sammlung von Bauernhäusern. Unter diesen stand eine Herberge, die sehr bescheiden aussah — aber wie glücklich waren wir, sie endlich erreicht zu haben!

Was wir nun alles thaten, um uns trocken und reinlich zu machen, sei dem Leser verschwiegen, nicht aber daß die Wirthsleute liebreich beisprangen, um unsere Leiden zu beendigen. Das Feuer, welches im großen Stubenofen angezündet wurde, gab allerdings noch lange keine Wärme, aber dafür prasselte es bald lichterloh in der Küche. Um diese beseligenden Flammen uns zu setzen, holten wir Stühle herbei und stellten sie auf den Herd. Darnach ließen wir uns nieder, griffen nach den Humpen und tranken auf die Tauernfahrt und unsere Gesundheit.

Später saßen wir in der Zechstube zur Tafel und erquickten uns an dem besten Gsträunenen, das die Prettau zu bieten hatte. Für ein Dörflein, das eine Tagreise von der Heerstraße, am Fuß der Tauern liegt, war die Bewirthung nur zu loben.

Andern Tages in der Morgendämmerung beriethen wir uns über die Fortsetzung der Reise. Die beiden Gefährten, von der Zeit gedrängt, bestanden darauf, am Abende in Bruneck einzuziehen, wohin wir etwa zwölf Stunden zu gehen hatten. Wir mußten also wirthschaften mit dem Tage und durften weder das nicht sehr entfernte alte Heiliggeist-Kirchlein besuchen, um dort den gothischen Flügelaltar mit noch lebhaften Gemälden zu besehen, noch konnten wir in die berühmten Kupfergruben am nahe gelegenen Rettenbach einfahren. Diese sind nach denen zu Kitzbühel, welche dem Aerar zustehen, die bedeutendsten ihrer Art in Tirol und gehören den Grafen von Enzenberg und den Freiherren von Sternbach.

Wir zogen also bei trübem Wetter aus dem Dorfe, und gingen immer rüstigen Schrittes mit sparsamen

Unterbrechungen durch die Prettau, durch Ahren und durch Taufers — drei Bezeichnungen für verschiedene aufeinander folgende Reviere ein und desselben Thalgeländes — an vielen Häusern, Kirchen, Dörfern, an vieler Landschaft vorbei und kamen bei Sonnenuntergang in Bruneck an.

Bei solcher Schnelligkeit des Marsches wäre es unanständig, von der durchwanderten Gegend vieles wissen zu wollen. Wir fassen uns daher kurz und bemerken zuvörderst, daß das Ahrenthal, obgleich 3—4000 Fuß über dem Meere, bis in seinen hintersten Winkel, bis in die Prettau und bis Kasern fleißig bebaut ist, wie denn am letztgenannten Orte noch geräumige Krautfelder stehen und lustige Mohnfeldchen für die Krapfen. Uebrigens zeigt sich die Thalsohle überall sehr schmal und an manchen Stellen schrumpft sie sogar zu einer waldigen Kluft zusammen. Abgesehen von diesen Schluchten ist das Thal sehr gut bewohnt und es steht fast ein Haus am andern. Die Gebäude sind mehrentheils von Holz, aber im Kern der größern Dörfer finden sich auch achtbare, steinerne Wohnsitze. Die Gotteshäuser stehen zumeist noch in jungem Alter, doch ist die betagte Kirche bei St. Martin ein niedliches Stückchen gothischer Arbeit. Eine besondere Schönheit des Thales ist es, daß sich zur rechten Hand fast jede halbe Stunde ein neues Seitenthälchen öffnet, aus dem die Gletscher des Zillerthales ungeheuer groß hereinlugen.

Bei Arzbach, unterhalb St. Johann, steht die zum Bergwerk in der Prettau gehörige Kupferschmelze, ein Haufen von schwarzbraunen Scheunen, in denen sich viele rußige Menschen herumtreiben.

Das Schloß zu Taufers ist eine herrliche Ruine, liegt zwischen hohen Bergen auf einem jähen Bühel und blickt gebieterisch herunter in das Thal. Weitläufiges Gemäuer kriecht an dem Felsen auf und ab; daraus

ragt ein mächtiger Hauptthurm, unter dem das Schloßthor sich aufthut. Mehrere andere runde Thürme stehen an den Ecken umher. Aus etlichen Fenstern winkten Blumen — immer ein freundlicher Anblick, weil ein Zeichen, daß in den schauerlichen Räumen neben den Eulen auch noch Menschen sich aufzuhalten wagen. Als Alterthum wird die kleine Schloßcapelle gerühmt. In dieser wird noch wöchentlich eine Messe gelesen für die ewige Ruhe der Herren von Taufers.

Die Herren von Tuvers, die im zwölften Jahrhundert zum erstenmale genannt werden, sind zu großer Macht und hohem Ansehen gekommen, aber schon 1336 ausgestorben. Darnach fiel die Herrschaft an die Grafen von Tirol, die sie im Laufe der Jahrhunderte bald zu Lehen, bald als Pfand in verschiedene Hände gaben. Zuletzt sind die Güter den Grafen von Ferraris geblieben.

Hermann von Gilm, der einmal dieses Weges kam, hat der alten Ruine folgendes Gedicht verehrt:

Du altes Schloß! du scheinst wohl nur zu schweigen!
Neugierig streckt die Föhre sich empor,
Die Eulen horchen, die verschwiegenen Zeugen —
O sag mir auch ein Märchen in das Ohr.

Du steingewordner Traum! viel Thränen mochten
Auf deinen grasbewachs'nen Boden hier
Gefallen sein! — Wie deine Männer fochten,
Wie deine Frauen liebten, sage mir.

Du schweigst? — So träume fort, wir gehen weiter —
Von deinen Mauern pflück' ich mir den Strauß;
Denn die Natur ist ewig jung und heiter
Und schmückt mit Blumen ihre Todten aus.

Taufers, das Dorf, nicht weit unter dem Schlosse gelegen, ist groß und gut gebaut. Es sind da drei adelige Ansitze, unter denen besonders Neumelans sehr

herrschaftlich aussieht. Es wurde 1582 von den Fiegern, den damaligen Gerichtsherren, hergestellt, denselben, die das Schloß zu Fügen gegründet. Neumelans heißt es zum Unterschiede von Melans bei Hall. Es ist ein großes, stolzes, etwas düsteres Gebäude im Styl der Renaissance mit hohen vergitterten Fenstern, von Ringmauern wehrlich umfangen.

Von Taufers zieht eine ebene Straße in ziemlich geräumigem Thale hinaus nach Bruneck, das etwa in drei Stunden erreicht wird. Mehrere alte Burgen in der Niederung und auf der Höhe schmücken den Weg. Allmälig ersahen wir auch das rothgedeckte Schloß von Bruneck; dann zeichnete sich deutlicher und deutlicher die Stadt darunter hin und am Abend hatten wir sie erreicht. Im Stern nahmen wir Herberge und ließen uns von den Honoratioren tüchtig ausschelten, daß wir ohne Führer über den Tauern gegangen. Ich nahm mir dieß viel weniger zu Herzen, als daß wegen der Eilfertigkeit des Ganges so viele Alterthümer, die zur Seite des Weges liegen, unbeschaut geblieben. Namentlich scheinen die Kirche zu Gais und das Schloß zu Kehlburg recht sehenswerth zu sein.

XVIII.

Selrain—Lisens—Stubai.

1842.

Wir haben bisher einen guten Theil des untern Innthals gesehen und wenden uns nunmehr dem obern zu. Wir werden da zunächst die nördlichen Thäler, Selrain, Lisens und Stubai, das Lechthal und Paznaun durchwandern, nach diesen Landeck und Imst betrachten, dann aber die beiden Richtungen verfolgen, welche ins Etschland und nach Meran führen. Zuerst wird ein Gang durchs Oetzthal an die Reihe kommen und später eine Fahrt über „die obere Straße," über die Heide und durchs Vinschgau nach dem etschländischen Eden.

Aus dem schönen Dorfe Axams ziehen wir bei einbrechender Dämmerung davon, um im Bade zu Selrain über Nacht zu bleiben. So dunkel es wird, so ist gleichwohl zu bemerken, daß die Gegend sehr bevölkert, denn die Häuser am Wege gehen nie aus und unten vom Tobel herauf glänzen viele freundliche Lichter, ebensowohl als von den Halden herab, auf deren Höhe St. Krein (St. Quirini), ein Kirchlein, grau verschleiert winkt. Man konnte sich während des nächtlichen Ganges auf Selrain freuen, auf die gute Unterhaltung mit den

Badegästen. Allerlei Manns- und Weibsbilder, die unterwegs gefragt wurden, waren der Meinung, es gebe deren noch genug, „wolter viele," und so schien es ganz billig, sich auf einen vergnügten Abend gefaßt zu machen. Unterdessen ging der Weg in einen Wald und es wurde immer finsterer. Ich langte endlich an und war der einzige Fremde im Hause — die Badegäste waren schon alle davon, wie es scheint, ohne daß es die Selrainer bemerkt hatten. Drum waren auch alle die zweiundzwanzig Zimmer unerleuchtet und der Abend verlief sehr still. Die Selrainer Gegend ist übrigens beständig mit zahllosen Tisch- und Leintüchern, Hemden und dergleichen Zierrath behängt, da sehr viele Innsbrucker Haushaltungen ihre Wäsche hier besorgen lassen.

Andern Morgens kam ich ins einsame Dörfchen Gries, welches am Ufer der kiesreichen Melach liegt, rings umgeben von Gerstenfeldern und steilen Jöchern, an denen sich grüne Matten hinaufziehen. Gegen Mittag bricht der Fernerkogel in die Höhe, ernsten Anblicks, scharf gespitzt, mit einzelnen Feldern ewigen Schnees bedeckt. Es ist still und klein jenes Dörfchen und die Landschaft macht wieder den Eindruck als wäre man an der Welt Ende, aber doch liegt noch anderthalb Stunden tiefer im Gebirge, im Grieser Thal, ein anderes Kirchdorf, St. Sigmund genannt, aus dem ein vielgepriesener Alpenweg auf die Bergwiesen von Kühetai und weiter am Stuibenbache fort über den Ochsengarten nach Au und Sautens am Eingange des Oetzthales führt. Er wird viel begangen, von Landleuten und Gebirgswanderern, ist aber fast eine kleine Tagreise. Taia, Tai heißt übrigens im Oberinnthal eine Alpenhütte.

Eine seltene Ueberraschung auf diesem Wege bietet oben in der Höhe von Kühetai, 6347 Wiener Fuß über dem Meere, ein altes landesfürstliches Jagd- und Lusthaus mitten in einem Kranze grüner Bergspitzen und nackter

Schrofen. Es ist ein ächt gebirglerischer Gedanke der ehemaligen Herzoge, ihr Sanssouci, Fantasie, Favorite, Hermitage oder wie man's nennen will, in die sammetnen Triften dieser Hochalpen zu verlegen. Einst zogen hier Scharen von fröhlichen Jägern dahin auf schnaubenden Gäulen. Ihre farbigen Federbüsche wehten damals zwischen dichten Wäldern von Fichten, Tannen und Zirbeln, die jetzt ausgehauen sind, und der muntere Klang der Hörner widerhallte lustig von den grünen Halden. — In dem Bauhof, der noch erhalten ist, wohnen dermalen schlichte Hirten. Im ersten Stocke sind noch schön getäfelte Prunkzimmer. Jetzt stehen sie jedem Gaste offen, der bei den wirthlichen Aelplern zuspricht. Das Haus bietet eine angenehme Wohnung dar, die Luft ist erquickend frisch, das Wasser leicht und krystallhell, Kost und Wein über alle Erwartung gut und billig, die Betten sind rein gehalten, die Leute zuvorkommend freundlich. Für Bergsteiger ist's ein herrliches Revier; der Jäger findet seine Gemsen, der Angler in zwei Seen die trefflichsten Forellen.

Ich ging indessen nicht nach Kühetai, sondern wandte mich gegen Mittag und zog an der Melach hin gegen Lisens, einen schönen Alpenweg dem Bach entlang, der oft von hohen Wänden eingeengt in tosenden Fällen niederstürzt, oft wieder, wenn die Landschaft breiter wird, sanft und zahm durch die Wiesen läuft. Auf halbem Wege von Gries nach Lisens rieselt das Magdalenabrünnlein, von einer Bildsäule der Heiligen, die daneben steht, so benannt, wo auf hölzerner Bank zu rasten und aus dem frischen Born der Durst zu löschen ist. Von da nach einer kleinen Stunde erreicht man eine sanfte Anhöhe und nun thut sich Lisens auf, eine schöne smaragdene Alm, weit und geräumig, feiner glatter Wiesboden, von dem glitzernden Bächlein durchirrt, an dessen anderem Ende, seltsam anzusehen in der stillen, menschen=

leeren Einöde, ein städtisches, mit einem Thürmchen geziertes Haus steht, aus Steinen erbaut und sauber geweißt, eine Sommerfrische der Herren im Stift zu Wilten. Die Landschaft hat in ihren Tiefen eine schmucke Reinlichkeit, die schmeichelnd ins Auge fällt; in den Höhen aber zeigt sie ein großartiges Wesen, das zu dem geleckten Wiesengrund und dem niedlichen Landsitz einen wundervollen Gegensatz bildet. Da steigt auch der Fernerkogel auf, der ungeschlachte Kogel, von seinem breiten Felsenfuße übersichtlich bis an die ragende Spitze, und daneben ist der Lisenser Ferner ausgebreitet und hängt kraus und wollig, wie ein Widdervließ zu Thale.

Das Sommerfrischhaus zu Lisens ist laut lateinischer Inschrift über der Thüre erbaut im Jahre 1780, nachdem der Wildbach das alte Gebäude zerrissen hatte. Nebendran wird in etlichen kleinen Gartenbeeten Gerste und Gemüse angebaut, wohl mehr zur Augenweide als zum ausgiebigen Ertrag. In dem untern Stockwerke hausen die Wirthschafsleute, während im obern einige Zimmer und eine Capelle hergerichtet sind für die Stiftsherren. Jetzt war von mehreren, die in frühern Monaten dagewesen, nur noch einer übergeblieben, Pater Lorenz, ein artiger, alter Priester, der mich gutherzig willkommen hieß und gegen billiges Entgelt an seinem Mittagessen Theil nehmen ließ.

In der ersten Auflage folgte hier ein Auszug aus dem Berichte über die erste Besteigung des Fernerkogels, welche Professor Karl Thurwieser im August 1836 unternommen hat. (Neue Zeitschrift des Ferdinandeums, 6. Bändchen, S. 44 u. ff.) Diese Schilderung war eine der wenigen aus der Zeit, ehe die Kletterei im Großen begann und mochte damals ihre Stelle wohl verdienen, ist aber jetzt beseitigt worden, da die Veröffentlichungen der alpinen Vereine seitdem solche Wagnisse schon in Unzahl beschrieben haben.

Das Lisenser Jöchel, welches 8862 Fuß hoch nach Stubai hinüberführt, scheint keines von denen zu sein, über die man gerne geht. In Innsbruck war nur wenige Kunde darüber einzuziehen, doch lautete diese eher günstig. Ich wollte mir daher den Weg nur beschreiben lassen und keinen Führer mitnehmen, aber Hans Krapf, der Schaffner zu Lisens, hatte die Güte, hievon keine Notiz zu nehmen und mich fast wider meinen Willen zu begleiten, was mir später auch keineswegs leid war.

Der erste Aufweg ging über Wiesengrund. Schön war die Ansicht des Ferners, dessen Auslauf bald zu unsern Füßen lag. Als wir etwa anderthalb Stunden gestiegen waren, wurde die Landschaft öde, hochjochartig, tauernmäßig. Wir sahen auf den fernen Grat und auf die Schneefelder, die darum herlagen. Lange Zeit traten wir auf steilgelagertes rutschendes Gerölle, auf braune Platten, die nach Umständen übereinander fortschossen, unter den Tritten aber zusammen knackten.

Nachdem der mühsame Gang über diese knatternden Kacheln zurückgelegt, kamen wir auf körnigen Sand, der sich in jäher Halde zum Joche hinaufzog. Der Sand aber gab bei jedem Schritte nach und wer einmal ins Gleiten kam, dem war wohl schwer zu helfen. Hans Krapf sah auch meine Noth und trat vorausgehend mit Behutsamkeit die Schritte ein; manchmal reichte er mir auch die Hand, und wenn's ihm dünkte, daß von unten besser zu wirken sei, so kehrte er um und schob mich aufwärts. In dieser Art kamen wir denn doch zuletzt glücklich auf das Joch, einen schmalen, zwischen wilde Höhen eingekerbten Sattel, der so schneidig ist, daß man sich daranf setzen und die Füße beiderseits rittlings zu Thale hängen kann. Die Aussicht ist nicht zu rühmen; sie geht nicht in die Tiefen von Stubai und von der Thalebene von Lisens ist gar nichts mehr sichtbar. Das Horn, das sich in nächster Nähe nördlich erhebt, ist die

Villerspitze, die vor Zeiten, als man die Berge noch mit dem Auge und nicht mit dem Barometer maß, für eine der drei höchsten im Lande galt, wie der alte Reim besagt:

Der Hager in Gschnitz
Und die Villerspitz
Und die Martinswand
Sind die höchsten im Land.

Auf der andern Seite des Joches nach Stubai hinabzugehen ist eine sehr einfache und gefahrlose Sache. Es zeigt sich bald ein Bach, der zum Führer wird. Nach einstündigem Gange, immer rasch zu Thale, war ich in der Oberiß, einer kleinen Ansiedlung von Sennhütten. Eigentlich hatte ich den Weg verfehlt, da ich nach Alpein gewollt, um den Ferner zu sehen. Um dahin zu gelangen, wäre vom Joche aus rechts zu gehen gewesen; ich war gerade aus gegangen.

Die Sennhütten zu Oberiß sind meist gemauert und gut eingerichtet. Die Wasserkraft wird hier zum Butterrühren benützt; ein Arm des Baches treibt kleine Räder, an welche das Butterfaß gelegt wird, so daß sich der Inhalt von selbsten „schlögelt.“ An andern Orten sieht man solche Rädchen mittelst einer Schnur die Wiege schaukeln, die drinnen in der Stube steht. Ein Wirthshaus ist nicht auf der Alm, doch findet sich eine Kaser, wo allenfalls Wein und Brod zu haben. In dieser traf ich vier Gäste, drei erwachsene Sennen und einen Knaben, dazu die Sennerin und ihren jüngern Bruder. Die Männer saßen auf der Bank, die sich um die Feuerstelle herzieht, halb im Rauch verhüllt, schmauchten und plauderten, die Sennerin ging ab und zu und redete wenig. Sie war ein sehr schönes Mädchen, fast zu schön für diese Einsamkeit. Um den Alpeiner Ferner zu erreichen und wieder bei Tage zurückzukommen, war's

zu spät, blieb also nichts übrig, als bis zum Morgen zu warten. Ich war etwas besorgt, daß das Hirtenmädchen sich die Einlagerung verbitten würde, aber der eine der Gäste sprach mir Muth zu, sagte, das komme öfter vor, und die Sennerin sei überhaupt nicht so „schiech" als sie thue. Dieß begleitete er mit einem ironischen Lächeln, was die Alpenmaid dadurch bestrafte, daß sie ohne ein Wort zu sagen aufstand und davonging. Bald hatten auch die Sennen ihren Branntwein ausgetrunken und gingen fort, so daß ich mit dem Mädchen, das wieder herbeigekommen, und ihrem wenig sichtbaren Bruder allein blieb. Ich habe ohne Ruhm zu melden ihrem schönen Mund nicht dreißig Worte zu entlocken gewußt, von allem andern, was die scherzhaften Reden des Sennen andeuteten, ganz zu geschweigen.

So saß ich also mir selbst überlassen, im leichten Rauch des Herdes auf der hohen Bank, trank ein paar Gläser Wein und nährte mich von Brod und Käse. Meine Augen beschäftigten sich mit Kübeln, Pfannen, Milchschüsseln, Butterfässern und einer Menge unbeschreiblichen Plunders, der ringsumher stand, lag und hing. Die Luft war kühl und das Herdfeuer daher sehr erquickend.

Die Nacht war noch nicht ganz hereingebrochen, als das Mädchen aufstand und mir bemerkte, es sei Zeit, zur Ruhe zu gehen; sie seien schläfrig, die Nacht vorher habe eine Kuh gekälbert und sie um allen Schlaf gebracht. Ich überließ mich ihr mit völliger Hingebung, wohin sie mich auch führen würde. Sie aber leitete mich aus der Hütte und hinten an den Heustadel hin, zu dessen Dachraum eine Leiter emporging. Hier solle ich hinaufsteigen, oben werde ich warmes Heu und eine Decke finden. Gute Nacht!

Unterm Dache fand ich wirklich warmes Heu genug und nach einigem Tappen auch eine wollene Decke. Ich

grub mir mein Lager in das weiche Bett und nahm die Decke über mich, recht eigentlich bis an die Ohren herauf. Es war nämlich kalt im Speicher, da zwischen Dach und Seitenwand ein handbreiter offener Raum für den nöthigen Luftzug gelassen war. Obgleich es noch früh an der Zeit, so kam doch bald ein süßer Schlummer über den müden Wanderer.

Mitten in der Nacht erwachte ich. Ein langer gleißender Lichtstreif floß über mich hin und im ersten Taumel glaubte ich, die Decke brenne. Ich fuhr auf und sah durch eine Dachspalte in den lieben Mond, der da herein seinen harmlosen Glanz ergoß. Ich öffnete die Thüre und trat hinaus an die Leiter. Unendliche, tiefe Bergeinsamkeit im verklärenden Mondenschimmer! Die stillen Alpenweiden, die starren Schrofen, die hohen Jöcher mit den glänzenden Schneefeldern, alles so lautlos und feierlich! Nur der Bach, der tosende, sprach sein Wort in dieser Stille und war zehnmal wilder, als am hellen Tage.

Als ich in der Frühe die Decke abgeschüttelt und die Thüre geöffnet hatte, war alles neblig, um und um, die Bergspitzen sämmtlich verhüllt, selbst die niedern Weiden nicht frei. Gleichwohl hoffte ich, die Luft würde ihren Trübsinn noch zeitig lassen und machte mich auf, dem Bach entlang gegen Alpein zu gehen, da ich denn, einmal in solcher Nähe, nicht gerne wieder abziehen wollte, ohne den Ferner gesehen zu haben. Ich kam bis an den hohen Bergvorhang, wo der Steig steil aufwärts geht. Dort ist ein brüllender Wasserfall, der stäubend in ein Felsengrab springt, um sich in grauenvollen Wirbeln wieder daraus loszureißen. Als ich mit wonnevollem Grausen das Bild beschaute, begann es zu regnen. So kehrte ich zurück zu meiner lieben Sennerin.

Das Mädchen war noch so trutzlich wie am Abende vorher. Ich dachte, wir würden uns jetzt bei dem trüben

Regen durch Gespräch die Zeit vertreiben und unsere Ideen friedfertig austauschen, allein sie hatte genug an den ihren und wollte nichts von den meinigen. Drum setzte ich mich allein ins Kämmerlein, zog meinen Bleistift heraus und schrieb an meinem Tagebuche, während das Wasser draußen plätschernd von den Schindeln lief.

So wartete ich bis zehn Uhr, und da hörte zwar der Regen auf, aber die Nebel saßen noch immer fest im Thale und es schien nicht, als wenn sie sich verziehen wollten. Deßwegen mußte ich mich leider mit den bereits gesehenen Fernern trösten und den schönen von Alpein sich selbst überlassen. Also ging ich — und Niemand gab mir das Geleite, nicht einmal bis zur Thüre — bergabwärts, einen sehr gangbaren Weg, kam noch durch ein Dorf von Sennhütten und dann wieder in ständig bewohnte Gegenden, wo hübsche Häuser, steinerne und hölzerne, eines über dem andern an den Halden hinauf standen, umgeben von Gerstenfeldern, die eben gemäht waren, bis herab nach Neustift, das in einem milden Thale liegt, im grünen Laub der Bäume, die sich an dem „Ruezbach“ hinziehen, wie die Weiden an den Lechcanälen bei Augsburg. Wer sich hier umdreht, der sieht im Hintergrunde des Thales den wilden Pfaffen, dessen höchste Spitze, das Zuckerhütel, 11100 Fuß hoch, und die erhabenste ist im Stubaiergebirge.

Da ich nicht gerne einen Zug verschweige, der irgend einen mißfälligen Schatten mildern kann, so erwähne ich auch mit Vergnügen, daß mir der Wirth von Neustift anvertraute, das Mädchen auf der Alm sei eine besonders brave und rechtschaffene Person. Aber gar so viel wenig reden thut sie — meinte ich. Ach, sagte der Andere, sie würde schon freundlicher sein, wenn sie besser mit Ihnen bekannt wäre. Ich dankte ihm herzlich für diese Beruhigung.

Im vorigen Jahrhundert lebte hier herum Franz Penz, ein Priester, der aber nicht allein die Seelen auferbaute, sondern auch Kirchen und Pfarrhäuser. Er war ein Bauernsohn aus dem kleinen Thale Navis, das bei Matrei in das Wippthal ausmündet. Kaum hatte ihn der Bischof zum Priester geweiht, als er so verläßliche Zeichen seines inwohnenden Meisterthums an den Tag legte, daß ihn seine geistliche Obrigkeit immer an solche Orte als Seelsorger stellte, wo zugleich auch Bauten zu führen waren. Er löste alle diese Aufgaben zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten wie der betheiligten Gemeinden, erlangte so allmählich große Anerkennung und starb 1772 in Ehren als Pfarrer zu Telfes, wo er eben ein Kloster bauen wollte. Man zählt vierzehn Kirchen und acht Pfarrhäuser, deren Bau er geleitet. Die Kirchen, die ich von ihm gesehen, und so auch die große Kirche zu Neustift, sind helle reinliche Säle in mildem Zopfstyle gehalten, sehr aufgeklärte Räume, ohne alle Mystik der Andacht, ohne alles Helldunkel, das der deutsche Beter braucht, um mit unserm Herrgott reden zu können. „Man könnte sie," sagt ein witziger Scribent, „wenn es die Heiligkeit des Ortes zuließe, ohne mühselige Umänderung auch zu Tanzböden, Zweckessen, Ausstellungen u. s. w. verwenden." Es ist landesüblich, sie zu bewundern, sie werden indessen nicht jeden überraschen. Ueberdieß liegt die Vermuthung nahe, daß der Pfarrer Penz auch einer von denen gewesen, welche die alten ehrwürdigen gothischen Kirchlein, statt sie zu stützen und zu erhalten, niedergerissen, um ihre eigenen Kunststücke an die Stelle zu setzen. Ihm, als Mann des vorigen Jahrhunderts, wird man das noch lieber verzeihen, als den traurigen Baumeistern, die zu dieser Zeit in den Alpen hantieren und neuen Inventionen obliegen. Ich für meinen Theil meine wähnen zu dürfen, daß den grünen Alpen nichts besser stehe, als die Gothik

des deutschen Mittelalters. Es ragt nichts schöner auf dem Felsenschopfe, es lockt nichts heimlicher im engen Thal, als die spitzbogigen, spitzthurmigen Kirchlein, die unsere Väter auferbaut. Bis einmal der Genius neue Bahnen gebrochen hat, möchte es drum viel gerathener sein, dieses Alte bescheiden nachzuahmen, als erbärmliche Originale zu geben.

Vulpmes ist das größte Dorf in Stubai und das Herz des Thales. Hier sind nämlich die weitberühmten Eisenschmieden, und die ganze Ortschaft hat ein vulcanisches Gepräge. Ueber diese Industrie der Stubaier hat sich ein Aufsatz im ersten Band der Zeitschrift für Tirol und Voralberg sehr belehrend verbreitet. In welchem Jahrhunderte zu Vulpmes jenes Gewerbe angefangen, ist jetzt nicht mehr zu ergründen. Gewiß gaben die Eisengruben, die in der Nähe betrieben wurden, die erste Veranlassung dazu. Jetzt sind diese längst eingegangen und nur noch Spuren alter Betriebsgebäude vorhanden, nebst vielen verschollenen Erzanbrüchen in dem Gebirge und etlichen Urkunden aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die sogar von Goldbergwerken in der Vulpmer Alpe sprechen. Aber die hephästische Kunst hat sich bei den Vulpmern erhalten, obgleich sie nunmehr ihr Eisen weit herauf aus Kärnthen und Steiermark beziehen müssen, da das tirolische für sie theils zu theuer, theils zu schlecht ist. Die Handelschaft der Stubaier nahm übrigens ganz denselben Verlauf, wie die der Grödner. Allererst trugen etliche Schmiede, die in der Nähe keinen Absatz fanden, ihr Geschmeide auf dem Rücken von Ort zu Ort in den heimathlichen Bergen und in der benachbarten Fremde. Dieses hausirende Geschlecht ist nach der Volkssage von fabelhafter Leibesstärke gewesen. Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts leuchteten darunter besonders drei Brüder, Thomas, Martin und Georg, die Tanzer von Neustift, hervor.

Georg Tanzer soll einmal vor dem Mauthhause zu Schaffhausen mit acht Centnern Eisen angekommen sein, die er so eben allein aus Stubai herausgetragen hatte. Der Rath zu Schaffhausen ehrte seine Tugend durch Verleihung lebenslänglicher Zollfreiheit und ließ ihn auf dem dortigen Mauthhause abmalen. Thomas, der andere Tanzer, trug acht Centner Salz von Hall nach Neustift; Martin, der dritte, übertraf aber seine beiden Brüder noch an Stärke; er konnte einen beladenen Frachtwagen heben und von einer Seite auf die andere schieben. Da er mitunter ein Viehdieb war, so nahm er ein schlechtes Ende, indem er eines Tages auf der Gallwiese bei Innsbruck von vielen Menschen und Hunden gefangen und nach gefälltem Urtheil gehängt wurde.

Anfangs also gingen die Stubaier mit dem Tragkorbe, mit der Kraxe, in die Welt. Aus der Kraxe entstand mit der Zeit ein Wagen, dessen erste Erscheinung man ins Jahr 1680 setzt. Nach diesem fanden es einige vortheilhafter, das Schmiedehandwerk in der Heimath ganz aufzugeben und sich bloß der Handelschaft zu widmen, was dann wieder zur Errichtung von Handelsgesellschaften führte, die ihre Unternehmungen mit zusammengeschossenen Capitalien betrieben. Man hat Nachrichten, daß diese Gesellschaften in der Zeit des siebenjährigen Kriegs sich besonders vermehrten und hervorthaten.

Endlich im Anfange dieses Jahrhunderts fand man, daß der Aufwand, den die wandernden Bevollmächtigten auf ihren Reisen zu machen hatten, wegen wachsender Theurung der Lebensmittel und abnehmender Sparsamkeit von Jahr zu Jahr steige, und um diesem Nachtheil zu steuern, löste man die Gesellschaften auf und errichtete in Vulpmes Waarenlager, aus denen die Abnehmer des In- und Auslandes, zumal die zahlreichen Stubaier Handlungen, die sich in Süddeutschland niedergelassen, ihren Bedarf erheben konnten.

So sind denn die Stubaier Schmiede jetzt in denselben Zuständen, wie die Grödner Schnitzer und sind auch von den gleichen Anfängen ausgegangen. Ehemals zogen jährlich bei dritthalbhundert Menschen ins Ausland, die dann nach kurzer Abwesenheit wieder in die Heimath zurückkehrten. Der Gewinn, den der Handel abgeworfen, wurde auf den Ackerbau und auf Erweiterung der angestammten Feldungen verwendet; daher dann im höhern Alter ein otium cum dignitate, Ruhe und Wohlstand, daher übrigens auch wie in Gröden, ein paar Menschenalter lang ungeheuer hoher Preis des Bodens. Heirathen mit Ausländerinnen gestattete die Sitte nicht, gänzliches Aufgeben der Heimath verbot die Sehnsucht nach dem Thale. So kehrten sie von ihren Wanderungen immer sicher wieder, legten das feinere Gewand, das sie im Ausland getragen, wieder ab und waren Thälerer wie vorher. Daher auch zu jenen Zeiten, wie in Gröden, wie im Lechthale, wie im Engadein Bauersleute genug, die mit französisch und italienisch renommiren konnten und am Sonntag nach dem Essen das städtische Tarokspiel betrieben. Jetzt, da sich die auswärtigen Eisenhandlungen alle von dem Mutterländchen abgelöst, sind diese ausländischen Züge in der Physiognomie des kleinen Thales wieder lange verwischt. Die jetzigen Verleger sind übrigens feine artige Leute, die manche Reisen gemacht haben und Sprachen sprechen, aber dafür auch ganz als Städter leben.

Was Viehzucht und Ackerbau betrifft, ist der Stubaier unermüdlich und seinen Fleiß überwindet weder Schwierigkeit noch Gefahr. Jedes Plätzchen, das eine Pflege zuläßt, ist benützt; um eine Handvoll Heu klettern die Männer den Ziegen gleich auf die steilsten Schrofen, nicht abgeschreckt durch die drohenden Gefahren der Verstümmelung und des Todes. Die Mähder, die auf den jähen Bergwiesen arbeiten, binden sich mit Stricken zu-

sammen, um sich vor dem Fall zu schützen und die Holzhauer fällen ihre Bäume unbekümmert um den tiefsten Abgrund, von dem ihren Fuß nur unsicheres Gestrüppe trennt. Um eine Spanne Raum zum Ackerbau zu gewinnen, trägt der Bauer die Erde auf dem Rücken an den steilen Abhängen hinauf; spült der Regen dieselbe herab oder verführt sie der Wind, so beginnt er im Frühjahre seine Arbeit von neuem, wenn er auch weiß, daß sie der Herbst wieder zerstört. So kämpft er auch ewig mit dem Wildbache. Wenn ihm dieser seine Felder wegreißt, so hat er zwar nur das traurige Nachsehen, wenn das Wasser sie aber bloß mit Sand und Felsblöcken überschüttet, so geht er ruhig an die Arbeit und räumt die Gries- und Schotterlage geduldig ab. Diese schichtet er in Haufen, gräbt dann die darunterliegende gute Erde aus und wirft sie ebenfalls auf Haufen. In das Loch, das so entsteht, wird der Schotter versenkt und dann die Erde darauf gelegt — eine Mühewaltung, die man das Wenden heißt. Selbst Felder, die das Wasser davon getragen, sind zuweilen wieder hergestellt worden. So hatten die Hofbauern zu Auten schon vor vielen Jahren einmal ihre Aecker alle und einen guten Theil ihrer Wiesen durch eine Ueberschwemmung eingebüßt; nur dürrer Kiesboden war zurückgeblieben. Um diesen wieder ergrünen zu lassen, suchten die Leute an den Bergen herum so viel fruchtbare Erde zusammen, um die öde Fläche zu überdecken. Und wo der Gräuel der Verwüstung Mitleid und Trauer erregt hatte, da sproßten bald nachher wieder schöne Saaten. Die Verheerungen, die der Rutzbach anstiftet, sind übrigens erschrecklich. Was er in den Jahren 1772, 1776 und 1789 gethan, steht noch in düsterm Angedenken. Der Schaden wurde damals auf 400,000 fl. berechnet. Im Jahr 1807 brach ein Unglück herein, welches das Dorf Vulpmes mit völligem Untergang bedrohte. Ein Ungewitter mit

Wolkenbruch, das am dreißigsten August vorüberzog, schmolz nämlich die Schneelawinen, die sich seit mehreren Jahren in der Schlicker Alm ober dem Dorfe angelagert hatten. So wurde das Schlicker Bächlein, sonst ein friedliches Mühlwasser, zum tobenden Strom, wüthete zwölf Tage lang, zerriß dreizehn Brücken und einundzwanzig Gebäude, beschädigte etliche vierzig durch die Felsenstücke, die es an ihre Mauern schleuderte und ließ einen Schaden zurück, der sich auf mehr als 100,000 fl. belief.

In Stubai kommen alle Feldfrüchte vor, wie sie in Nordtirol gebaut werden, außer Mais und Weizen. Aepfel und Birnen gibt's nur zu Telfes am Eingange des Thales, Kirschen noch zu Neustift. Ein anderes Erzeugniß des Thales ist die Stubaier Sulze, welche aus den edelsten Bergkräutern verfertiget wird. Sie gilt als ein treffliches Heilmittel für Brustkrankheiten.

Von Vulpmes steigt man nach Mieders hinauf, das hoch über dem Rutzbache und seinem walddunklen Rinnsal liegt. Es ist der Sitz des Landgerichts und erfreut sich einer Badeanstalt, die von den Innsbruckern etwa eben so für die ihrige angesehen wird, wie die Botzener Ratzes als ihr Leibbad betrachten. Man findet da gemächliche und reinliche Sommerwohnung und im Wirthshaus zur Traube einen guten Tisch. Es ist in den schönen Monaten des Jahres ein sehr heiterer Aufenthalt, denn die Innsbrucker führen keinen Trübsinn aus. Am ersten September 1842, als ich in der Traube zu Mieders anlangte, war die Saison freilich schon vorüber. Man wußte indeß viel zu erzählen von dem vergnügten Leben, das die Badegäste geführt, noch mehr aber von dem Feste, das Tags zuvor in der Nähe stattgefunden hatte, als Erzherzog Stephan, damals in Tirol reisend, den Grundstein legte zur Hauptbrücke an der neuen Straße, welche in den letzten Jahren erbaut worden ist, um den

schlimmen Steig am Schönberg zu umgehen. Es soll der keckste Bogen in Europa werden von 138 Fuß Spannweite. Alle Ohren waren noch voll von dem schmetternden Lauffeuer, das die wälschen Arbeiter, die dabei beschäftigt, durch Verbindung einer Unzahl von Böllern zu Stande gebracht hatten.

Der Name Lisens (urk. *Melusina*) ist rhätisch, Stubai dagegen (urk. *Stupeja*) aus dem römischen Familiennamen Stupejus hervorgegangen, wie Matreium, Matrei, aus Matrejus. Sonst noch in beiden Thälern ziemlich viel romanische Namen, deren zwei Dutzende in der Rhät. Ethnologie S. 192 aufgeführt sind, darunter auch Praxmar, pra de casa major, der Ursitz der in Tirol und Bayern weit verbreiteten Praxmarer. Gleirsch ist übrigens, wie schon Herbsttage S. 251 bemerkt, nicht collures, sondern (val de) glaries, Griesthal, und Tschangelair nicht campo de collura, sondern campo de glaria. Hinzuzufügen wäre noch Pinnes, (val de) pines, Vulpmes, val pinosa? Daß die Serlesspitze in Stubai Sonnenstein heißt, könnte daran erinnern, daß aus lat. sol, soliculus gröbnerisch suredl geworden, dessen Plural suredles jenes Serles erklären möchte.

Vgl. auch das Werk: Stubai, Thal und Gebirg, Land und Leute. Leipzig 1891, zahlreiche Bilder enthaltend.

XIX.

Die Waldrast.

1870.

Da alles auf der Welt vergänglich ist, so nahm auch die heurige Sommerfrische zu Brixlegg ihr Ende. Doch hatte ich noch einige Zeit übrig, die ich im Pusterthal und im Etschland verleben wollte.

Vorerst fuhr ich also nach Innsbruck und kehrte im goldenen Adler ein. Dort kam mir in Erinnerung, daß ich noch nie auf der berühmten Waldrast gewesen, und um dieses alte Versäumniß gut zu machen, ging ich eines Morgens mit zwei Freunden von Innsbruck aus über Wilten, den Berg Isel hinan auf der schönen Landstraße, von deren Rande so herrlich auf die Hauptstadt und das Innthal hinunter zu sehen ist. Nach einer kleinen Stunde steigt rechts ein Sträßchen ins nahe Mittelgebirge hinauf und nach kurzer Zeit finden wir uns auf einer grünen Hochebene, in welcher uns zwei Dörfer wetteifernd erwarten, Mutters und Natters, beide gut gebaut und behaglich. Die Wirthshäuser und die Bauernhöfe sind hier wohnlich eingerichtet für die Sommerfrische, und die Innsbrucker halten daher in der schönen Jahreszeit diese Dörfer immer mit vielen Familien besetzt.

Diesesmal sprachen wir erstlich in Mutters zu und setzten dann unsern Gang ins Stubaierthal fort, einen unbeschwerlichen, reizenden Pfad, der lange durch einen lichten Lärchenwald geht. Am Wege liegen nur einige Häuser, welche einen Weiler bilden, der Greut genannt wird.

Hier war vor wenigen Tagen ein Lindwurm gesehen worden. Wir haben schon anderswo erwähnt, daß die Sage von diesem Thiere in den Alpen noch immer lebendig ist. In den bayerischen Gegenden heißt es der Tatzelwurm, und der Forstwart von Rupolding will schon einmal einen solchen gesehen, der Wirth von Zell am Miesenbach auch einen erschlagen haben. Hier in Greut sahen vorübergehende Bauern einen großen Wurm aus einem Stadel herausgucken, dessen Schwanz weit über die andere Seite des Gebäudes reichte. Sie liefen athemlos ins nächste Dorf, nach Telfes, und sammelten die Kühnsten, welche sich bewaffneten und das Ungethüm aufsuchten, aber es nicht mehr fanden. Zwei Metzger, die zu anderer Zeit vorbeigingen, erblickten, durch ihren Hund aufmerksam gemacht, den Drachen ebenfalls, wie er seine drei Köpfe höchst bedrohlich unter dem Stadel hervorstreckte. Obgleich sonst beherzte Männer, ergriffen sie gleichwohl mit ihrem Hunde die Flucht. Von Telfes aus wurden dann mehrere Kriegszüge gegen diesen Lindwurm unternommen, allein er ließ sich nicht mehr sehen. Was es eigentlich gewesen, kam nicht an den Tag.

In Telfes traten wir in eine alterthümlich ausgetäfelte Wirthsstube, in welcher aber außer schlechtem Wein kein Labsal zu finden war. Wir setzten daher unseren Wanderstab bald wieder fort, nach Vulpmes, dem nächsten Dorfe, welches wegen seiner Eisenwerke einigen Ruhm genießt und auch im Auslande bekannt ist. Hier steht ein großes schönes Gasthaus am Wege, das dem Herrn Karl Pfurtscheller gehört, welcher aus einer Familie stammt, die, wie es scheint, sehr kunstliebend ist. Wir

wollen keinen besonderen Werth darauf legen, daß in der Bauernstube zu ebener Erde noch die Groschenbilder aus den Befreiungskriegen, die sonst so selten geworden, an den Wänden hängen, die Schlacht am Montmartre, der Einzug der verbündeten Monarchen in Paris u. dgl.; aber auf den großen Saal im obern Stocke machen wir gerne aufmerksam, auf den Saal, der reich und voll mit patriotischen Bildern geziert ist, colorirten sowohl als Kupferstichen und Lithographien. Da finden sich Ansichten von Landschaften, Darstellungen von Tiroler-Trachten, Schützenfesten, kriegerischen Ausmärschen, Heldenthaten, die Porträte der Männer aus dem Jahre 1809, die berühmtesten Feldherren des Kaiserstaates und allerlei andere anziehende Werke der Kunst. Ich war lange beschäftigt, alle diese Schaustücke zu betrachten und fand es wirklich recht erquickend, dem heiligen Josef und der heiligen Filumena, der heiligen Katharina, Barbara, Crescentia u. A., die uns in Tirol überall so aufdringlich begleiten, endlich einmal auf ein Stündlein ausgekommen zu sein.

Außer den Bildern war aber fast nichts zu genießen, als der Wein. Wir hätten uns wohl noch etwas mehr gewünscht, allein frisches Fleisch war nicht vorräthig und ein Fisch nicht zu haben, weil der Fischer fortgegangen und den Schlüssel zum G'halter Niemand wußte. Das Brod war alt, der Käse steinhart. Ersteres kommt alles von Innsbruck, da in Vulpmes sich noch kein Bäcker niedergelassen, und zwar nur zweimal in der Woche, so daß es die meiste Zeit altbacken ist. Der Zug der Reisenden berührt diese Thalseite nur wenig. Es ist, sagte die Kellnerin, nicht der Mühe werth, sich einzurichten. Indessen, wenn uns Herr Karl Pfurtscheller, zugleich auch Eisen- und Geschmeidewaarenhandlung, ein junger gebildeter Mann, wenn er uns auch durch seine Küche nicht zu ergötzen wußte, so that er doch sonst für unsere

Unterhaltung und Belehrung, was in seinen Kräften stand. Er führte uns freundlich in seinen Werkstätten herum, die mir vor achtundzwanzig Jahren sein Vater gezeigt, und gab uns alle gewünschten Aufschlüsse. Die Arbeit wird von Männern und Weibern, Buben und Mädchen betrieben, gewährt einen hübschen Ertrag, bringt aber nur ganz ordinäre Waare hervor, Messer, Gabeln und Löffeln zu den billigsten Preisen.

Hammerschmieden sind bekannt von innen und außen, und verdienen kaum näher beschrieben zu werden. Wer Schillers Gang zum Eisenhammer kennt — und wer sollte es nicht? — hat schon den besten Theil der poetischen Motive vorweg. Daß das Wasser braust, die Räder knarren, die Schlote rauchen, die Hämmer „pumpern" — wer wüßte es nicht?

Es sind zwei Firmen, die jetzt des Thales Wohlstand und überhaupt den ganzen Eisenhandel repräsentieren, Pfurtscheller, die wir schon genannt, und von Hellrigl. Letztere hat dem Betrieb einen neuen Schwung gegeben, seitdem sie aus einem Stück gepreßte und silberblank verzinnte Küchengeräthe herzustellen begann.

Nunmehr hätten wir eigentlich nach Mieders gehen sollen, weil dieß der Hauptort des Thales, Sitz eines Bezirksgerichtes und vielleicht auch noch anderer Behörden, sowie eines vielbesuchten Bades ist. Allein es war leicht auszurechnen, daß dann die Waldrast an jenem Tage nicht mehr zu erreichen sein würde, und da wir diesen Zweck höher stellten, so ließen wir die Stubaier Hauptstadt dießmal unbesucht, gingen bei Vulpmes über den Bach und alsbald den Wald hinauf. Damit war denn das Stubaierthal durchschritten. Es näher zu beschreiben, wollen wir lieber unterlassen — grüne Thalflur, ragende Hörner, nahe Gletscher — der Leser mag sich die Scene jetzt selbst weiter ausmalen oder auch das vortreffliche Buch über „Die Stubaier Gebirgs-

gruppe" zur Hand nehmen, welches die Herren Barth und Pfaundler zu Innsbruck 1865 herausgegeben haben.

Die Geschichte des Thales scheint sehr still verlaufen zu sein. Schlösser und Burgen sind da nie gestanden, also auch keine romantischen Trümmer übergeblieben. Die wenigen Merkwürdigkeiten finden sich nicht auf weltlichem, sondern auf geistlichem Gebiete. Tinkhauser erzählt z. B. von einem Schwärmer, Paul Lederer, welcher behauptete, aus übersinnlicher Eingebung Gebete zu wissen, die so kräftig seien, daß sie auch bei lasterhaftem Lebenswandel vor der Verdammniß schützten. Dieses neue und angenehme Dogma hatte sich bei den Stubaier Bonvivants der damaligen Zeit großen Beifalls zu erfreuen. Paul Lederer fand bald mehrere Anhänger, wurde aber, da er trotz der Ermahnungen des Seelsorgers von seiner Lehre nicht lassen wollte, gefänglich eingezogen. In der Haft versprach er Besserung; aber als er wieder freigelassen war, fing er abermals zu predigen an, wurde dann des Landes verwiesen und als er sich gleichwohl wieder auf tirolischem Boden ertappen ließ, im Jahre 1621 zu Innsbruck enthauptet.

Also hinauf zur Waldrast. Der Weg ist nicht unbequem, aber lang, fast langweilig. Die Zacken der ungeheuren Serlesspitze, die auch Sonnenstein genannt wird, erheben sich nachbarlich in den Abendhimmel. Sie hatten wir immer zur Rechten auf unserem ganzen Wege.

Wir schritten fort und fort — allmälig dämmerte es, wobei die Zacken wundervoll im Abendscheine glänzten; dann wurde es finster. Der Weg, bei Tage gewiß nicht zu verfehlen, gab in der Dunkelheit gleichwohl zu einigen Bedenken Anlaß. Doch fanden wir uns glücklich zurecht, waren aber ganz zufrieden, als wir in schwarzer Nacht die Höhe erreicht hatten. Dort steht als Wahrzeichen eine kleine Capelle, die wir dankbar begrüßten, denn jetzt schien das Ziel nicht mehr weit zu sein. Als-

bald sahen wir auch in nicht großer Ferne ein Licht schimmern. Es ging wieder abwärts und aus der Finsterniß trat allmälig zur Linken eine ansehnliche Kirche, zur Rechten ein ansehnliches Wirthshaus. Erstere zu besuchen, sparten wir auf den nächsten Morgen, in letzteres traten wir sogleich freudig ein, fanden zwar keine Gäste, die wir auch nicht vermißten, aber auf dem Herde ein flackerndes Feuer und lauter freundliche Menschen darum her, nämlich den Servitenpater Anton, Marie, die Schaffnerin, und mehrere muntere Dienstboten.

Ach, wie schön war dieser Empfang, zumal da uns Marie alsbald Forellen nnd Schweinebraten versprach, sozusagen die erste Nahrung an diesem Tage. Auch Kartoffeln mit frischer Butter wurden gereicht, und neben eiskaltem, bergfrischem Wasser ein edler Wein, der zuletzt in einen trefflichen Glühwein überging. Nur etwas wärmer hätte die große Stube sein können, allein den Ofen zu heizen, schien noch nicht an der Jahreszeit. Während wir in bester Stimmung schmausten, setzte sich Herr Anton, der Servitenpater, zu uns; später auch, nachdem alle Pflichten in der Küche erfüllt waren, Marie, die Schaffnerin, welche zu Matrei zu Hause ist, ein zierliches, stilles, fast melancholisches Wesen. Sie zeigt, wie leicht aus der tirolischen Weiblichkeit ohne Erziehungs-Institute und Bildungsreisen angenehme Erscheinungen hervorgehen. Die Herren Serviten von Innsbruck dünkten mir aber in der Auswahl ihrer Vertrauens-Personen fast noch glücklicher als die Herren Benedictiner von Fiecht. Wir plauderten fort bis um elf Uhr und suchten dann reichlich gelabt die guten Betten auf.

Vor dem Winter zieht Pater Anton nach Innsbruck, Marie nach Matrei, und dann bleiben auf dieser Waldrast, welche 5100 Fuß über dem Meere liegt, nur drei Menschen — der Curat, sein Koch und der Knecht im

Wirthshause. Dieser geht alle acht Tage mit Schneereifen, zuweilen allein, zuweilen mit einem Maulesel, den gefährlichen Weg nach Matrei hinunter, um die Lebensmittel für die nächste Woche herauf zu holen. An Werktagen sind die drei Einsiedler meist sich selbst überlassen und mögen sehen, wie sie ihre Zeit miteinander hinbringen — an Sonn- und Feiertagen aber fehlt es bei trockener Witterung selten an Besuch. Die Landleute aus der Nachbarschaft scheuen nämlich auch im Winter den rauhen Weg nicht, wenn das Herz sie drängt, auf der Waldrast ihr Gebet zu verrichten. In der That ist dieser Ort auch der christlichen Andacht von jeher lieb und theuer gewesen. Das Marienbild, eine fünfundzwanzig Zoll hohe Statue von Lärchenholz, soll zuerst in einem Baum gewachsen, von frommen Hirten am Ostersamstag 1407 entdeckt und in der Kirche zu Matrei aufgestellt worden sein. Später sah ein armer Holzhacker im Traume eine hohe Frau in weißem Kleide mit dem Kindlein auf dem Arme, welche ihm bedeutete, daß er für das Bild eine Capelle auf dem Serlesberg erbauen solle. Die Capelle erstand und wurde bald eine blühende Wallfahrt. Erzherzog Leopold stiftete hier 1621 ein Kloster, das seine Tante Anna Catharina, die Erzherzogin, welche die Serviten aus Italien nach Innsbruck verpflanzt hatte, diesem Orden übergab. Von da an blieb es die Hof- und Leibwallfahrt der hohen Herrschaften zu Innsbruck. Der Cardinal Andreas von Oesterreich verehrte dahin zwei silberne Leuchter, die Prinzessin Maria, als sie ins Kloster ging, ihr goldgelbes Haar; Claudia von Medicis schenkte ihren prachtvollen Brautrock zu einem Meßgewand, ihr Gemahl ein Tabernakel, in welchem das Wallfahrtsbild aufgestellt wurde; Erzherzog Sigmund Franz sein silbernes Brustbild u. s. w. Noch Maria Theresia begabte den heiligen Ort mit reichen Spenden.

Ohne Rücksicht auf so viele fürstliche Aufmerksamkeiten hat aber Kaiser Josef II. die Wallfahrt 1785 gleichwohl aufgehoben. Die Weihgeschenke wurden verkauft, das Gnadenbild in die Kirche nach Mieders versetzt und die Gebäude abgebrochen, damit sie nicht liederlichem Gesindel Obdach bieten sollten. Uebrigens glaubten, wie Tinkhauser sagt, selbst fromme und gutgesinnte Männer, daß die Aufhebung der Wallfahrt wegen der vielen Mißbräuche, die sich eingeschlichen, nothwendig gewesen sei. Aber das Volk ging noch immer hinauf zur Waldrast, obgleich das Bild unten zu Mieders im Exile war.

Nach sechzig langen Jahren kamen auch die Serviten von Innsbruck wieder auf den Berg, betrachteten sich die Stelle und fanden, daß da gut wohnen sei. Fromme Gaben waren bald zur Hand und so stellten sie die Kirche wieder her, und trugen im Jahre 1846 das Gnadenbild wieder von Mieders nach der Waldrast. Es war ein Freudentag für die ganze Gegend; mehrere tausende von Andächtigen begleiteten den feierlichen Zug.

Es ist bekannt, daß der Jesuit Balde eine etwas schwulstige Ode auf die Waldrast (Silva quietis) gedichtet, und daß Herder diese übersetzt hat.

Die jetzige Kirche ist einfach; auch die Votivtafeln sind nicht sehr zahlreich. Nebenan steht die bescheidene Wohnung des Curaten und an diese stößt eine Ruine — einst ein Flügel des Gebäudes, welches unter Josef II. niedergerissen wurde. Uebrigens sollte man glauben, ein Ort, der so viel gefeiert, verehrt nnd besungen worden, müßte auch sonst durch seine Lage, durch eine schöne Aussicht, durch irgend etwas Besonderes vor anderen hervorragen, allein dem ist nicht also. Das Heiligthum liegt einsam auf einer grasigen Halde, zwischen Fichtenwald und Alpenmatten. Sein einziger Schmuck ist die Serlesspitze, die in kahler Erhabenheit über ihm aufragt; sonst ist eigentlich nichts zu erschauen. Der

Blick geht weder in das Stubaierthal hinab, noch ins Wippthal oder in die Schlünde der Sill. So kann man immerhin sagen: auf der Waldrast sieht man zwar nichts, doch verdient sie gesehen zu werden.

Der Weg nach Matrei hinunter ist viel kürzer, auch unterhaltender als der andere, der aus dem Stubai heraufführt. In einer Stunde hatten wir jenen freundlichen Marktflecken erreicht und kehrten in der Rose ein, wo ich zu meiner großen Freude den freundlichen Wirth wieder fand, der Anno Zweiundvierzig mit mir auf der Duxer Kirchweih gewesen.

Pfurtscheller kömmt von forcella, Gabel, Bergjoch.

Es darf hier wohl festgestellt werden, daß die S. 295 geschilderten Zustände zu Vulpmes sich inzwischen wesentlich zum Besseren geändert haben.

XX.

Das Lechthal.

1842.

Wir wandern jetzt den Lechrain hinauf über Steingaden, das welfische Münster, und sehen zur Rechten die Stadt Füßen liegen, gekrönt von einer ehemaligen Veste der Bischöfe von Augsburg. Zur Linken steht auf waldiger Felsenecke die Burg von Hohenschwangau, wie ein goldner Pokal auf grünsammtnem Credenztische. Der Pilger eilt sehnsüchtig in das Schloß so voll von Wundern, wo die deutschen Sagen farbig von allen Wänden leuchten. Davor fluthet der liebliche Schwansee, wo die poetischen Vögel hochfährtig auf und abrudern, und drinnen in dem düsterschönen Winkel des Gebirges glänzt der blaue Alpsee. Weiter oben im Hochwald fällt die Pöllat von rothem Felsenkamme in ihre Zauberschale, und nahe dabei ragen die Ruinen von alt Schwangau aus dem Fichtendunkel, weithin sehend über die Ebene und auf ferne, längst gebrochene Burgen. Wenn wir alles dieß betrachtet, ziehen wir nach Füßen, dem schmucken Städtchen, das mit Mauern und Thürmen eingefangen am Lechstrom liegt, eigentlich noch im Flachlande — aber gleich dahinter erheben sich in ansehnlicher Mächtigkeit die rhätischen Alpen.

Wenige hundert Schritte oberhalb Füßen führt die Straße am Lechfall vorbei. Der junge Strom aus Tirol kommt voller Eile ganz blau daher nnd stürzt sich lilienweiß in den tiefen Kessel. Drunten treibt er sich hellgrün herum, und fluthet in langsamen Wirbeln wieder fort. Die Einfassung bilden zu beiden Seiten steile Felsenschöpfe. Auf dem diesseitigen steht ein eisernes Kreuz zur Erinnerung, daß hier einst St. Magnus über den tosenden Sturz gesetzt, um sich vor heidnischen Verfolgern zu retten. Denselben Sprung soll etliche Jahrhunderte früher Julius Cäsar zu Pferde gewagt haben.

Bald darauf steht man an der Gränze von Bayern und Tirol, die das weiße Haus oder die österreichische Zollstätte bewacht. Eine Palisadenwehr zieht von der nahen Bergwand quer herunter zum Lech und schließt das Thal ab.

Wenn man aus diesem Gehöfte tritt, fängt es schon etwas zu älpeln an. Der Lech, ungemein frisch und munter, schlingt seine blauen Arme um die zahlreichen Sandbänke, mit denen sein Bett eingelegt ist. Anfangs füllen Straße, schmaler Rain und Fluß das Thal aus, von welchem waldige Halden schroff in die Höhe steigen — allmälig aber öffnet sich ein erquickender Einblick in das innere Gelände, das uns in heiterer Bergpracht willkommen heißt. Die Kirche von Vils erhebt sich aus dem Tannengebüsche und verräth den Ort, wo das kleinste Städtchen Tirols mit kaum sechshundert Einwohnern sich geschämig verbirgt. Weite Wiesbreiten füllen den Thalgrund, heimliche gebirglerische Wohnhäuser stehen am Wege, von den Halden tönen Herdenglocken und von den Berghöhen locken grüne Alpenweiden. Die blau und weißen, die gelb und schwarzen Gränzpfähle, an denen wir vorübergegangen, scheiden auch in manchen Stücken Sitte, Tracht und Sprache um so mehr, weil sie auch Gebirg und Ebene scheiden. Treten wir zu

Binswang ins Wirthshaus, so ist zu vernehmen, daß wir zu Füßen das letzte Bier getrunken, wenigstens das letzte gute, und uns fürderhin sicherer an den Wein halten werden. Auch ihrem Brode wissen die Binswanger schon andere Formen zu geben als die Füßner. Die Tracht zeigt sich zumal verändert an den Häuptern des Frauengeschlechts. Jetzt tritt nämlich der tirolische Gebrauch ein, die Haare zu scheiteln, rückwärts in zwei Zöpfe zu flechten und die Zöpfe als zierlichen Rahmen des Antlitzes über dem Vorderhaupte aufzunesteln. Diese Weise läßt sehr schön, wenn ein schöner Mädchenkopf mit schönen Flechten gesegnet ist. Auch die Sprache wird bald rauher, zumal in den Kehllauten. Schönes Wetter und schöne Mädchen und alles, was schön ist, heißt von jetzt an „fein." Fein und unfein sind Lieblingswörter der Tiroler.

Reute ist ein großer ansehnlicher Flecken, reichlich versehen mit stadtmäßigen Häusern. Er scheint ziemlich spät entstanden zu sein, denn die erste urkundliche Erwähnung fällt ins Jahr 1441. Seit Hohenschwangau wieder ein Wallfahrtsort geworden, ist auch Reute während der schönen Jahreszeit mit Fremden angefüllt. Die große Tour aller Hochzeitreisenden aus Schwaben geht seit mehreren Jahren über München nach Salzburg und von da über Innsbruck nach Hohenschwangau. Dabei fährt man ungern am Posthause in Reute vorüber, wo es, wie weit und breit bekannt, einen hochgeschätzten Wein und überlegene Forellen gibt. Auch solche, die im Flachlande draußen alt geworden und auf ihrem Lebensgange wenigstens einmal einen Blick ins Hochland zu thun wünschen, sammeln sich gern in diesem Flecken, dessen vorgeschobene Lage den Besuch so bequem macht. Ueberdieß lockt die Freundlichkeit des Ortes selbst, die Trefflichkeit der Verpflegung und die Schönheit der Gegend, die in den Niederungen so mild, in der Höhe so groß erscheint. Auch ist am ganzen Saum

des Gebirges wohl schwerlich ein Ort zu treffen, von welchem aus schönere und bedeutsamere Lustfahrten anzustellen wären. Den Lech hinab zieht Füßen und Hohenschwangau; links im kleinen Seitenthal winkt das schon genannte Vils mit dem sehenswerthen Thurm von Vilseck, welchen schauerliche Sagen umflüstern, und mit der stolzen Ruine Falkenstein, die auf hohem Felsengrate weit hinaus ins Flachland sieht. Dicht bei Reute liegt das viel ältere Breitenwang, in dessen Kirche noch jetzt der Marktflecken eingepfarrt ist. Dieß ist das Dorf, wo im Jahre 1137 auf der Heimfahrt aus Wälschland Kaiser Lothar der Sachse starb. Noch wird das Häuschen gezeigt, in dem der hohe Herr seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Jetzt ist es wieder neu gebaut, doch hat man von der alten Hütte wenigstens etliche Balkentrümmer aufbewahrt, welche die Raritätenliebhaber wohl bald als Splitter in die weite Welt verführt haben werden. Immerhin geht kein Wanderer vorbei, ohne in die Räume zu treten, wo am dritten Christmond jenes Jahres die Kaiserin Richenza, Herzog Heinrich der Stolze von Bayern, die Herzoge von Franken und Kärnten, Erzbischof Konrad von Magdeburg und der Bischof von Regensburg sammt andern Fürsten, Herren und Aebten den sterbenden Kaiser umstanden. Auf dem Schlosse zu Hohenschwangau ist die Begebenheit in einem schönen Gemälde vergegenwärtigt.

Von Breitenwang ist eine Viertelstunde zu den schönen Fällen des Stuibenbaches, der aus dem Plansee kommt, der Plansee selbst aber ist ein Bild voll reizender Bergeinsamkeit. Dort findet sich am linken Gestade eine Quelle, die das Kaiserbrünnlein heißt, weil sich Ludwig der Bayer öfter daran gelabt haben soll, als er von seiner Stiftung zu Ettal aus in diesen Gegenden zu jagen ging. Auch Kaiser Max lag dort sehr oft dem edlen Waidwerk ob.

Ferner führt gegen Süden eine Heerstraße ins obere Innthal, zuerst zur alten Bergveste Ehrenberg, welche jetzt zerstört ist. Der Schloßhauptmann, der in der Veste saß, war in früheren Zeiten der Landvogt über das ganze Lechthal und wurde dieses auch bis in unser Jahrhundert herein die Herrschaft Ehrenberg genannt. Dieses Gebiet brachte übrigens Meinhard II. an die Grafschaft Tirol, als er 1259 zu München Elisabeth, Konradins Mutter, heirathete, welche es von ihrem ersten Gemahl, Konrad IV. von Hohenstaufen, als Wiederlage erhalten hatte. Es ging später als Pfandschaft durch verschiedene Hände, bis es 1523 der Landesfürst, Erzherzog Ferdinand, seinem Günstling Don Gabriel Salamanca, als Heirathsgut seiner Braut, der Gräfin Elisabeth von Eberstein, verlieh. Aber der habsüchtige bodenlos verhaßte Spanier mußte sich schon im unruhigen Jahre 1525 vor der Volkswuth aus den Lande flüchten und so fiel die Herrschaft wieder dem Landesfürsten zu.

In den folgenden Zeiten wird die Veste Ehrenberg sehr oft genannt und deßwegen hat in unsern Tagen Pater Justinian Ladurner auch ihre Geschichte geschrieben. Sebastian Schertlin von Burtenbach, der Bundeshauptmann der Schmalkaldner, nahm sie 1546 zwar im ersten Anlauf, allein da er schon Tags darauf mit seinem Kriegsvolk nach Ulm hinunter gerufen wurde, so ging die leichte Eroberung auch bald wieder verloren. Als Moritz von Sachsen sechs Jahre später seine bekannte Razzia über Füßen nach Innsbruck unternahm, um Karl V. abzufangen, zog er an dem Schlosse vorüber, ohne ihm ein Leid zu thun. Als er in Innsbruck erfahren, daß ihm der Kaiser bereits über den Brenner entwischt, fuhr er auf dem Inn nach Passau, seine Landsknechte aber schickte er unter Führung des Herzogs von Mecklenburg und des Landgrafen von Hessen wieder über den Fern zurück, wobei dieselben nach damaliger

Weise alles mit Mord und Brand verwüsteten und ein entsetzliches Elend hinter sich ließen. Im dreißigjährigen Krieg 1632 kam Herzog Bernhard von Weimar heran, besetzte das nahe Reute und beschoß die Veste; allein die Besatzung, durch die Anwesenheit des Landesherrn, Erzherzogs Leopold, angefeuert, wehrte sich muthig und zwang den Feind, wieder abzuziehen. — Als Kurfürst Max Emanuel 1703 seinen Feldzug nach Tirol unternommen und die Landeshauptstadt glücklich erreicht hatte, sandte er auch einen Heerhaufen über den Fern heraus, um Ehrenberg zu nehmen. Dieß gelang auch, obwohl erst nach scharfer Beschießung. Nachdem aber der Kurfürst das Land wieder geräumt hatte, war auch Ehrenberg nicht mehr lange zu halten. Der bayerische Commandant, Freiherr von Haydon, wurde, weil er die Festung zu frühe übergeben habe, bald darauf zu Mittenwald enthauptet.

Im Jahre 1717 lagerte sich ein schweres Geheimniß in die Burg, welches bis heute noch nicht enträthselt ist. Damals nämlich wurden mehrere vornehme Personen als Gefangene dort eingebracht und die Festung sofort mit solcher Strenge bewacht, daß niemand mehr hinein und niemand mehr hinaus gelassen wurde. Dieser Zustand dauerte einige Monate, aber Name und Stand der Gefangenen ist nie offenbar geworden. Später wollte man erfahren haben, einer derselben sei der Sohn des Czaren Peter I. von Rußland gewesen.

Bald darauf ging man daran, die Stärke der Festung bedeutend zu erhöhen, ließ große Bauten ausführen und verwendete nach des Volkes Sage drei Millionen Gulden hinein. In dieser erneuerten Herrlichkeit war sie einige Jahrzehente gestanden, als Kaiser Josef II., der in Tirol alle diese kleinen Klausen und Gränzvesten aufhob, den ganzen Bau verkaufen ließ. Für das Schloß wurden 1783 siebenzehnhundert Gulden erlöst und dasselbe sofort bis

auf die nackten Mauern niedergerissen. Jetzt mahnen nur noch die schweigsamen Trümmer an die lauten Tage, die einst hier vorübergegangen.

Durch die Ehrenberger Klause geht die Straße in das Alpenthal von Leermoos, aus dem sich die riesige Wand des Wettersteins erhebt, und zuletzt über den prächtigen Fernpaß mit seinen düstern Seen und dem malerischen Gemäuer von Sigmundsburg, das jetzt so geisterhaft auf seinem einsamen Felseneiland trauert. Der Fern ist hier die alte Landmark zwischen den Leuten in motanis, die mit der Zeit sich nach dem Schloß im Etschlande Tiroler nannten, und den Bewohnern des Lechthales. Noch heutzutage sagen die Ehrenberger, wenn sie über den Fern reisen: wir gehen ins Tirol, und ebenso haben die Innthaler, wenigstens in früheren Zeiten, von der Gegend um Reute immer so gesprochen, als läge sie in Schwaben. Gleichwohl ist der Fernpaß keine strenge Stammesscheide, denn auch die Oberinnthaler in den Gerichten Telfs, Silz und Imst und die weiter oben um Landeck, im Stanzerthale und gegen Mals hinauf scheinen vollbürtige Schwaben zu sein, die muthmaßlich gerade über den Fern hinüber ihren Weg in jene Gegenden gefunden haben.

Eine andere Hochlandsfahrt läßt sich von Reute aus unternehmen ins Tannheimer Thal. Es ist dieß eine idyllische, etwa vier Stunden lange Landschaft, voll schöner Wiesen und anmuthiger Dörfchen, auch mit einem kleinen See geziert. Die Landstraße zieht mitten durch, muß aber, um in diese Höhe zu gelangen, bei der Gacht lang und mühselig emporklimmen und steigt dann, wenn das Thal zu Ende ist, gegen den bayerischen Flecken Sonthofen zu wieder eben so tief hinab. Das Tannheimer Thal gilt in der Gegend als eine landschaftliche Liebenswürdigkeit, zu deren Besuch der Einheimische den fremden Reisenden unabläßig aufzufordern pflegt.

Zumal wird dann auch der Bergweg über die Aschauer Alpen mit in Vorschlag gebracht, wo der rüstige Wanderer bei gutem Wetter herrliche Augenfreuden und nebenbei auch manche kleine Unterhaltung in den Sennhütten erleben kann. Bequemer ist es allerdings durch den wilden, ehedem befestigten Paß der Gacht hinaufzusteigen, durch denselben, den ich einmal mit etlichen Herren von Reute hinaufstieg, um ins Nesselwängle zu einer Hochzeit zu gehen. Diese wurde übrigens gefeiert zwischen einem braven Handelsmann, der lange in einem angesehenen Hause des Bregenzerwaldes gearbeitet hatte, und einer vermöglichen Tochter des Dorfes, die viel Anstand und Bildung zeigte. An Gästen fehlte es nicht — waren doch solche aus dem Bregenzerwald herbeigekommen und Geistlichkeit wie Beamtenschaft des Bezirks reichlich vertreten. Der Luxus des Tafelzeugs, die leckern Speisen und die feurigen Weine erlaubten nicht daran zu denken, daß man in einem Thal bei armen Hirten weile, während der fröhliche Tanz nach dem Mahle kaum vermuthen ließ, daß man schon in jenem Tirol sei, wo, wie bekannt, jetzt sogar bei den Hochzeiten jede solche Kurzweil abgestellt ist.

Ehe wir von Reute hinauf ins Lechthal wandern, wollen wir den Reutenern noch das Lob nachrufen, daß sie, an eine der Pforten ihres Vaterlandes gestellt, alles aufbieten, um dem Wanderer beim Eintritt ein einnehmendes Bild von dem freundlichen Wesen der Tiroler beizubringen. Hier weiß man nichts von der deutschen Vornehmigkeit, die immer eines zweiten Menschen bedarf, um mit einem dritten bekannt zu werden. Den Gebrauch sich vorstellen zu lassen, nehmen die Tiroler erst allmälig in den besuchtern Orten an. Durchschnittlich fährt man am besten, jeden Unbekannten wie einen alten Freund zu behandeln. Es ist nirgends leichter Bekanntschaften zu machen als in diesen Gebirgen.

Allerdings ist das wohlwollende Entgegenkommen von Seite der Eingebornen zum Theil auch der Neugierde zuzuschreiben, welche die gebildeten Stände ebenso kitzelt wie den Bauer. Die ersten Fragen gehen daher gewöhnlich über die Richtung der Reise, die damit verbundenen Zwecke, worauf dann die Untersuchungen der Person des Fremden immer näher rücken, die Fragen immer verfänglicher werden, bis er zuletzt zum Geständniß getrieben seinen Namen und seinen Stand, allenfalls auch den seiner Eltern und Geschwister und nächsten Blutsverwandten einbekennt. Wer sich in längerer Erfahrung überzeugt hat, daß alle Ausflüchte nichts helfen, wird einsehen, daß es viel besser ist, bei der ersten scharfen Frage gleich offen und redlich herauszugehen und sich mit den freundlichen Forschern ungefähr in ähnlicher Weise abzufinden, wie weiland Franklin mit seinen Landsleuten. Da das Land von Jahr zu Jahr mehr bereist wird und die Einheimischen sich den Fremden, wenn sie es werth sind, gerne verbindlich zeigen, so ist das Streben, über deren Persönlichkeit ins Reine zu kommen, gewiß sehr erklärlich, und es soll daher hier nur erwähnt, nicht getadelt werden. Bei den Landleuten ist's freilich in der Regel nur ein naiver Vorwitz ohne alle Hintergedanken. In Vorarlberg läuft der Bauer, wenn er mitten im Acker arbeitet, an den Saum heraus um zu fragen: wo kommen die Herren her? und kehrt dann, wenn er's erfahren, wieder neu gestärkt zu seiner Pflicht zurück. Der bajuvarische Nordtiroler, zumal der Innthaler, ist weniger untersucherisch, und gleicht darin dem bayerischen Bauern, der in seiner tiefen Gemüthsruhe durch solche Neugier sich auch nur selten aufregen läßt. Der deutsche Südtiroler dagegen steht in diesem Stücke dem Vorarlberger am nächsten. Es dürfte schwer sein, eine Unterredung mit ihm abzuschließen, ohne daß er nach eingeholtem Verlaub die

Frage gestellt: wo bleiben Sie zu Haus? oder schlechtweg: wo bleiben Sie? das heißt: wo sind Sie seßhaft? wo ist ihre Heimath?

Nun also ins Lechthal. Nach den natürlichen Grenzen möchte man diesen Namen wohl auf all das Thalgelände legen, welches der Lech von seinem Ursprunge bis zum Sturz bei Füßen, wo er ins Flachland tritt, bespült, allein der landesübliche Sprachgebrauch läßt das Lechthal nur vom Tannberg bis Weißenbach reichen, also erst auf tirolischem Boden anfangen und zwei Stunden ober Reute aufhören. Wenn man aber von den reichen Lechthalern spricht, meint man gar nur die Einwohner der zwei innern Dörfer Elbigenalp und Holzgau.

Die Gegend bis Weißenbach nimmt noch Theil an den Reizen der Landschaft von Reute. Nachher wird das Thal öde und einförmig. Der Strom rinnt zwischen hohen Bergreihen daher durch niederes Fichtengebüsch und unfruchtbares Haideland. Zwei ärmliche Dörfchen stehen in weiten Zwischenräumen am Wege. Erst bei Elmen, drei starke Stunden ober Weißenbach, wird die Thalebene offener, weiter und schöner. Von Stanzach nach Elmen gehend, sieht man rechts in ein Thal hinein, das der gemsenreiche Hochvogel schließt, 8100 Wiener Fuß über das Meer emporsteigend, die höchste Spitze in den allgäuischen Bergen. Von den Stanzachern ist zu erwähnen, daß sie ganz und gar das städtische Sommerfrischwesen angenommen haben und während der heißen Jahreszeit auf der Alpe Fallerschein im Namleser Thale ziehen, wo ihnen in lieblicher Kühle des Hochgebirges zur bequemen Aufnahme achtundvierzig Sennhütten bereitet sind. Nur einige Wächter bleiben dann unten im Dorfe zurück und etliche mit zu vielen Kindern gesegnete Weiber.

Bald ober Elmen, nämlich bei Heselgehr, beginnt die Häuserpracht des Lechthals. Hier oben also in der

Alpenhöhe liegen auf beiden Ufern des schnellen Baches Elbigenalp und Holzgau, Dörfer, von denen bis jetzt die wenigsten Touristen erzählt haben — Dörfer oder besser Städte, wo unbemerkt von der Welt, durch seltene Betriebsamkeit und seltenes Glück märchenhafte Reichthümer zusammengebracht worden und Familien entstanden sind, die halbe Millionen besaßen. Diesen obern Lechthalern hat nämlich die Natur ein eigenes Talent für den Schnittwaarenhandel verliehen, und darauf vertrauend gingen sie, oft ohne lesen oder schreiben zu können, dem Lauf der Wasser nach, kamen am Rhein hinunter bis Holland und fuhren bis Neu-York, thaten sich überall hervor, errichteten überall ihre Lager, erwarben Hunderttausende, und kehrten ehemals mit den Ducatensäcken, wie die reichen Gröbner und die Engadeiner, wieder ins grüne Wiesenthal zurück, um dort ihre alten Tage zu verleben und auf dem Friedhofe der Heimath bei ihren Vätern einzugehen in die ewige Ruhe. So entstanden weit hinten im Gebirge auf grünen, offenen Fluren, zu denen der Zugang durch unscheinbare Alpendörfchen führt, jene prächtigen Häuser, jene stattlichen Gassen, die dem Fremden, der da nichts mehr als Sennhütten erwartet, so überraschend entgegentreten. Nach landesüblichem Gebrauche spricht man nur von Elbigenalp und Holzgau, aber dieses sind Gesammtnamen für eine Unzahl kleinerer oder größerer Häuserhaufen, die rasch aufeinanderfolgend unter den Einheimischen wieder wie die Gassen einer Stadt alle ihre eigenen Namen führen. Die Zahl der Insassen mag etwa dritthalbtausend Seelen betragen, welche in sechshundert Häusern wohnen. In etlichen wenigen walten noch die alten reichen Herren, die beim Abendtrunk von Neu-York und Baltimore erzählen, wo sie ihre Lehrjahre zugebracht, und dabei gelegentlich holländisch, französisch und englisch sprechen. Sie sind ein

Bild vergangener Tage, denn die Herrlichkeit der Lechthaler ist im Abnehmen. Die jüngern Söhne, die in den Niederlanden oder jenseits des Oceans zu eigenem Hauswesen gekommen, haben die Gewohnheit der Wiederkehr vergessen und sind in der Heimath fast verschollen. Deßwegen wird der alte Reichthum nicht mehr aufgefrischt, und anderseits fehlt's auch nicht an Gelegenheiten, wo er sich zerbröckelt. Ehemals wollte nämlich ein Lechthaler nur eine Lechthalerin heirathen und umgekehrt, aber als die jungen Männer aus dem Auslande nicht mehr heimkamen, legten die Mädchen des Thales ihr Vorurtheil ab, und nun mehren sich die Fälle, wo österreichische und bayerische Beamte und praktische Aerzte die blonden Erbinnen von Elbigenalp und Holzgau als glückliche Gattinnen aus dem Gebirge herausholen, in die weite Welt führen und den verstaubten atlantischen Schätzen ein neues Feld eröffnen. Gleichwohl ist in diesen Dörfern noch immer ein überraschender Wohlstand zu finden, der sich an Feiertagen in der Pracht der Kleider, in den festlichen Mahlzeiten, in der Fastnacht durch großartige Maskenzüge kund gibt, dessen Fortdauer aber auch durch den regen Fleiß und das sparsame Leben an den Werktagen hinlänglich gesichert scheint.

Elbigenalp war in seinen ersten Zeiten nach St. Mang zu Füßen eingepfarrt. Das Stift sandte zur Sommerszeit an Sonn- und Feiertagen einen Priester ab, der den Aelplern die Messe las und darnach wieder heimkehrte. Dieß dauerte so lange bis sich ein ständiger Pfarrer hier oben niederließ, was aber gewiß schon im vierzehnten Jahrhundert geschehen war. Das Dorf ist also nicht von gestern her und hat darum auch seine Alterthümer, nämlich zwei Kirchen auf seinem Friedhofe, wovon selbst die jüngere, die jetzige Pfarrkirche, mit spitzigem rothem Kirchthurm schon ehrwürdig ist, während

die andere, St. Martin geweiht, ehemals Pfarrkirche, für die älteste im Thale gilt. Sie war 1459 schon einer Ausbesserung bedürftig. Der alte Taufstein von 1411 mit seiner schwer zu enträthselnden Inschrift, der jetzt in der Hauptkirche zu sehen, stand ehedem wahrscheinlich in diesem ältern Gotteshause.

Elbigenalp hat schon viele tüchtige Leute hervorgebracht. Wir nennen zuerst einen Bekannten, den Herrn Anton Falger, der da im vorigen Jahrhundert geboren, im Jahre 1808 nach München kam, mit dem bayerischen Heere die Feldzüge von 1813 und 1814 durchmachte, damals auch Paris betrachtete und später bei der bayerischen Steuerkataster-Commission Graveur wurde. Von 1819 bis 1821 hielt er sich zu Weimar auf, bei der Lithographie für das Bertuch'sche Institut beschäftigt, im Jahre 1832 aber ging er dem Brauch der Väter getreu nach Elbigenalp zurück, um dort seine Tage zu beschließen. Er hat eine stattliche Lechthalerin zur Frau genommen und besitzt in seinem Dorfe zwei schöne Häuser, wovon das eine blaßblau getünchte, welches er bewohnt, mit seiner eleganten Haltung und dem Ziergärtchen vor dem Eingange ein villenartiges Ansehen hat. Weil er die Kraft seiner Jugend dem Auslande gewidmet, so will er wenigstens seine spätern Jahre dem Vaterlande, zunächst dem Thale weihen, in dem er das Licht der Welt erblickt. Er wirkt da ungestört von aller Nebenbuhlerschaft für die ästhetische Erziehung der Lechthaler, und sein Haus selbst scheint ein Museum, eine kleine Akademie lechthalischer Künste und Wissenschaften. Hr. Falger hat viele architektonische Bilder und mehrere Karten gestochen, welch letztere zwar nicht ganz angenehm ins Auge fallen, aber sich durch Genauigkeit auszeichnen. Als Zeichner hat er vieles aus seiner Nachbarschaft aufgenommen, und wenn eine der umliegenden Kirchen ein Gemälde braucht, so ist es Hr. Anton Falger, der es

umsonst verfertigt. Eine Lieblingsaufgabe scheinen ihm Todtentänze für Kirchhöfe zu sein, wenigstens habe ich deren auf der Pilgerschaft durchs Lechthal mehrere von seiner Hand gesehen. Sein theures München, in dem er so schöne Tage erlebt, wird dabei gerne im Hintergrunde aufgemalt, als eine Stadt, von welcher es schwer zu scheiden, sei's nun lebend oder todt. So habe ich zu Elmen auf dem Kirchhofe eine hübsche Bürgerstocher mit der Riegelhaube und dem silbernen Schnürmieder erblickt, welcher der tänzelnde Tod auf seiner Geige ein schauerliches Lied vorspielt, während sie ihn bittet:

Laß mich noch leben in der Stadt,
Wo man so viel Vergnügen hat.

Die Stadt aber, wo man so viel Vergnügen hat, ist keine andere als jenes München an der Isar, wie es die beiden dicken Frauenthürme und die Theatiner und der Petersthurm unwidersprechlich darthun.

Außerdem verwaltet Hr. Falger auch die Historie seines Thales. Er hat bis jetzt in vier Heften alles zusammen getragen, was er darüber aus mündlichen und schriftlichen Quellen erheben konnte. Auf diese Sammlungen setzte er seinen Namen und schrieb mit bescheidenem Humor dazu: Früher Graveur, jetzt Bauer zu Elbigenalp. Nach seinem Tode sollen diese Schriften der Gemeinde übergeben werden. Hr. Falger hat bei seinen Arbeiten insbesondere viele Mühe darauf gewendet die Auswanderung aus dem Lechthal von ihren Anfängen an historisch darzustellen. Er besitzt eine Aufzählung der im Jahre 1699 in die Fremde gegangenen Maurer, welche besagt, daß es deren schon damals 644 waren. Maurerei scheint also der erste Erwerbszweig der Emigration gewesen zu sein und diese sich erst später auf feinere Geschäfte geworfen zu haben. Seit Menschengedenken war sie nun, wie schon oben bemerkt, haupt-

sächlich auf den Schnittwaarenhandel gerichtet, und es haben sich damit, nach Hrn. Falgers Zusammenstellung, in dem Zeitraum von 1780 bis 1820 an dreihundert Personen unter 156 Firmen beschäftigt. Mehrere dieser Betriebsamen sind, wie schon erwähnt, bis nach Amerika gekommen. Christian Sprenger von Untergieblen z. B. lebt noch heutzutage als der Herr eines der größten Handlungshäuser in Neu-York. Ein Sohn seiner Schwester, Josef Anton Schnöller, der mit ihm 1811 über den Ocean geschifft, ist gegenwärtig ebendaselbst Stadtpfarrer.

Indessen haben die Lechthaler nicht allein in der neuen Welt gewirkt, sondern auch unser altes Europa hat ihnen manchen Ehrenmann zu verdanken und sogar einen künstlerischen Namen von hohem Ansehen, nämlich den Maler Josef Koch. Dieser ist zu Obergieblen am 27. Julius 1768 — nach andern 1770 — geboren, in einem Häuschen, das ich gleichwohl nicht genau erfragen konnte, denn die Obergiebler scheinen von der spätern Berühmtheit ihres Landsmannes nur sehr spärliche, bald wieder verschollene Nachrichten eingezogen zu haben. Kochs Vater war von Leermoos gebürtig, ein armer Citronenhändler, der eines Tages auf der Wanderschaft zu Coblenz eine wohlgestalte und gut erzogene Rheinländerin erheirathete. Später ließ er sich zu Obergieblen nieder und lebte da mit eilf Kindern behaftet in großer Dürftigkeit. Der junge Genius, von dem die Rede, besuchte die Schule zu Elbigenalp und fiel dem Lehrer, der ein ehemaliger Waldbruder war, bald dadurch auf, daß er alle seine Schulpapiere mit Gestalten überzog. Später, als Blasius Huber, der berühmte Bauer von Perfus, das Lechthal aufnahm, wurde Josef Koch, damals neun Jahre alt, sein emsiger Gehilfe. Freilich mußte er darnach wieder Schäfer werden, aber auch am Krabach, wo er seine Herde hütete, fuhr er fort in Rinde und Sand zu zeichnen. 1782 brachte ihn seine Mutter nach

Dillingen, um ihn dort studieren zu lassen. Von da kam er nach Augsburg, wo der Weihbischof von Umgelder sein Beschützer wurde. Dieser sandte ihn zur weiteren Ausbildung nach Stuttgart in die Karlsschule, wo er bis 1792 verblieb. Es gefiel ihm aber nicht sonderlich in jener berühmten Akademie. Er wurde als Gehilfe zur Theatermalerei und andern ähnlichen Arbeiten verwendet, die ihm wenig behagten. Auch unter den Lehrern war keine Einigkeit mehr, da die einen die Ideen, die damals von Frankreich herüberkamen, mit Begeisterung aufnahmen, die andern sie mit Widerwillen verwarfen.

Koch sehnte sich aus der Akademie heraus und da er um Entlassung nicht bitten wollte, weil er sie doch nicht erhalten hätte, so entfloh er heimlich und ging nach Straßburg. Er hatte diese Stadt schon vorher in den Ferien besucht und einige Freunde gewonnen, die ihm nun sehr herzlich entgegen kamen. Auf der Rheinbrücke schnitt er sich den statutenmäßigen Haarzopf ab und sandte ihn durch Post an die Akademie.

Aber das damalige Leben in Straßburg wollte dem jungen Lechthaler auch nicht gefallen. Seine Freunde waren alle Jacobiner und wurden ihm täglich unerträglicher. Er ging wieder davon und zwar im Herbste 1793 nach Basel.

Etwas später lernte er in Neuchatel einen Engländer kennen, Dr. Nott, der sich von da nach Neapel begab und bald auch seinen jungen Freund dahin beschied. Dieser folgte unverzüglich, wanderte im Winter zu Fuß über den Gotthard und eilte ohne Aufenthalt in jene herrlichen Gefilde.

Drei Monate später begab er sich nach Rom, wo ihm eines Tages Lord N., ein anglikanischer Bischof, begegnete, den er einmal bei seinem Gönner gesehen hatte. Dieser fragte, ob er nicht derjenige sei, der für Dr. Nott gearbeitet habe. Als dieß Koch bejahte, fragte

der Bischof weiter, ob er nicht auch für ihn zu malen Lust hätte. Der junge Künstler ging auf den Antrag gerne ein und hatte wohl anhaltende Bestellungen zu hoffen, allein Se. Lordschaft war täglich betrunken und da auch die Dienerschaft mit dem ehrlichen Deutschen unehrlichen Handel treiben wollte, so brach dieser die Verbindung wieder ab.

Damals ging Josef Koch täglich mit dem Holsteiner Karstens und dem Stuttgarter Wächter um. Er bekennt von beiden Künstlern viel gelernt zu haben. Ein paar Jahre wohnte er auch mit Thorwaldsen zusammen.

Im Jahr 1805 nahm er ein italienisches Mädchen, Cassandra Ranaldi von Olevano zur Frau. Unter dem französischen Regiment in Rom fühlte er sich aber immer unbehaglicher. Die Hinrichtung seines Landsmannes, Andreas Hofer, erfüllte ihn mit Erbitterung. So beschloß er Rom zu verlassen und begab sich 1812 mit seiner Familie nach Wien. Dort blieb er bis zum großen Congresse im Jahre 1816.

Aber seine Arbeiten wollten in Wien keinen Anklang finden; es mangelte an Bestellungen. Es war ihm nicht gegeben, mit dem Portefeuille herumzulaufen und sich und seine Zeichnungen zu empfehlen.

In Wien verkehrte er übrigens viel mit Friedrich von Schlegel und den beiden Humboldt. Als der Frieden abgeschlossen war, ging er nach Rom zurück, wo er am 12. Jänner 1839 starb.

In Rom lebte der Künstler ganz seiner Kunst. Von früh bis spät saß er, mit dem Pfeifchen im Munde, vor der Staffelei oder beim Zeichnungstische. Abends ging er etwas lustwandeln und setzte sich dann für ein Stündchen in einen Künstlerkreis.

Koch war ein sehr unterrichteter Mann; nebst dem Italienischen sprach er das Französische ganz geläufig. Die heilige Schrift und Dante begeisterten und nährten

ihn vor allen andern Büchern. Die Divina Commedia lag meistens aufgeschlagen auf dem Tische; mehr als dreißigmal hatte er sie durchstudirt, und immer Neues gefunden. Bemerkenswerth ist, daß auch der alte P. Kochem bei ihm in hohen Ehren stand.

Einmal, im Jahre 1834, trat er auch als Schriftsteller auf und schrieb eine sehr sarkastische Broschüre: „Moderne Kunstchronik oder die Rumfordische Suppe“.

Er lebte höchst einfach und sparsam, konnte aber doch nie etwas erübrigen, ja in seinem höhern Alter hat er mit seiner Frau und drei Kindern eher Noth gelitten, bis ihm Kaiser Ferdinand eine Pension von jährlichen sechshundert Gulden bestimmte, welche der müde Greis aber nicht mehr lange genießen konnte. Die Tochter heirathete in den dreißiger Jahren einen talentvollen Maler aus Bayern, Hrn. Michael Wittmer. Als ich 1836, aus Athen zurückkehrend, diesen in seinem Atelier zu Rom besuchte, kam ein gebücktes, alterschwaches Männchen herein, dessen Augen aber noch geistvoll leuchteten. Es begann zuerst die Arbeit seines Schwiegersohnes, so weit sie an diesem Morgen erstanden war, wohlwollend zu kritisieren und nachdem es damit zu Ende, fragte es, wo ich herkomme, und wo ich hingehe, redete auch längere Zeit mit mir, anspruchslos, aber witzig und satyrisch, nach seiner Art. Drei Jahre darnach war es schon in die andere Welt gegangen.

Josef Koch hat sehr viel gezeichnet und radirt, auch viele Bilder gemalt. Seine Erzeugnisse sind in die weite Welt zerstreut worden. Das Museum zu Innsbruck bewahrt vier seiner Meisterwerke, Booz und Ruth, Macbeth und die Hexen, Apollo unter den Hirten und den Tiroler Landsturm, eine Allegorie auf den Krieg von 1809, voll schlagender, ursprünglicher Gedanken. Dieses Bild hatte der Minister von Stein bestellt; er gab es aber wieder zurück, weil er es größer zu haben wünschte.

Ein anderer namhafter Lechthaler war Josef Anton Lumpert, Hrn. Falgers Oheim, der im Jahre 1757 zu Köglen bei Elbigenalp geboren, im Jahr 1837 als wirklicher Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Wien verstorben ist. Man rühmt den reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, den hellen Verstand, den immer geraden und festen Charakter dieses Mannes. Ihm zu Ehren haben die Wiener eine Gasse ihrer Stadt die Lumpertsgasse benannt. Auch noch andere Lechthaler werden angeführt als Würdenträger in der Kirche, als Lehrer an höhern Anstalten, als Beamte; doch würde es zu weit führen hier alle ihre Verdienste aufzuzählen.

Auf Hrn. Falger zurückkommend, bemerken wir noch, daß er auch der Naturgeschichte vielen Fleiß widmet. Er hat ein Zimmer seines Hauses für derartige Sammlungen bestimmt, und es finden sich dort Mineralien, Versteinerungen, Conchylien und andere einschlägige Gegenstände in reicher Zahl. Nebenbei wird man auch durch eine Münzsammlung überrascht. An den Wänden hängen eine Menge Zeichnungen und Gemälde verschiedenen Inhalts. Als besteigenswerthe Höhe in der Nachbarschaft rühmt Hr. Falger den Wetterspitz, der bei Holzgau liegt. Der Wetterspitz erhebt sich 8829 Wiener Fuß über das Meer und bietet eine unermeßliche Aussicht. Doch bemerkt Hr. Falger, der Weg sei rauh und man müsse „gut gestiefeliret" sein, um nicht mit nackten Füßen wieder zurückzukommen. Er selbst hat den Berg schon mehrere Male bestiegen.[1])

Es ist eine sehr befriedigende Wahrnehmung, daß Männer wie Hr. Falger, die sich der Erforschung und Aufbewahrung heimischer Memorabilien widmen, in den tirolischen Thälern nicht selten sind. Freilich fehlt noch viel, daß jedes Thal seinen Sammler hätte, aber es scheint

1) Falger ist schon seit geraumer Zeit gestorben.

nur an der Ueberzeugung zu gebrechen, daß diese nächstliegenden Dinge erheblich genug seien, um sich anhaltend mit ihnen zu beschäftigen. Keine Zeit hat aber den bewahrenden Griffel nothwendiger gehabt, als die gegenwärtige, wo das alte Volksleben theils von selbst abstirbt, theils mit Gewalt zu Grunde gerichtet wird. Es scheint ein dunkles Bewußtsein vorzuwalten, daß der tirolische Bauer bestimmt sei, noch im Laufe dieses Jahrhunderts als ein ganz anderer dazustehen, als er im vorigen war. Daher mag's kommen, daß die meisten dieser Thalschriftsteller in den letzten dreißig Jahren aufgestanden sind, gerade noch zur rechten Zeit, um der früheren Zustände eingedenk sein zu können. Für Sitten und Gebräuche, Sagen und Meinungen, für das allgemeine Costüm der Lebensweise werden ihre Arbeiten in kommenden Jahren unentbehrliche Quellen sein.

Der Weg von Elbigenalp nach Holzgau oder lechthalerisch zu reden: in die Holzgäu, zieht wechselreich an Häusern, Mühlen, Capellen, Gärten und Feldern vorüber. Hie und da öffnet sich ein Seitenthal, aus welchem weiße Gebäude glänzen und ein rauschender Bach strömt. Links und rechts stehen hohe Berge, über welche beschneite Hörner herüberblicken. Um Holzgau herum zeigt sich viel Feldbau, freilich was Getreide betrifft, bei weitem nicht zureichend für den Bedarf, so wenig als anderswo im Lechthal, dessen Haupterzeugniß sonst der Flachs ist. Die schönen Häuser liegen wie zu Elbigenalp in kleinen Weilern zerstreut umher. Auch hier wie dort stehen auf dem erhabenen Friedhofe zwei Kirchen verschiedenen Alters neben einander. In der jüngern, aber größern, der jetzigen Pfarrkirche, ist ein Gemälde aufgehängt zum Andenken an die Bußpredigten, welche die Liguorianer im Jahre 1841 hier gehalten haben. Die lieblichen Lechthalerinnen, prunkend im Sonntagsstaate, sind da knieend mit Büßermienen ver-

ewigt, die ihren Reizen keinen Eintrag thun. Ein junger, bleicher, anziehender Liguorianer predigt voll heiligen Eifers den schönen Sünderinnen Bekehrung. Es scheint fast eine Schalkheit des Malers, daß er gerade die Mädchen dem Jüngling gegenübergestellt. — Außerhalb an der Kirche finden sich zwei schöne Grabsteine, welche der in seinem Vaterland geschätzte Bildhauer Reinalter zu Bozen gemeißelt hat. Sie sind zum Andenken der Gebrüder Ignaz Anton und Franz Schueler, welche sich als Handelsleute zu Amsterdam große Reichthümer gesammelt hatten und zu Holzgau, in ihrem Geburtsorte, gestorben sind.

Die Holzgauer gelten für noch wohlhabender als die Elbigenalper. Vor fünf Jahren starb der reichste von ihnen, Georg Huber, dessen Vermögen aber von den Wirthshausgästen nicht genau geschätzt werden konnte. Aus dem Fenster zeigte man ein schönes, etwas angewittertes Haus, das der Jungfrau Elisabeth Maldoner gehört, welche jetzt als die vermöglichste Person in Holzgau angesehen wird und mehrere hunderttausend Gulden besitzen soll.

Von Holzgau bis Steg, dem letzten Dorfe in der Ebene des Lechthales, führt der Weg durch schroffe Wände hin, die das brauchbare Erdreich sehr beengen. Schön ist der Fall des tosenden Schreiterbaches, der an einer zur Linken gelegenen steilen Halde herunterstürzt.

Zu Steg nahm ich damals meine Nachtherberge in einem sehr guten Wirtshause. Man tischte mir Forellen auf, vortreffliche Forellen aus dem Lech, der vor den Fenstern brauste. Diese zarten Fischchen finden sich fast in allen tirolischen Alpenbächen und sind eine höchst dankenswerthe Gottesgabe in den unbesuchten Bergthälern, denn wenn aller Fleischvorrath ausgegangen ist, so trifft der müde Wanderer in der schlichtesten Herberge noch frische Forellen und genießt dabei obendrein den Vor-

theil, sie nicht als Leckerbissen, sondern nur als Hausmannskost bezahlen zu müssen.

Von den Lechthalern im Allgemeinen zu sprechen, so sind dieselben schwäbischer Abkunft und reden daher auch einen schwäbischen Dialekt, der indessen dem bayerischen schon viel näher liegt als der allgäuische. Im Vergleich zu dem schwäbischen am Lechrain und bei Kempten klingt er ziemlich rauh und hart. Es fehlt ihm nicht an Eigenthümlichkeiten, sowohl grammatikalischen als lexikalischen. Für Vater und Mutter z. B. wird wie im Bregenzerwalde Atte und Omme gebraucht, und für gegangen, geschossen, gesessen sagt man mit unerlaubter Analogie: gegangt, geschoßt, gesitzt u. s. w. Die Thalsohle am Lech weist von Reute bis Steg nur deutsche Ortsnamen, auf dem Gebirge dagegen finden sich auch romanische. Bei der Zähigkeit, mit welcher diese vordeutschen Namen an Grund und Boden haften, ist es ein ziemlich sicherer Schluß, daß da, wo jetzt keine mehr zu finden, auch in alten Zeiten keine waren. Nun kömmt aber die Erscheinung, daß die Höhen mit vordeutschen, die Niederungen dagegen mit deutschen Namen besetzt sind, noch an mehreren Stellen vor, immer jedoch, wie im Paznaun, im Oetzthale, in Verbindung mit der Sage, daß der Thalgrund See gewesen. Wir können diese Analogie wohl ohne Gefahr auch auf das Lechthal ausdehnen und wie an andern Orten behaupten, daß die Ebene erst zugänglich geworden, als die Deutschen in das Land drangen. Daraus ergibt sich denn der Satz, daß die Bewohner der am Bach gelegenen Orte auf einem Boden sich niedergelassen haben, der früher keine Ansiedler hatte; während die Hirten von Madau, Gramais, Bschlabs u. s. w. in ursprünglich romanischen Dörfern sitzen.

Die Männer im Lechthale führen keine Bauerntracht mehr, sondern kleiden sich wie die Bürger in den Städten.

Die Frauen haben da nicht ganz gleichen Schritt gehalten, vielmehr sich ihre eigenen Moden geschaffen, die indessen bis auf Weniges ziemlich neuen Ursprungs scheinen. Die reichern Weiber tragen, wie noch manche Bürgersfrau im übrigen Tirol, einen langhaarigen Männerhut, die „minderen" eine Art Bärenmütze. Der Wohlstand bricht sowohl in den kostbaren Stoffen zu Tage aus, als auch in dem reichen Geschmeide, in goldenen Brustketten, Ohrgehängen, Sackuhren, Fingerringen.

Die Manieren der Lechthaler schienen mir sehr lobenswerth. Ich fand auf den Wegen, in den Häusern, wo ich des öfter einfallenden Regens wegen unterstand, und in den Herbergen eine körnige Freundlichkeit, viele Freude an dem Fremden, die volle gebirglerische Neugier, im Ganzen ein höchst gefälliges Wesen. Zu diesen Bemerkungen bin ich freilich nur unter den mittlern Leuten gekommen, denn mit den lechthalischen Geldfürsten führte mich mein Stern nicht zusammen. In der Nachbarschaft sind indeß die Herren Bauern von Elbigenalp und Holzgau nicht besonders beliebt. Zumal in Reute gelten sie als spröde und geldstolz. Die Lechthaler wissen dieß auch, machen sich aber nicht viel daraus. Herr, sagte mir ein Geschäftsfreund, was kümmert uns das! Kommen wir hinab, so können wir immer noch fragen, was kostet ganz Reute? Dieses Bewußtsein des eigenen Werthes hat die Lechthaler schon lange zu dem Wunsche geführt, sich unabhängig von Reute und ein eigenes Landgericht zu Elbigenalp zu sehen. Sie wollen dazu auch eine historische Berechtigung haben, denn bei dem Weiler Seesumpf, zwischen Elbigenalp und Holzgau, stand ehemals ein schloßartiges Gebäude, der Dingstuhl genannt, wo in grauer Vorzeit für das ganze Lechthal Gericht gehalten wurde.

Die Wanderzüge und Heimfahrten der Lechthaler sind also schon vor geraumer Zeit abgekommen. Da

sich nun der Wohlstand durch gewinnreiche Unternehmungen im Auslande nicht mehr erhöhen läßt, so ist der Eifer, ihn durch Feldbau und Viehzucht wenigstens zu erhalten, nur desto größer. So führt denn jetzt der reiche Lechthaler ein eben so mühevolles Leben wie der arme. Er erklimmt mit seinen Steigeisen die höchsten Berge und bleibt Tag und Nacht auf seinen Mähdern, um das Futter zu sammeln, das ihm während dieser Zeit auch als erwärmende Liegerstätte dient. Dabei nährt er sich mit einem Brei von Ziegenmilch oder noch einfacher mit Käse und Brod, und trinkt frisches Bergwasser dazu. So ist derselbe Reiche auch unten im Thale vor Anbruch des Tages auf seinem Acker und bleibt bis zum späten Abend bei der Arbeit. Er düngt, säet und mäht selber. Auch im werktäglichen Haushalt zeigt sich kein Unterschied zwischen Reich und Arm. Milch und Erdäpfel, zuweilen geräuchertes Rindfleisch, ist die gleiche Speise der Wohlhabenden und der Dürftigen; von feinern Lebensgenüssen haben sie sich nur den Kaffee eigen gemacht.

Die unverwüstliche Heimathsliebe der alten Lechthaler ist wie die der Grödner und der Engadeiner schon vielfach bewundert worden. Es verrieth in der That eine eigene Kraft der Entsagung, wenn der holländische Handelsmann nach langen Jahren zu Elbigenalp oder Holzgau angekommen, allen Freuden der großen Welt den Abschied gab, und wieder ganz ein Lechthaler wurde, wenn er seinen Amsterdamer Surtout von sich warf und in den häuslichen Wollkittel schlüpfte, um mit der weißen Schlafmütze auf dem Haupte und der Thonpfeife im Munde den Rest seiner Tage daheim zu verdämmern, sei's nun am Ofen sitzend oder im angestammten Gärtchen leisen Trittes lustwandelnd und über die Stacketen auf die Fluren schauend, in denen er als Knabe gespielt. Dieser stille, idyllische Spätherbst des

Lebens entwickelt zumal für den, der ihn mit den Augen eines Großstädters betrachtet, seinen eigenen poetischen Reiz; die Nachbarn im Gebirge, insbesondere die Gebildeten, haben aber eine ganz verschiedene Ansicht der Sache aufgestellt. Nach ihrer Meinung gereicht es den Lechthalern lediglich zum Vorwurf, daß sie nach einem Leben, dessen schönster Theil auf den großen Weltmärkten dahingegangen, sich in die dumpfe Stille ihrer Dörfer zurückzogen, um dort ohne alle Anregung, ohne stärkende Geselligkeit, ohne Bildungsmittel in ruhiger Verschollenheit abzuwelken. Es ist richtig, daß nicht alle, oder vielleicht die wenigsten, wie Hr. Falger zu Elbigenalp, sich geistige Schätze erworben hatten, die sie nützlich anlegen und mit deren Pflege sie sich würdevoll beschäftigen konnten. Indessen ist dabei zu bedenken, daß in einem Leben, während dessen sich der mitgegebene Mutterpfennig oft in hunderttausend Gulden umwandelte, auch nicht viel Zeit übrig blieb, um nebenher noch für standesgemäße geistige Erwerbungen zu sorgen. Wollen wir daher den wenigen alten Herren ihre Ruhe und ihren Frieden neidlos gönnen und nur Gutes reden von denen, die dahingegangen.

Volkslieder lassen sich im Lechthal selten hören, denn die Lechthaler sind nicht sangeslustig. Für das Kirchweihfest werden wenige Ausgaben gemacht und es geht ziemlich still vorüber; sehr beliebt dagegen sind die Faschingsbelustigungen mit Mummerei und Tanz. Die langen Maskenzüge, welche die Elbigenalper in den Jahren 1829, 1849 und 1868 aufführten, hat Hr. Falger sogar in Kupfer gestochen.

Im December vorigen Jahres habe ich auch an Hrn. Falger geschrieben und ihn gebeten, mir freundlich anzugeben, was an meiner Schilderung des Lechthales etwa zu verbessern oder ihr zuzusetzen wäre. Hr. Falger, der 1791 geboren und jetzt also

achtzig Jahre alt ist, erwiederte sofort eigenhändig und theilte mir mehrere Bemerkungen mit, die ich hier in bunter Reihe folgen lasse:

„Die meisten Lechthaler Händler, die ehedem ins Ausland gingen, hatten gar schlechten Schulunterricht genossen, weil früher Lesen, Schreiben und Rechnen etwas Seltenes war. Mein Schwiegervater hat auch erst in Westphalen in nächtlichen Stunden schreiben und rechnen gelernt, sich aber doch bei 40,000 fl. erworben. Uebrigens war er auch sehr fleißig und sparsam."

Ferner warnt Hr. Falger, das Bernhardsthal ja nicht wieder zu vergessen. Dieses liege ganz nahe bei Elbigenalp und sei eine sehr sehenswerthe Klamm mit einem Wasserfall und ganz wunderlichen Schichtungen des Felsens. Eine Stunde weiter komme man auf eine Alpe, welche schöne Versteinerungen biete. Im Jahre 1850 habe der König von Sachsen, Friedrich August II., das Bernhardsthal besucht und auch unsre Münchner Geognosten, wie Hr. Gümbel, Schafhäutl und Winkler, hätten sich dort schon fleißig umgesehen.

Hr. Falger war auch so gefällig, mir einen Auszug aus seiner Chronik des Lechthals zu übersenden. Die Ereignisse, welche dieses Jahrbuch berichtet, sind allerdings nur gewöhnlicher Art, wie Hungersnoth und Pest, Ueberschwemmungen, Bergstürze und Lavinen; in den letzten Jahrhunderten auch Stiftungen für Kirche und Schule. Zum Jahre 1809 bemerkt Hr. Falger, der bekanntlich etwas Bavaromane ist: „Revolution in Tirol. Das Lechthal mußte sieben Compagnien stellen, von 18 bis 60 Jahren alles zum Dienst. Die Ordnung war ganz schlecht und alles für nichts, nur Schulden und Unehre gemacht."

Als hohe Ankömmlinge werden erwähnt im Jahr 1850 der König von Sachsen, der schon oben aufgeführt, im Jahre 1856 der Erzherzog Karl Ludwig, damals Statthalter von Tirol, welchem in Elbigenalp die älteren und neueren Trachten des Lechthals vorgestellt wurden, und im Jahre 1867 König Ludwig II., Königin Mutter Maria und Prinz Otto von Bayern. Die bayerischen Herrschaften kamen gerade recht zum großen Herbstmarkte, der

zu Elbigenalp am 23. September jedes Jahres abgehalten wird, und der alte Hr. Falger war über den Besuch, den sie ihm in seinem Hause abstatteten, so erfreut, daß er zur ewigen Erinnerung eine Kupferplatte stach und abdrucken ließ, welche oben das Bild des jungen Königs, unten aber den Herbstmarkt zu Elbigenalp darstellt.

Hr. Falger hat seit fast vierzig Jahren in Elbigenalp unentgeltlich eine Zeichnungsschule gehalten und als Anerkennung seines löblichen Strebens vom Kaiser das goldene Verdienstkreuz empfangen. In dieser Schule hat auch Anna Knittel ihren ersten Unterricht genossen, eine Lechthalerin, die als Mädchen zweimal ein Adlernest aushob, sich früh der Kunst zuwendete, und jetzt als Gattin des Hrn. Formator Stainer in Innsbruck lebt; ihr Ruhm als Blumenmalerin ist weit bekannt.

Aus Falgers Aufenthalt in Weimar wäre noch zu erinnern, daß er dort auch mit Goethe bekannt wurde, der ihn Bd. 36, S. 158 der sämmtlichen Werke rühmend erwähnt. Falger fertigte damals viele Kupferblätter zu dem Palmenwerke, welches K. F. v. Martius herausgab, und diese seine Arbeiten errangen den vollen Beifall seines hohen Gönners.

Falger und seine Gattin leben heute nicht mehr.

Die deutschen Ortsnamen im Lechthal erklären sich zum großen Theil selbst, wie Reute, Binswang, Weißenbach, Holzgau, Steg u. s. w. Einzelne scheinen aus alten Mannsnamen, die zu Hofnamen geworden, hervorgegangen zu sein, wie Gieblen von Gebilo, Gebhard, Köglen von Cogilo, Cotger, Heselgehr von Gero, Gerhard, Sohn des Hezilo, Heinrich (vergl. meine Oberdeutschen Familiennamen S. 78). Auch Elmen wohl von Elmo, Agilmund und Elbigenalp, früher Albigenalp, von Albico, Koseform von Albo, Adalbert. Pfafflár, jedenfalls ein sehr alter Name, der ins siebente oder sechste Jahrhundert hinaufgehen mag, soll, wie die enchorischen Etymologen behaupten, so viel bedeuten als pfaffenleer und sei der Name daher entstanden, daß erst sehr spät ein Geistlicher an den Ort gesetzt worden. Andere werden um-

gekehrt Pfafflar gerade als Pfaffensitz erklären, wenn nämlich lar mit ahd. gilari, mansio, zusammenhängt; andere endlich mit Förstemann zwar lar für leer nehmen, aber nicht ein pfaffenleer, sondern ein Pfaffenöd in dem Namen finden. Der Fern, früher Vernberg, mag der Berg der Frachtleute sein, denn Ver, Ferge bedeutete nicht nur einen Schiffmann, sondern auch einen Fuhrmann, oder, was hier zutrifft, einen Säumer.

Während die Namen im Thale alle deutsch sind, finden sich auf den Höhen eine große Zahl romanischer, namentlich auf den südlichen Gebirgen, z. B. Almajur, alpe major, Alpeil, alpella, Alparschon, alpaccione, Bschlabs, pos l'aves, hinter den Wässern, Fallerschein, val ursina, Parsal, pratesello, Parzin, pratesino, Parseier, pra de sura u. s. w. Namles in ampoles? bei den Himbeeren? Grameis möchte aus calamosa, clamosa, cramosa entstanden sein. Kalmen, (prà de) calamo. Madau, monte d'aua aqua? Der Tauern und der Turnelle bei Reute sind wohl auch nichts andres als torre torrignella.

In einer „Culturskizze des tirolischen Lechgaus" (Oesterr. Revue, I. Bd. 238) sagt Schneller, das romanische Element werde dort unverkennbar durch manche Ortsnamen bewiesen, welche in Tirol überhaupt schwerlich noch alle — und hier schon gar nicht! — mit Dr. Steub in München als etruskische anzunehmen, vielmehr wenigstens theilweise mit P. Rufinatscha in Meran als romanische zu deuten seien. Aus diesen Worten entnehme ich leider, daß mein lieber Freund im Jahre 1864 die zehn Jahre vorher erschienene Schrift „Zur rhätischen Ethnologie" auch noch nicht gekannt hat, denn ihr Zweck war ja hauptsächlich, das romanische Element in alle seine, durch meine frühere Etruscomanie verletzten Rechte wieder einzusetzen, wie denn auch Seite 140 eine ziemliche Anzahl lechthalischer Namen romanisch erklärt wird.

Falger kommt von falgen, zum zweitenmale ackern. (S. Schmeller und Grimm.)

XXI.

Paznaun.

1843.

Paznaun ist eine sehr abgelegene Landschaft, die von der Trisanna durchströmt und von hohen Gebirgen umgeben wird. In ihrem innersten Winkel stößt sie an Vorarlberg und an Graubünden, zunächst an das Engadein. Doch führen dahin nur Wege über selten begangene Jöcher. Die höchste Spitze ist der Piz Buin — 10,200 Fuß.

Dieses Thal habe ich im Jahre 1843 durchwandert. Ich kam damals aus dem vorarlbergischen Montavon, dessen innerste Schlucht Vermunt heißt. Diese öffnet sich am Fuß der Bündner Grenzgebirge; es bildet sich eine kleine Ebene, welche die Bieler Höhe genannt wird. Hier, wo auch die Grenze zwischen Vorarlberg und Tirol, steht eine Galthütte und in dieser will ich meine Erzählung beginnen.

In der Galthütte saßen damals zwei Männer aus Partennen, dem letzten Dorfe des Montavon. Der ältere, ein gutgekleideter Mann, hatte sich nur auf etliche Tage zum Besuche eingefunden, der jüngere war ein ächter Hirte. Beide schmauchten, wortkarg, mißmuthig — gestern hatte es geschneit und mehrere Tage lang hatte

es geregnet, das Futter war schlecht, das Vieh hatte Noth sich zu nähren. Doch gewann der ältere der Schmaucher nach und nach so viel Geistesfrische, um sich scheltend über den bösen Sommer zu beklagen, der jüngere stierte aber fortwährend stumm und trübe in das Feuer. Weit über dem Bache drüben sah man einen andern Jungen seine Ziegenherde über ein Schneefeld treiben, wozu er ein Berglied sang, das fast schwermüthig herüberklang. — Im Rauch der Galthütte hing ein ausgebalgtes Murmelthier, das der eine vor etlichen Tagen erlegt; aus dem Pelz eines andern hatte er sich eine schmucke Mütze machen lassen. Zu essen fand ich nichts, die Milch war ausgegangen.

Nicht weit von der Galthütte, schon auf tirolischem Boden, öffnet sich zur rechten Hand in der Tiefe ein Thal, das im hintersten Winkel an Gletschern und Schneefeldern seinen Anfang nimmt, dann aber fächerartig zu geräumiger Weite sich ausdehnt. Die flache Sohle des Thales ist breiter Gries, daneben ein grüner Streifen Alpenweide. Im Gries rinnt die Trisanna heraus, die durch das Paznaun hinunterströmt und bei Landeck, vorher schon mit der Rosanna vereint, in den Inn fällt; ganz hinten aber in der Ecke der Eisberge finden sich eingestürzte Mauern und Gewölbe eines steinernen Wirthshauses, das einige der ältesten Männer der Gegend noch aufrecht stehend und ganz unversehrt gekannt haben wollen. Dieß Gebäude soll vor langen Zeiten von den Engadeinern erbaut und in seiner Umgebung, am vierzehnten September, ein großer Viehmarkt gehalten worden sein. Auch wollen etliche noch eine Jahrzahl auf der Mauer lesen, und so viel sei ganz gewiß, daß man vor etlichen Jahren dort Wagenschienen gefunden. Ehedem sei da überhaupt ein gangbarer und vielbetretener Paß ins Engadein gewesen und die Ferner hätten sich erst später geschlossen.

Die Trisanna fließt nach Galtür, dem ersten Dorfe von Paznaun, hinaus durch ein ödes Thal, das ganz spitz zuläuft und in seiner Tiefe nur für den Bach und den schmalen Fußpfad Raum läßt. Zweimal jedoch dehnt sich der Bach in einen weiten Wasserspiegel und bildet so zwei seichte Seen. In einem derselben liegen mehrere Inseln; alle kahl, bis auf eine, die mit einem krausen Schopfe von Alpenrosen überwachsen ist. Schweigsame Landschaft — keine Menschen und keine Thiere, kein Laut, als das leise Fluthen des Sees.

Galtür liegt 5039 Wiener Fuß über dem Meere in einsamer Gegend, die noch kein Getreide, ja kaum einen Baum aufkommen läßt, aber schöne Wiesen darbietet. Die Häuser sind zum Theil von Stein, an der Wetterseite und auf dem Dache mit Brettern bekleidet. Die Berggestalten sind mild und freundlich, weil man nur den ersten Anlauf der Höhen gewahrt und nicht die gewaltigen Fernerjöcher, die dahinter liegen, nicht den Lareiner, den Fetschiel, den Fimba und den Jamthaler, über welche die bösen Wege nach Graubünden führen. So sieht die kleine Thalfläche mit den zerstreuten Häuschen recht idyllisch aus; wenn zwischen den Wiesen mehr Bäume stünden, könnte man glauben, man sei schon draußen in den Vorbergen, im Allgäu, in der Gegend von Tegernsee oder Miesbach. Gegenüber der Landkarte ist diese Einfachheit fast eine Enttäuschung. Schon um Innsbruck stehen ja die erhabensten Bergfirsten, im Oberinnthal bei Imst, bei Landeck fließt der Strom immer in gigantischem Gebirge; gegen das Stanzerthal hin steigern sich die Eindrücke, und doch ist noch eine Tagreise bis in den innersten Winkel von Paznaun, um welchen die Mappierer einen blauen Reif von Eisbergen gemalt haben. Dahinten also müssen, wie man sich leichtlich einbildet, die rhätischen Chimborassos stehen, und Niagarafälle stürzen durch den Urwald und die Gletscher

steigen unaufhaltsam hernieder und schauen bis in die Kellerlöcher der Alpenhäuser. Es hat aber hier und oft auch anderswo gerade das umgekehrte Aussehen. Wo das Letzte und Unübertrefflichste wilder Schönheit erwartet wird, da thut sich ein grüner Wiesenplan auf mit einem stillen Alpendörfchen in der mildesten Umgebung. Etwas anderes ist's freilich, wenn man in dieser abgelegenen Welt auf die Höhen klimmt. Dann kommt allerdings bald der Gletscherkranz zum Auftauchen, und wenn man unten in der geräumigen Wiese, das Dörfchen vor Augen, sich denkt: das ist die Gegend von Galtür und weiter gehört nichts dazu, so sieht man oben erst die breiten Berghänge, die weiten Almen, die langen Wälder, die schrecklichen Schrofen, die ungeheuern Schneefelder und die meilenlangen Ferner. Blickt man dann hinunter in die Au, auf die weißen Häuserpünktchen und den dünnen Wasserfaden, dann scheint das ganze Thälchen nicht viel mehr als ein bemooster Spalt im Gestein oder ein grünbewachsener Riß im Felsen.

Von Galtür bis Ischgl, dem Hauptorte des Thales, ist nicht viel zu sehen. Die Landschaft behält die gleiche Einfalt und Schmucklosigkeit, die sehr auffallend absticht von der bunten, wechselreichen Fülle des Montavons. Die Trisanna fließt fast schnurgerade dahin, und so sieht man weit entlang an den Bergen, wie an einer pfeilgeraden Zierallee. Die Halden fallen alle in gleicher rascher Senkung ins Thal herab und lassen wenig oder keine Fläche. Bis zur halben Höhe sind Wiesen, oben ist Wald. Hie und da reicht der Forst auch an den Steig herab. Etwas unterhalb Galtür beginnen wieder die Gerstenfelder. Der Pfad klettert links vom Bache auf und nieder und führt durch einige arme schmutzige Dörfchen. Endlich steigt Ischgl, die Paznauner Capitale, über den Fichten auf, stolz an die Halde hingebaut, mit mächtigen steinernen Häusern und ansehnlichem

Dachwerk, aus dem ein gothischer grüner Kirchthurm spitzig in die Luft schießt. Hier habe ich meine leibliche Tröstung beim „Wälschen" gefunden.

In Ischgl erlebte ich auch wieder das Vergnügen eine Chronik aufzutreiben. Daß ich in Galtür eine überlaufen hatte, erhellte mir schon aus der ersten Seite des Ischgler Buches, wo es mit deutlichen Worten zu lesen, daß Thomas Praun, ehedem Richter zu Galtür, auch eine Chronik verfaßt, welche in selbigem Orte bei Joseph Feuerstein zu finden. Es gibt solcher Aufzeichnungen eine ziemliche Anzahl, nur sind sie nicht alle gleich zugänglich; manche bei abgelegenen Leuten verwahrt, manche selbst abgelegen und vergessen. Große Schätze für ältere Geschichte dürften nicht darin zu finden sein — für diese Epoche beziehen sich die Chronisten gewöhnlich auf gedruckte Bücher — aber aus dem Leben der letzten Jahrhunderte enthalten sie oft viele erquickende Einzelheiten, und was sie gar schätzbar macht, sie berücksichtigen auch die jetzt übel angesehenen Sagen und die alten Mähren, die Niemand mehr erzählen darf.

Das Ischgler Manuscript heißt: „Geschichtliche Sammlung" und ist in den Jahren 1840 und 1841 von Johann Christian Zangerl, einem bejahrten Einwohner des Dorfes, der lange Zeit Gemeinderichter gewesen war, zusammengestellt worden. Am Eingange gibt der jetzt dahingegangene Verfasser einen allgemeinen Ueberblick der Geschichte des Paznauner Thales mit Beziehungen auf Tschudi und andere ältere und neuere Historiker, dann folgen einzelne zerstreute Notizen unter verschiedenen Aufschriften, als: Von Kirchen, Capellen, Bruderschaften und frommen Stiftungen, von starken, von alten Leuten, von solchen, welche die fünfzigjährige Hochzeit gehalten; von wohlfeilen und theuren Jahren, von Geistergeschichten, von Feuersbrünsten, Wasser- nnd Lavinenschäden u. s. w. Von diesen Nachrichten haben wir

uns manche ausgezogen und lassen hier nun einige folgen. Da indessen die Chronik, seit wir sie in Händen gehabt, mit Zusätzen von Dr. Joseph Zangerl, k. k. Hofarzte in Wien, dem Sohne des Chronisten, gedruckt worden ist und zwar im zehnten Bändchen der neuen Zeitschrift des Ferdinandeums, so werden wir uns mitunter auch an den so vermehrten Text halten.

„Ischgl und Galtür und was dazwischen liegt und sonst dazu gehört, waren vor Jahrhunderten in Engadeinische Pfarren eingethan.“ Das Gedächtniß dieser kirchlichen Verbindung ist noch unter den Leuten lebendig. In Galtür erzählte mir ein weißhaariger Greis, sein Dorf, dessen Kirche die älteste im Thale, sei ehedem nach Steinsberg „pfärrig“ gewesen, was die Romanschen Ardez heißen, und bei Ischgl sagte mir ein andrer Alter, die Ischgler hätten ehemals nach Sins gehört. Galtür wurde im vierzehnten, Ischgl erst im fünfzehnten Jahrhundert mit eigenem Seelsorger versehen, da der sonntägliche Kirchgang über die Gletscherwildnisse, die das Thal umschließen, in das Gotteshaus der Pfarre, das eine Tagreise entfernt war, den Leuten zu beschwerlich wurde. Ehe da eigene Kirchhöfe geweiht worden, mußten sogar die Leichen über die Gletscher getragen werden, um in heiliger Erde zur Ruhe zu kommen. Im Winter ließ man sie lediglich gefrieren und harrte bis der Paß sich wieder geöffnet — ein Verfahren, das nicht allein im Paznaun, sondern seit Jahrhunderten in einer großen Anzahl von Gemeinden des Hochgebirgs üblich ist. Das alte Band, das die Innerpaznauner an die Engadeiner knüpfte, war übrigens trotz der Kirchenspaltung und des Sprachwechsels noch bis ins letzte Jahrhundert zu gewahren. Noch bis dahin ging, wie wir schon gehört, ein viel betretener Handelsweg aus dem ladinischen Lande nach dem Innthale durch Paznaun, und Ischgl war der Stapelplatz

für die Waaren, die auf den Saumrossen über die Eisberge gekommen und deßwegen ein Ort voll lauten Verkehrs. Der untere Theil des Thales war früher ein See und dort heißt noch jetzt ein Dorf „am See," obgleich seine letzten Fluthen längst abgelaufen sind. Jene uralte Verbindung des innern Thales mit dem Engadein deutet übrigens für sich schon an, daß die ersten Einwohner über die Gletscherpässe herüberwanderten, um mit ihren Herden von der fetten Alpenlandschaft Besitz zu nehmen, ehe die Ansiedler, die im Hauptthale des Inns saßen, die stillen Weiden von Ischgl und Galtür entdeckten. Andrerseits zeigt sich aber auch, daß der ehemalige Seeboden erst urbar gemacht wurde, als die Deutschen schon im Lande waren, denn die Höfe und Fluren in dieser untern Gegend führen deutsche Namen, während oberhalb deren Mehrzahl undeutsch ist. Auch in der Sprache der Innerpaznauner finden sich noch viele romanische Wörter erhalten. Uebrigens zerfällt nach der Bemerkung Dr. J. Zangerls die Sprache des Thales in drei verschiedene Dialekte, so daß die Galtürer die vorarlbergische, die Einwohner von Kappel und See die oberinnthalische, die Ischgler Matoner aber eine besondere Mundart führen, was in einem nur acht Stunden langen Thale allerdings bemerkenswerth ist.

Heutzutage gehört Paznaun, wenigstens der obere Theil desselben, nicht zu den wohlhabenden Thälern. Viele junge Männer, die in der Heimath keinen Verdienst finden, begeben sich in die Fremde als Maurer. Ehemals fanden die Paznauner sogar ihren Weg bis nach Westphalen, wo sie als geschätzte Arbeiter galten, wenn es Teiche zu reinigen und zu graben gab. Andere gingen nach Savoyen und Frankreich um in den dortigen Bergwerken zu arbeiten, und wieder andere suchten im heiligen römischen Reich Verdienst als Holzarbeiter. Arme Eltern schicken noch jetzt ihre Knaben vielfach „ins

sogenannte Schwabenland" zum Viehhüten. Da gehen sie wohl, wie die Montavoner, auf die großen Knabenmärkte zu Ravensburg und Leutkirch. Von dem alten reichen Verkehr zu Ischgl soll, nach der Behauptung des Chronisten, zum Andenken nichts übergeblieben sein als schöne Häuser, Hoffart und anderer Luxus, wogegen der Sohn die guten Folgen des früheren Wohlstandes gerne darin anerkennt, daß viele junge Leute zu den Studien gesandt wurden und mit verfeinerter Gesittung wieder zurückkehrten, daher auch in Ischgl einnehmende Bildung verbreiteten, welche im Bunde mit der angebornen Gutmüthigkeit die Einwohner noch immer merklich auszeichne.

Als ein alter jetzt abgekommener Gebrauch wird das Blockziehen erwähnt. Ehedem war's nämlich Herkommen, daß die Burschen zu Ischgl jedes Frühjahr einen großen Lärchenstamm fällten und mit Büschen und Kränzen festlich aufzierten. Dann ward der älteste Junggeselle in phantastischem Verputz darauf gesetzt als ihr Abgott und mit Musik in das Dorf gezogen; Büchsen nnd Böller krachten feierlich darein. Nachdem der Festzug im Dorfe angekommen und sattsam bewundert war, wurde der Stamm verkauft und aus dem Erlöse ein Mahl gehalten. Dr. J. Zangerl bemerkt dazu, diese Festlichkeit sei im Jahre 1834 das letztemal gefeiert worden und könne daher noch nicht als veraltet gelten, werde übrigens nur dann geübt, wenn während einer Fastnacht kein lediger Mann im Dorfe heirathet. Ohne Zweifel ist sie aus einer alten heidnischen Frühlingsfeier hervorgegangen. Dr. Zangerl hat von solchen Sitten und Gebräuchen noch Mehreres gesammelt, worüber wir jedoch auf seinen Aufsatz verweisen. Oeffentliche Belustigungen in Wirthshäusern, sagt er ebenda, mit Gesang, Musik und Tanz kommen nur zuweilen bei Hochzeiten vor und manchmal an Kirchweihen oder

sonstigen außergewöhnlichen Festen. Der fromme Klerus, die Armuth und Frugalität des Volkes ließen sie nie recht gedeihen; daher auch die Paznauner in jenen Künsten ihren übrigen Landsleuten weit nachstehen.

Geistergeschichten werden auch behandelt, aber mit wenig Ausführlichkeit. Ehemals soll bei der Pardatscher Capelle jede Nacht ein gesatteltes Pferd gestanden sein, auf welchem die Junggesellen durch Wind und Wetter zu ihren Liebhaberinnen, den Senninen auf den Almen reiten konnten. Ob der Gaul viel benützt worden, sagt die Chronik nicht. Bei dem Ritt ging wohl die Seele verloren, — doch schweigt die Sammlung auch hierüber.

Bei Galtür zieht sich das Jamthal, bei Ischgl das Fimerthal rechter Hand weit hinein in die Berge, um oben an den Gletschern zu enden. Beide, zumal letzteres, sind mit üppigen Wiesen gesegnet, mit vielen Almhütten geschmückt. Dort in der abgeschlossenen weiten Alpenwelt muß wohl manche Sage leben, mancher Alpgeist spuken. Eine Geschichte wenigstens erzählt auch die Sammlung. In Fimba ließ sich einst bei der Hirtenhütte zu Nachts jemand mit lautem Anklopfen vernehmen, aber als man Herein gerufen, war niemand zu sehen. Da sagte der Großhirt zu seinem jüngern Gehülfen: der Alpbutz hat sich angemeldet und will jetzt sein Quartier beziehen. Frühmorgen fahren wir nach Hause, es kommt der Schnee. Am Morgen fuhren sie nach Hause, am Abend waren alle Höhen beschneit. — Also auch hier derselbe pochende klopfende Hausgeist mit demselben Namen, unter dem er bis an die Eider hinab bekannt ist.

Hiemit sollen unsre Mittheilungen aus der Ischgler Handschrift geschlossen sein. Aus anderer Quelle schöpf' ich eine Sage vom Venediger Männlein, welche überall in Tirol verbreitet ist und nach der Paznauner Fassung

etwa also lautet: Ein unbekanntes Männlein zeigte einem Hirten ein Brünnlein und bedeutete ihm, er solle nächstes Jahr, wenn er auf die Alm fahre, den Sand im Brünnlein sammeln und diesen ihm nach Venedig bringen. Nächstes Frühjahr thut der Hirt, wie ihm aufgetragen und wandert mit dem Sande nach Venedig. Er geht lange in der Stadt umher, bis er an ein prachtvolles Haus kommt und das Männlein aus einem Fenster herausschauen sieht. Dieses ruft ihn sogleich hinauf, nimmt den Sand in Empfang, beschenkt den Ueberbringer reichlich mit Gold und läßt ihm auch Wein und die besten Speisen auftragen. Dann fragte es den Hirten, ob er wissen wolle, was sein Weib zu Hause jetzt thue. Als dieser bejahte, ließ ihn das Männlein in einen Spiegel schauen und da sah der Hirt sein Weib, wie es eben die Kinder putzte. Als der nächste Frühling kam, wollte der Hirt wieder ebenso thun, wie vergangenes Jahr, allein es war weder Brünnlein noch Sand mehr aufzufinden.

Die jetzige Kirche von Ischgl ist mit Ausnahme des alten Thurmes in neuerm Style erbaut und davon nichts sonderliches zu erwähnen. Dagegen gibt das Beinhaus wenigstens Anlaß zu der Bemerkung, daß hier die Schädel der Hingegangenen einer besondern Pflege und Acht gewürdigt werden. Den meisten ist nämlich ein schwarzes Schildchen auf die Stirnplatte gemalt und darin steht mit goldnen Buchstaben der Name des ehemaligen Besitzers nnd das Jahr seines Auszugs.

Die Gegend von Ischgl abwärts hat noch auf eine gute Strecke jene einfache Gestalt, die wir an dem obern Theil des Thales hervorgehoben. Mehr und mehr zeigen sich Hanffelder und Pflanzungen von Mohn, dessen Samenkörner zum Backwerk verwendet werden. Bei Kappel aber wird die Landschaft bunt, belebt und reich.

Dörfer, Weiler, einzelne Höfe, Kirchen und Capellen stehen da zu Hauf. Kornfelder wogen weit und breit auf den Höhen, Kirschbäume biegen sich über die Häuser; selbst der Pfad geht jetzt zwischen Hecken, oft auch unter schattigen Lauben durch, ja das Wachsthum versucht sogar recht üppig zu werden. Alles deutete auf wärmere Lage und mildere Jahreszeiten.

Ehe ich nach Kappel kam, traf es sich übrigens, daß ich einer schönen Heiligen einen Dienst erweisen sollte. Es stand da nämlich an grünem Abhange ein großes Kreuz, aber nicht von jenen, die ihre Arme frei in die Luft strecken, sondern eines von der andern Gattung, von den eingefaßten, wo ein offener Kasten das Bild des Heilands vor den Unbilden der Witterung schützt. Unten waren Kränze von Glockenblumen, Rosen und Vergißmeinnicht eingelegt, oben lief ein Brettchen quer über dem Haupte des Gekreuzigten hin. Auf dem Brettchen standen mehrere fromme Täfelchen, vor dem Feldkreuze aber stand eine fromme Bauersfrau und neben ihr zwei Jungen. Als ich herangekommen, deutete die Bäuerin wehmüthig hinauf zu jener Leiste und machte mich aufmerksam, daß eines von den Bildchen umgefallen sei und auf dem Gesichte liege; ich möchte doch um Gotteswillen das Gemälde wieder aufstellen; die Knaben hättens schon versucht, aber sie seien nicht groß genug und reichten nicht hinauf. Freundlich angesprochen von ihrem Zutrauen legt' ich Stock und Wanderbündel ab und stieg in das Gehäuse empor, streckte meine Hand nach dem umgefallenen Bildniß aus und richtete es wieder geziemend auf. Und siehe da, als ich näher zusah, war es Filumena, die neue Heilige, deren Ruf vor nicht langen Jahren aufkam und die sich in so kurzer Zeit allgemein beliebt gemacht hat. Keine Capelle, kaum eine Stube, kaum ein Feldkreuz, die nicht mit Filumenens Bildniß geschmückt wären, ja selbst die

Mädchen werden häufig schon nach ihr getauft. Ich habe nicht versäumt, mich zu gelegener Stunde genauer um diese Heilige zu erkundigen und man hat mir zur Aufklärung zwei Druckschriften mitgetheilt, von denen die eine, kleinere, Anton Passy, Priester der Versammlung des heiligsten Erlösers, 1834 zu Wien herausgegeben hat, wogegen die größere, aus dem Französischen übersetzte, 1836 zu Innsbruck erschienen ist. Beide beruhen auf einem Werke, das einen Priester zu Mugnano im Königreich Neapel, Don Francesco de Lucia, zum Verfasser hat und bereits verschiedene Auflagen erlebte. Wir entnehmen diesen Quellen, daß Don Francesco im Jahre 1805 eine Reise nach Rom machte und dort in die Schatzkammer der heiligen Reliquien Eintritt erhielt, weil er den Wunsch ausgesprochen hatte, einen heiligen Leib zu erwerben. Er wählte sich die Gebeine einer Heiligen, die ein Jahr zuvor in den Katakomben ausgegraben worden. Man hatte dabei einen Leichenstein aus den Zeiten des Kaisers Diocletian gefunden mit den Worten: Lumena Pax Te Cum Fi, aus welchen der gelehrte Partenius entnahm, daß der Name der Seligen Filumena sein müsse, indem nämlich diese Inschrift nach der damals gebräuchlichen Art βουστροφηδόν geschrieben sei. Ferner waren auf dem Steine ein Anker, mehrere Pfeile, eine Geißel und Lilien eingehauen. Don Francesco erhielt nach manchen Schwierigkeiten die sehnlichst gewünschten Gebeine und begab sich damit nach Neapel. Dort wurde das Gerippe mit einer aus gepreßtem Papier gebildeten weiblichen Gestalt überkleidet, diese aber wieder in ein weißes jungfräuliches Gewand gelegt und ein purpurner Mantel unterbreitet. Dieser anmuthige Gebrauch Italiens, die modernden Reste Dahingegangener in die blühende Form leiblicher Jugend zu hüllen, scheint uns der ernsten deutschen Art, welche die nackten Knochen zur Ver-

ehrung ausstellt, bei weitem vorzuziehen und erhielt auch unverzüglich Filumenens volle Billigung. Sie bediente sich nämlich gleich von Anfang an des Lärvchens, das sie ihr zu Neapel umgelegt, als ihres eigenen Gesichts, indem sie mit lieblichem Fürwitz die Augen aufschlug, bald das eine, bald das andere, bald alle beide, bald erröthete, bald lächelte oder die Stirne in düstere Falten zog. Sofort wurde die Heilige mit großer Feierlichkeit nach Mugnano gebracht und am zehnten August 1805 daselbst unter Glas und Rahmen aufgestellt. Alsbald ereigneten sich auch viele Wunder und der Ruhm der „neuen Heiligen" — unter dieser Bezeichnung gilt sie auch jetzt noch — verbreitete sich über die weite Nachbarschaft. Noch geraume Zeit wußte man indessen zu allgemeiner Bedauerniß nichts von ihr, als ihren durch den gelehrten Partenius festgestellten Namen, bis sie endlich selbst der frommen Wißbegierde entgegenkam. Sie eröffnete nämlich während des Jahres 1832 einer frommen Nonne zu Neapel das Wissenswürdigste aus ihrem irdischen Leben. Nach dieser Offenbarung ist ihr Name Filumina, was auf lateinisch Tochter des Lichts bedeute — weßwegen es ganz irrig wäre, mit griechischer Sinneinlegung Philumena zu schreiben — und ihr Vater war ein König in Griechenland, der sich einst, weil ihn Kaiser Diocletian mit Krieg bedrohte, in ihrer Begleitung nach Rom begab, um den übermächtigen Gegner zu versöhnen. Diocletian versprach Frieden zu halten, wenn ihm der König seine schöne Tochter zur Frau gäbe. Der Vater war nun über alle Maßen froh und freute sich der Ehre, die seinem Hause widerfahren sollte, allein Filumena erklärte, es thue ihr zwar leid, aber sie habe bereits im eilften Jahre ihres Lebens das Gelübde der Jungfrauschaft abgelegt und ihr Bräutigam sei Jesus Christus. Nunmehr wurde sie auf Diocletians Befehl und mit

ihres Vaters Zustimmung gemartert, wobei der Anker, die Pfeile und die Geißel, wie sie auf dem Leichensteine abgebildet, zur Verwendung kamen, und zuletzt am zehnten August irgend eines Jahres, das sie nicht angab, enthauptet, gerade an dem Tage, wo man sie später nach Mugnano übertragen hat. — Der Wunder, die das Innsbrucker Buch erzählt, sind unzählige und manche von der wunderlichsten Art. Hin und wieder gewinnt es den Anschein, als wolle der Herausgeber dem hohlen Aufkläricht unsrer Tage durch garstige Zweifel selbst eine Libation bringen, aber diese Einwürfe sind immer schnell widerlegt, zumal mit dem schlagenden Grunde, daß die Wunder Gott ja keine Anstrengung kosten. Eines nur unter hunderten wollen wir herausheben, weil es so gut hierher paßt, nämlich zu unsrer Begebenheit mit dem Feldkreuz. Ein Knabe, scheinbar zu Ancona, denn genau ist's nicht zu entnehmen, sollte ein Bild der Heiligen, das er eben gekauft, einem Ordensgeistlichen übergeben, ließ es aber in seiner Unachtsamkeit auf den Boden fallen. Der Mönch gab ihm einen Verweis, der Knabe dagegen schaute nach dem Bild, das er fallen lassen, und rief: O Wunder! seht, wie die Heilige aufrecht steht! Und in der That — der Mönch sah das Bild im Gleichgewicht auf dem Boden stehen, und nachdem er es lange Zeit betrachtet, nahm er es in die Hand und ließ es, um sich besser von dem Mirakel zu überzeugen, vorsätzlich wieder mehrmal fallen, wobei sich denn zeigte, daß es nicht eine Wirkung des Zufalls, sondern ein wunderbares Spiel der göttlichen Allmacht war. Dieses nun mit dem Phänomen im Feldkreuze zusammen gehalten ergibt die Moral, daß die heilige Filumena, wenn sie zu Ancona auf den Boden fällt, von selbst aufsteht, bei Kappel im Paznaun aber gerne liegen bleibt, bis sie etwa ein vorüberschlendernder Pilger

wieder aufrichtet. Wie dem auch sei, die Hülfe wurde ihr gern geleistet, und in Anbetracht der Freudigkeit meines Diensteifers wird mir's die Heilige auch nicht zu hoch aufnehmen, wenn ich in meinem Glauben, der talentvolle Don Francesco habe ihr mehr Gutes nachgesagt als ihr selbst lieb sei, etwa Unrecht hätte.

Nun sind wir bald am Anfang des Paznauns. Die bunten Halden von Kappel verlieren sich wieder, die Schönheit schrumpft mählich ein, die Schrofen zeigen sich kecker, rücken immer näher heran und zuletzt, etwa eine halbe Stunde vor dem Schloß auf Wiesberg, geht das Thal in eine wilde Schlucht zusammen, wo tief unten die Trisanna braust. Das Sträßchen ist aus dem rothen Gestein geräumt, das darüber wie eine Wand in die Höhe läuft und oben sich drohend herauslehnt. Ersteres ist ziemlich verschrien und nach langen Regengüssen auch nicht ohne Gefahr zu begehen, indem sich zu solchen Zeiten bald hoch, bald nieder, Trümmer ablösen und den Steig unsicher machen. Die letzten Regentage waren auch hier nicht spurlos vorüber gegangen, denn an manchen Stellen lagen große und kleine Felsblöcke auf dem Weg, die erst ganz vor kurzem herabgefallen. Auch hatt' ich ein paarmale selbst die Freude, solche Stückchen herunterkommen zu sehen, die sich neckisch über das Sträßchen trollten und mit tändelnder Leichtigkeit in den Schlund stürzten — ein niedlicher Anblick, so lange man nicht in den Wurf kommt. Im Winter ist's indessen noch ärger, denn da der Weg an manchen Strecken nur auf Geschiebe ruht, so mag der Bach leicht die Unterlage wegfressen und dann kollert stellenweise der ganze Bau hinunter. So kann's kommen, daß die Verbindung mit dem Thale oft tage- und wochenlang abgeschnitten ist. Jetzt führt hier eine gute Fahrstraße.

Endlich geht's hinab zum Wasser und über eine hölzerne Brücke. Die Schrofen weichen zurück, der Weg

führt tröstlich in tiefem Thale an dem Schlosse Wiesberg vorbei, und endlich hinauf zur Heerstraße, die vom Arlberge herunter kömmt, aber hier noch thurmhoch an der Halde hinläuft und erst gegen Landeck hin sich zum Fluß herabläßt.

Das Schloß Wiesberg steht also da als Warte am Eingang von Paznaun, auf einer vorspringenden Felsennase; der Weg führt im Fichtenwald hinauf. Unten stürzen Trisanna und Rosanna zusammen, um miteinander als Sanna dem Inn zuzulaufen. Im grauen Schlosse oben sollen verschiedene ritterliche Alterthümer gezeigt werden; ein Bauer von Fließ aber, der mit mir ging, sagte, es sei jetzt alles verschleppt. Ich glaubt' es ihm um so lieber, als es Abend war und gerade noch so weit nach Landeck, um mit einfallender Nacht dort anzukommen.

Von nun an führt die prächtige Landstraße bequem hinab nach diesem Dorfe. Es ist immer noch das Stanzerthal, das vom Arlberg herunterläuft, aber schon mit der herrlichen Aussicht ins Innthal. Da ist alles riesig uud groß in der Höhe und dabei doch alles lachend und freundlich in der Niederung. Da ziehen oben die langen himmelhohen Wände hin und unten liegen schöne Dörfer in grünen Auen, in gelben Feldern, überall Häuser und Höfe. Gleich wenn man vom Paznauner Weg heraufsteigt, stellt sich hoch oben auf einem laubreichen Bergrücken der spitze Thurm von Tobadill dar, links über dem Wege liegt die große Kirche von Grins, einem alten Orte mit gothischen Bauernhäusern; dann kömmt man ins malerische Dorf Pians, das mit zwei- und dreistöckigen schmalen Häusern, die alle an der Straße stehen, fast an Italien mahnt. Mitten durchgerissen ist eine Schlucht, aus der ein Wildbach herausstost. Oberhalb des Dorfes steht das alterthümliche Kirchlein St. Margrethen, und so erreicht man zwischen lauter Schönheiten hindurch das stattliche Dorf Landeck.

XXII.

Oberinnthal — Oetzthal — Schnals.

1842.

Landeck ist ein Dorf, das sich feiner ausnimmt, als manches Städtlein — anderthalbtausend Einwohner, ansehnliche Häuser, malerisch aufgestaffelt, reinliche Gassen, eine schöne Brücke, eine große gothische Kirche, ein stolzes Schloß in der Höhe — dazu ein lebendiger Strom und ragende Berge. Dieses Dorf liegt auf beiden Seiten des Inns und heißt der eine Theil linker Hand Perfux, der andere Angedair, wunderliche Namen, deren Bedeutung aber doch schon gefunden ist.

Die schöne Kirche zu Landeck steht auf einer Höhe über dem Dorfe. Die Sage von der Gründung des ersten Gotteshauses ist vorne im Chor auf einem Gemälde dargestellt. Man erfährt daraus, daß vor sechshundert Jahren oben im Gebirge auf Trambs ein bäuerliches Ehepaar gelebt, dem ein Wolf und ein Bär zwei Kinder fortgetragen. Die hülflosen Eltern stiegen eiligst herunter zu Marien „im finstern Walde," die in jener Zeit auf dieser Stelle verehrt wurde und gelobten in der Angst ihrer Seele eine Kirche daselbst zu erbauen. Und während sie beteten, trugen Wolf und Bär die Kinder im Rachen herbei und legten sie unversehrt vor den Eltern nieder. Darnach entstand da eine vielbesuchte Wallfahrt, die man seiner Zeit zu Unsrer lieben Frau im finstern Walde nannte.

Die jetzige Kirche ist aber spätern Baues und wohl erst mit dem Jahre 1506 vollendet worden, wie die Jahreszahl andeutet, die über dem großen Portale steht. Hinten in dem Schiffe zur rechten Hand ist ein gothischer Altar aus gleicher Zeit und daneben das Grabmal des edlen und gestrengen Oswald von Schrofenstein, der viel gethan zum Bau der jetzigen Kirche und gestorben ist 1497. Er führte einen Steinbock im Wappen, bei dem ältern alpinischen Adel ein vielbeliebtes Abzeichen. Auch im Chore der Kirche ist ein Denkschild, der jenes Ritters Gedächtniß bewahrt. Ein früherer dieses Geschlechts fiel mit Herzog Leopold bei Sempach. Schrofenstein, die Burg, liegt von Landeck aus zu sehen, auf dem linken Ufer des Inns im Bergwalde, schmales, thurmartiges Gemäuer von gelblicher Farbe, scheinbar an den Schrofen hingelehnt, in Wirklichkeit aber auf einer freistehenden Felsenstufe. Es ist schwer hinauf zu klettern; manche unternehmen aber das Wagniß dennoch, gelockt von dem vierhundertjährigen Wein, der nach der Sage noch immer im Burgkeller geschenkt wird, obgleich ihn die Bayern schon vor dreißig Jahren ausgetrunken. Uebrigens ist es auch der Mühe werth, der Schönschau willen hinzugehen.

Die schöne gothische Kirche zu Landeck ist in neuerer Zeit, von 1858 an, hauptsächlich auf Betreiben des nun verstorbenen Curaten Crazolara, geschmackvoll und stylgerecht hergestellt worden. Die in Tirol mit Ehren bekannten Bildhauer Stolz und Trenkwalder, dieser ein geborner Landecker, fertigten die neuen Altäre. Ueberdieß schmücken das Gotteshaus jetzt schöne Glasfenster aus den Anstalten zu Innsbruck und München, eine prachtvolle Kanzel und ein neuer Thurm nach dem Entwurf des Architekten Vonstadl.

Seitdem ist auf dem Friedhofe auch eine Capelle erstanden, welche die Landecker und ihre Nachbarn am 22. Juli 1869 unter

allen landesüblichen Festlichkeiten, als Glockengeläute, Böllerkrachen, Fahnenschwingen, Hochamt, Scheibenschießen und Ehrenmahlzeit, eingeweiht haben. Sie ist dem Andenken der zehn Landesschützen gewidmet, die am 22. Juli 1866 bei Le Tezze in der Valsugana gefallen sind. Damals kämpfte die Landecker Schützencompagnie zwei Stunden lang im dichtesten Kugelregen gegen den zwanzigfach überlegenen Heerhaufen des General Medici und wich nicht eher, als bis sie der strengste Befehl zum Rückzug zwang.

Vor die Kirche zu Landeck, unter die Linde, die ehemals stand, verlegt die Ueberlieferung eine schöne Begebenheit. Herzog Friedrich nämlich, mit der leeren Tasche, war in Reichsacht von Constanz entronnen und über Bludenz und den Arlberg nach dem getreuen Land Tirol gegangen. Weil aber der feindliche Bruder, Herzog Ernst, im Lande lag und Prälaten und Ritter zu ihm standen, so hielt sich Friedrich verborgen und nahm sein Versteck bei Hans von Müllinen auf der Burg Berneck im Kaunserthale und dann bei etlichen vertrauten Bauern in den Hochthälern. Aus einem solchen Orte kam er einmal nach Landeck herab, um die Stimmung des Volkes zu versuchen. Im Dorfe wurde damals zur Feier der Kirchweihe ein bäuerliches Reimspiel aufgeführt. Der Herzog ging nun als Pilgram verkleidet selbst unter die Gaukler und sang den Landleuten im Schatten der grünen Linde eine Geschichte vor, wie ein ehrenhafter, fürstlicher Herr, der es zu allen Zeiten mit den Bauern gehalten, in Widerniß und Fehde hart bedrängt, seine Herrschaft verloren habe und als Flüchtling im Elend irre. Als nun der Fürst seine Ballade gesungen, rührten sich die Bauern und riefen alle zusammen: das ist ja die Geschichte von unserm lieben Herzog Friedel; dieser aber warf alsbald Muschelkragen und Pilgerstab weg und gab sich in seiner wahren Eigenschaft zu erkennen. Sofort dann mächtiges

Freudengeschrei von allen Seiten und helle Begeisterung, so daß die Bauern den Herzog auf den Schild erhoben und jubelnd durch die Gassen von Landeck trugen. Nebstdem versprachen sie mit festem Handschlag in allen Nöthen ihm beizustehen und gegen seinen Bruder, gegen geistliche und weltliche Herren zu helfen, was sie auch getreulich ausführten. Und die Anhänglichkeit des Landvolks hat dem Herzog die Grafschaft Tirol erhalten. —

Das Schloß zu Landeck ist ein stolzes, aus Bruchstein aufgeführtes Gebäude, schön gelegen auf einem Felsenschopfe, der aus dem Inn aufsteigt. Rechts und links an der Vorderseite ist der Bindenschild von Oesterreich aufgemalt. Manches Gelaß in der Burg mahnt noch an die Zeit, wo die ritterlichen Pfleger zu Landeck hier oben saßen; zumal die prächtige Vorhalle erinnert an jene Tage, auch etwa, doch mißliebiger, das Burgverließ. Die Stuben des Burggesindes lassen sich noch leicht unterscheiden von den Herrenkämmerchen. Mehrere von diesen sind obwohl in späterem Geschmacke getäfelt. Einige werden bewohnt und dienen armen Leuten zum Unterschluf. Die Aussicht ist sehr lobenswerth. Die schönen Straßenzeilen des Dorfes, stufenweise übereinander, der grüne Fluß und die weißen Gebäude, die auf der Höhe des andern Ufers aus Büschen und Bäumen hervor scheinen, sind ein lustiger Vorgrund. Drüben jenseits des Zusammenflusses der Sanna mit dem Inn steht der Burgstall von Schrofenstein im wilden Park und daneben, schon wieder auf ganz anderm Grunde, das alte Dorf zu Stanz, erhaben auf seinem Berghang, dessen reicher Fruchtwald verhüllend über die Dächer gewachsen ist und kaum den Kirchthurm noch hervorspitzen läßt, wogegen von der untern Halde der grüne Rasen weggespült und so die braune Erdwand zu Tage Tage gekommen ist. In der Höhe überall kahle Hörner mit silbernem Scheitel.

Landeck ist übrigens ein lebendiger und wohlhabender Ort. Es gehen hier drei vielbefahrene Straßen auseinander — die eine über den Arlberg, die zweite nach Innsbruck oder nach Füßen, Augsburg und München, die dritte über Finstermünz nach dem Süden. Daher viel Geschäft mit Fuhrwägen und Reisenden und deßwegen auch mehrere große Gasthöfe, städtisch eingerichtet und mit allen erlaubten Bequemlichkeiten versehen.

Zur Erklärung des schönen, reinlichen und herrenmäßigen Aussehens des Dorfes Landeck wollen wir indessen noch beifügen, daß in Tirol die Städte überhaupt sehr dünn gesäet sind und daß daher die Dörfer und Flecken in Handel und Wandel die Dienste ihrer zinnengekrönten Schwestern versehen. Deßwegen findet man denn auch in Tirol so viele schöne und wohlgestaltete Dörfer. Telfs, Silz, Imst, Landeck, Prutz, Nauders, Mals und die Orte an der Brennerstraße wie im Pusterthal haben alle dieses stattliche Ansehen.

Fahren wir nun, um schneller ins Oetzthal zu gelangen, am Inn hinab nach Imst. Der Fußweg auf dem rechten Ufer, der über liebliche Berghalden nach Schönwies führt, soll zwar noch um ein Gutes anziehender sein als die Landstraße, es ist aber nicht möglich alle schönen Steige abzulaufen, und über die Straße selbst ragt die wilde Natur des Innthales mächtig genug herein, um uns vollständig zufrieden zu stellen. Bald kommt man nach Zams, welches noch in fruchtbarer, geräumiger, mais- und obstreicher Feldmark liegt und als die älteste Pfarre in weiter Gegend bekannt ist. Links über dem Inn hinter dem Weiler Letz in einer schaurigen Felsenhöhle tost ein herrlicher Wasserfall, an den man nicht, wie wir, vorbeigehen soll. Dann erhebt sich Kronburg, eine alte Veste, die einst den Starkenbergern gehörte und von Herzog Friedrich gebrochen wurde, noch in Trümmern stolz und herrschend auf einem Felskegel,

der selbst ungemein ernst und groß aus dem Thale aufsteigt, frei von allen Seiten und im schönsten Ebenmaße vom breiten Fuße zum spitzen Haupte sich verjüngend. Lange will sich das Auge nicht von dieser Erscheinung abwenden, von dem gekrönten Berge, der wie ein Fürst in der Landschaft sitzt, drohend und Verehrung heischend. Die Gegend ist sonst hier herum wild und enge; scharfe Wände stehen am Wege, Wasserfälle schäumen herunter. Erst allmählich bildet sich wieder breiterer Thalgrund, in dem sich leider auch der Inn mehr gehen läßt und oft überfluthend viel weiter greift als er soll. In solcher fruchtbarer Fläche liegt ein freundliches Dorf, Mils benannt, und diesem gegenüber das Dörfchen Untersauers, welches eine Colonie von Landfahrern ist, die meistens nur dort verweilen, um von ihren Zügen auf einige Zeit auszuruhen. Diese Landfahrer oder Lahninger, Dörcher, wie man sie jetzt gewöhnlich nennt, sind ein seltsamer, schon oft geschilderter Schlag von Leuten und führen ein abenteuerliches Leben. Sie kommen hauptsächlich im Oberinnthale und im obern Vintschgau vor. Ihr eigentliches Wesen ist, daß sie das ganze Leben in der Welt herumfahren und mit Obst, Geschirr und andern kleinen Waaren handeln. Viele besitzen keinen eigenen Herd um sich zur Ruhe zu setzen, die reichsten nur ein kleines Häuschen. Ihr Fahrzeug ist ein Karren, den sie selber ziehen, wenn nicht ein Eselchen oder eine abgejagte Mähre aushilft. Der Lahninger, der arme Mann, will aber nicht allein in der Fremde herumfahren; er sehnt sich nach einem süßen Weibe, nach einem freundlichen Augentrost, und manchmal scheint er recht glücklich zu sein in seinem Werben, denn man sieht mitunter ganz hübsche Frauen vorgespannt. Solchen Verbindungen steht übrigens die weltliche Behörde zumeist entgegen, in Anbetracht der Armuth und des unsichern Erwerbsstandes der Braut-

leute. Da soll's denn manchmal vorkommen, daß sie nach Rom pilgern und sich am Grabe der Apostel trauen lassen. Neu vermählt kommen sie ins Vaterland zurück, zeigen der Behörde päpstliche Briefe und Siegel vor, werden aber wegen Uebertretung der Landesgesetze gleichwohl mit Gefängniß und Ruthenstreichen bestraft. So bringt das Dörcherpaar in der Haft seine Flitterwochen zu, welches Leiden sie aber nur noch fester zusammenkittet, so daß sie das ganze Leben nicht mehr von einander lassen und auf allen Heerstraßen mit vereinten Kräften an dem Karren schieben. Nicht selten sind sie auch reich mit Kindern gesegnet — die Säuglinge erhalten ihre Wiege unter dem Dache des Wagens, die Erwachsenen ziehen selber mit und bilden später wieder neue Dörcherfamilien. Manche davon sind am Wege hinter den Haselstauden auf die Welt gekommen. Es ist ein eigener Anblick, diese Geschlechter zu sehen, oft zu sieben und acht Personen vornen und hinten ziehend und schiebend an der fahrenden Hütte, ihrem Besitz, ihrem Schatzkasten und ihrer Wohnung, etwa einmal mit sorgenvollen, trüben Blicken, hin und wieder auch, wenn die Zeiten gut sind, guter Dinge und voll frohen Muths.

Weniger als dem unbetheiligten Touristen behagt dieser Anblick dem seßhaften Bauersmann, der in dem Dörcherwesen mit Recht eine Landplage sieht. Allmählich kommen selbst die Römerehen ab und die Pärchen suchen sich mehr und mehr auch ohne priesterlichen Segen fortzuhelfen. Leider entwickeln sie dabei eine maßlose Fruchtbarkeit. Mädchen mit neun bis zehn unehelichen Kindern sind nicht ganz selten. Für die Erziehung dieses Nachwuchses geschieht natürlich gar nichts und die wenigsten kommen in eine Schule. Der Dörchergeist soll überdieß so unzerstörbar sein, daß solche Sprossen, die von barmherzigen Leuten noch als Windelkinder in Pflege genommen wurden, heimlich mit den

Lahningern davonliefen, sobald sie nur erst gehen gelernt. Wenn der Handel mit Geschirr und Obst nicht genug erträgt, so verlegen sich die Dörcher auf den Bettel, und wenn dieser nicht zureicht, auf den Diebstahl. Sind sie krank und alt geworden, so muß die Gemeinde für sie sorgen, ebenso für die Kinder, die sie ohne Vorsorge zu Hause lassen. Es fehlt nicht an Vorschlägen, wie diese schwere Belästigung des Landes zu beseitigen, allein zur Zeit besteht sie noch in voller Kraft.

Die Dörcher haben auch wie andere Gewerbe ihren Jahrtag, nämlich die Kirchweih zu Landeck. Dort kommen sie von nah und fern zusammen und verleben einen lustigen Tag. Dieser Gebrauch soll aus den Zeiten Friedrichs mit der leeren Tasche herrühren, denn die Dörcher behaupten, sie hätten sich damals zuerst für ihn ausgesprochen und seine Partei ergriffen; deßwegen habe er ihnen den Jahrtag gestiftet.

Den Namen Dörcher erklärt man als Theriaker. Der Theriak war nämlich früher eine hochgeschätzte Wunderarznei, mit deren Verkauf sich gerade solche herumziehende Strolche beschäftigten. Lahninger soll aus Landgänger entstanden sein.

Es herrscht aber im Oberinnthale, das Lechthal ausgenommen, allenthalben große Armuth. Der Grundbesitz ist sehr zersplittert und von Muhrbrüchen und Ueberschwemmungen stets gefährdet. Wenige Gegenden sind so fruchtbar, daß die Ernte für die Bewohner ausreicht und viele derselben gehen daher als Hirten oder Maurer in die Fremde. In ihren Sitten sollen sie dadurch keineswegs gewinnen, obwohl sie mitunter kleine Ersparnisse nach Hause bringen. Aus diesen Gegenden ging auch 1857 die bekannte Colonie nach Pozuzu in Chile ab. Die streitende Kirche hat hier ihren getreuesten Anhang, denn die Oberinnthaler gelten für die finstersten Köpfe in Tirol. Was Politik betrifft, sollen sie aber manche heimliche und nicht ganz ungefährliche Gedanken hegen. Manchmal hört man sie die Behauptung aufstellen, sie könnten sich wohl selbst regieren und brauchten keine Herren mehr. Im Jahre 1848 war sogar das würdige Stift zu Stams nicht ganz ohne Sorgen vor seiner Nachbarschaft,

denn die Bauern sprachen damals unumwunden aus, es möchte die Zeit wohl auch noch kommen, wo statt der Herren von Cisterz sie selbst aus den Fenstern des Klosters schauen würden.

Im Uebrigen scheinen aber die Oberinnthaler sehr friedlich zu sein und ihre Rechtshändel lieber bei einem Seidel Wein zu schlichten als vor Gericht. Wenigstens war in diesem Landestheil viele Jahrzehente hindurch nicht ein einziger Rechtsanwalt zu finden. An den letzten Advocaten, der vor langer Zeit zu Imst gelebt, hat sich überdieß eine seltsame, dem Stande keineswegs günstige Sage angehängt. Als jener nämlich gestorben war und der Leichnam vor dem Hause eingesegnet wurde, kam er selber, scheinbar ganz lebendig, oben ans Fenster und lachte höhnisch herunter. Von Stund an wagte niemand mehr ins Haus zu treten, doch sandte man sogleich nach ein paar Capucinern, welche auch um Mitternacht erschienen, den Unhold, der ein großer Betrüger und Wucherer gewesen, mit Stricken banden und ihn in die Ruinen von Starkenberg führten, wo sie ihn für ewige Zeiten festbannten. Ein Pfafflarer, der eben des Weges war, ging den Capucinern nach, betrachtete sich die Sache und erzählte sie dann weiter. Auf diese Art nur konnte sie bekannt werden, denn die beiden Patres haben nie davon gesprochen.

Wenn man von Mils etwa eine Stunde in der schönen Niederung fortgefahren, geht's noch einmal über einen steilen Berghang und allgemach zeigt sich dann der große Flecken Imst, Hauptort des Oberinnthales, Sitz der Behörden und andrer angesehener Leute. Gleich rechts vom Flecken steigt der prächtige Tschirgant in die Höhe, hier wie eine ungeheuere Pyramide anzusehen, ein höchst eindrücklicher Klotz.

Imst ist ein gut gebauter Flecken, aber ohne erhebliche Merkwürdigkeiten. Angenehm ist ein Spaziergang auf den Calvarienberg, auf dessen vorderster Höhe ein Kirchlein des heiligen Johannes steht mit offener Aussicht über den Markt und seine bergige Umgebung.

Dieser Flecken besaß im vorigen Jahrhundert großen Ruf als der Sitz des tirolischen Vogelhandels, der einst auf Moorfieldsquare zu London seine Niederlagen hatte und auch im Orient und namentlich zu Konstantinopel seine Sänger auf den Markt brachte. Seine Gönner in England gingen so weit, die Kanarienvögel der Tiroler selbst über jene der canarischen Inseln zu stellen. Alle übrigen Vögel dieses Namens, behaupteten sie, sängen wie Heidelerchen, die tirolischen aber wie Nachtigallen. Letzteren allein sollte jener seelenerhebende Zug Philomelens glücken, den die Engländer jug nennen. Zur Erklärung dieses Talents nahmen die britischen Naturforscher sogar ihre Zuflucht zu der Hypothese, daß die meisten der aus Tirol eingeführten Kanarienvögel von Eltern erzogen worden seien, deren Ahnen den Gesang bei einer Nachtigall gelernt. Uebrigens ist dabei zu bemerken, daß die wenigsten der von den Tirolern verhandelten Vögel in Tirol zur Welt gekommen waren, denn die Mehrzahl wurde erst in Schwaben angekauft, wo zu damaliger Zeit die Gärtner zum Besten der reisenden Händler große Vogelhecken unterhielten.

Die meisten Begebenheiten des Spindler'schen Vogelhändlers spielen in der Gegend von Imst. Auch die Art und Weise, wie dieser Handel betrieben wurde, ist in jenem Romane nach den Angaben alter Leute glücklich und anziehend geschildert, der treffliche Name Tammerl aber, den der ehrenwerthe Vogelhändler, Seraphins nachmaliger Schwiegervater, führt, ist jedenfalls einer Firma in Zams, Baumwoll- und Seidenzeugfabrik, entlehnt. Früher waren überhaupt noch bessere Jahrgänge für die oberinnthalische Metropole — es war da einmal auch viel Bergsegen und großer Gewerbfleiß. Jetzt ist die Kanarienzucht aufgegeben, der Bergsegen eingegangen und der Gewerbfleiß, der sich in einigen Fabriken bethätigt, ist auch nicht mehr so einträglich als

23*

zu andern Zeiten. Dazu kommt noch, daß am 7. Mai 1822 der ganze Markt von zweihundertundzwanzig Häusern bis auf vierzehn abbrannte. Dies hat die Imster völlig arm gemacht und es ist eine Frage, ob sie sich je wieder in die alte Blüthe hinarbeiten werden. Sonst zeigen sie viele schöne Anlagen, insbesondere für die Kunst. Staffler weiß acht Eingeborne zu nennen, die als Bildhauer und Maler gelebt und sowohl inner- als außerhalb ihres Vaterlandes Anerkennung gefunden haben. Darunter ist der neueste Alois Martin Stadler, zu München, zu Neapel und Rom gebildet, wohlbekannt wegen manches schönen Altarblattes, das er in tirolische Kirchen gemalt.

Lassen wir nun den Flecken, um wieder weiter zu ziehen. Man muß erst auf der Landstraße hoch hinaufsteigen, nach Karres, wo die niedliche Kirche steht, deren dünner gothischer Thurm so fern ins Land hineinschaut. Von da sieht man ins Pitzthal, das weit hinten von grausen Gletschern beschlossen wird, und ebenso erschaut man den grünen Rücken des breiten Venetberges, der voll milder Alpen und schöner Forste ist und aus der Gegend von Landeck herüberstreicht bis an den Pitzabach, welcher bei Karres in den Inn fällt. Unterhalb dieses Dorfes geht der Weg ins Oetzthal von der Landstraße ab. Diese selbst würde uns in fünf Stunden dem Inn entlang nach Stams führen, nach dem ansehnlichsten und reichsten, wiewohl jüngsten der tirolischen Stifter. Es ist im Jahre 1272 gegründet worden von jener Elisabeth, der Mutter Conradins, und ihrem zweiten Eheherrn, dem Grafen Meinhard von Tirol, als Gedächtnißmal zur frommen Erinnerung an den letzten Hohenstaufen, der zu Neapel enthauptet worden. Die Cistercienser-Abtei zu Stams ward das St. Denis der tirolischen Fürsten. Die Stifterin selbst, die Görzer und die früheren Habsburger, Herzog Friedrich mit der leeren

Tasche und Sigmund der Münzreiche sind da begraben mit Frauen und Kindern. Auf dem sonnigen Anger vor dem Stifte empfing auch Kaiser Max I., der sich im Jahre 1497 mit seinem ganzen Hofgesinde hier eingelagert hatte, die prachtvolle Gesandtschaft des türkischen Sultans Bajazeth, welcher um des Kaisers Schwester Kunigunde werben ließ. Einige Eingeweihte wollen sogar wissen, der Sultan habe zur Unterstützung seines Anliegens ein Christ zu werden versprochen.

Im Jahre 1552 wurde das Kloster durch die Kriegshaufen des Herzogs Moriz von Sachsen verwüstet und selbst der Gräber nicht geschont; deßwegen ist auch an Alterthümern nur wenig mehr vorhanden.

Wie Adolf Pichler berichtet, sieht man jetzt in Stams, das ich leider selbst noch nie besucht, nichts als die Statuen der hier begrabenen Fürsten mit Goldkronen und übergoldeten Kleidern der Reihe nach aufgestellt — alle Monumente sind verschwunden. Fragt sich aber doch, wer sie auf die Seite geschafft? Die Schmalkalden scheinen nicht allein die Schuld zu haben. Das schöne Grabmal Friedrichs mit der leeren Tasche und seines Sohnes, Erzherzog Sigmunds, welches Meister Hans Radolt 1475 fertigte, war 1609 noch vorhanden und wurde damals von Alexander Collin restaurirt. Aber auch dieses ist nicht mehr zu sehen und niemand weiß, wo es hingekommen.

Wir gehen also von der Straße ab und gegen Roppen zu, das auf der andern Seite des Stromes liegt. Rechts steigen da bewaldete Berge auf, links steht der Tschirgant, der nunmehr, nachdem man seine Vorderseite umgangen, aus einer Pyramide ein langer Bergkamm geworden und sich am Inn hinunter langsam verläuft. Er ist öde und wild zerissen; nackte Felsenwände wechseln mit gelben Erdfällen, die ihre Striemen von dem Joche herab bis an die Straße gezogen haben. Desto lieblicher und freundlicher hebt sich der Eingang

des Oetzthales hervor — da ist alles schön bebaut mit Hanf, Flachs, Mais und anderm Getreide, Obstbäume sind reichlich verstreut und die Dörfer Au und Sautens, die sich einander gegenüber liegen, das eine auf der Berghöhe, über welche dunkler Wald von Lärchen und Fichten hinzieht, das andere in hügeliger Niederung, zeigen manches zierliche Haus. Letzteres erfreut sich auch einer hübschen Kirche, einer der schönsten Dorfkirchen im Lande. Oetz ist ebenfalls ein stattliches Gemeinwesen und zu seinem stolzen Aussehen trägt nicht wenig bei St. Jörgens Kirche mit ihrem gothischen Thurme, die auf ragendem Felsen senkrecht über dem Dorfe prangt. Auch hier trefflicher Anbau und reicher Wachsthum, selbst heikler Früchte, denen die Lüfte von Oetz, die vor rauhen Nordwinden durch die Lage der Berge geschützt sind, besser bekommen sollen, als irgend andere im Innthale. Deßwegen behaupten auch Manche, dieses Dorf habe das mildeste Klima in ganz Nordtirol.

„Ja, was ist denn das! gar nicht einkehren heute?“ rief am letzten Wirthshause von Oetz mit lauter Stimme die Kellnerin, die auf den Stufenplatz vor der Pforte getreten war und lächelte so freundlich dazu, daß wir — zwei Fußgänger nämlich — obwohl nach Umhausen trachtend, doch gerne anhielten, um uns wenigstens zu entschuldigen. Sie, die pflichtgetreue Schenkin, ließ aber keine Ausrede gelten und zog uns mit sanfter Gewalt in die Zechstube. Dort setzten wir uns zu einer Halben und plauderten mit dem Mädchen, während sich draußen ein Gewitter erhob und in gräulichen Regengüssen herniederfuhr. Als dieß vorübergezogen, war's zu spät geworden, um noch weiter zu gehen, und so blieben wir denn in Oetz, wo wir auch ganz zufrieden waren.

Gleich hinter diesem Dorfe geben sich schon einzelne Züge des Oetzthales zu erkennen, der großartigen, bald wilden und schauerlichen, bald friedlichen und idyllischen,

nie reizlosen, cascadenreichen, gletschervollen Landschaft. Es ist bekanntlich unter den Nebenthälern Nordtirols das berühmteste wegen seiner Schönheiten. Die beständig abwechselnden Engen und Weiten, die Schluchten, die sich in weite Dorffluren öffnen und grüne Wiesenbreiten, die sich in die Klamm verlieren, die unzähligen Wasserfälle und die ragenden Bergwände sind die Reize des äußern Thales, Gletscher und Alpenwildnisse die des innern. Auch die Botaniker pilgern gern herein, denn manche Gewächse, die in den südlichen Gegenden des Landes heimisch sind, kommen diesseits der Ferner nur im Oetzthale vor, während auch die Flora der Voralpen und der Hochgebirge bis zum Fahrwege herunter reicht.

Oberhalb Oetz also — es war ein kühler Augustmorgen, die Luft war feucht, voll jagender Frühnebel und in der Gegend knallte es lebhaft zur Feier einer Kirchweihe — oberhalb Oetz rücken die Thalwände zusammen und bilden das G'steig. Der Bach stürzt in rauschenden Fällen über Felsen und Trümmer durch die Schlucht und der Weg geht daneben hinauf durch den Lärchenwald. Aus diesem herauskommend, ersieht man das Dorf Tumpen, wo eine Brücke über die Oetz geht mit der Aussicht auf schöne Wasserfälle, die rechts und links von der Höhe rauschen. Hier wird auch das Thal wieder breiter und gibt Raum für Getreidefeld und Wiesen.

Bei Tumpen gerade neben dem Wege steigt über tausend Fuß die Engelswand empor, ein schwindelnd hoher, senkrecht abgeschroffter breiter Felsenstock, auf dessen oberstem Plane etliche schwer zu begehende Höfe liegen. Engelswand soll das Riff deßwegen heißen, weil einst ein spielendes Kind durch einen Jochgeier von der Au im Thale hinweg auf diesen Grat getragen, von einem Engel aber jenem entrissen und der entzückten Mutter, einer Gräfin von Hirschberg, in die Arme gelegt worden

sei. — Uebrigens, so steil die Engelswand aufschießt, sie ist doch von den Oetzthaler Burschen schon öfter erklettert worden.

Unten an der Wand, nicht weit von der Brücke, zeigt sich eine Höhle, die einem Felsenthor ähnlich sieht. An dieser Stelle fuhr einst am späten Abend ein Fuhrmann vorbei und hörte schon von weitem schreien: „Auf, auf, es kommt die Rößlerin von Hall!" In der That sah er auch bald eine unheimliche Weibsgestalt sausend in die Pforte hineinfahren, welche sich dann prasselnd schloß. Als der Fuhrmann nach Hall kam und nach der Rößlerin fragte, vernahm er, sie sei jüngst verschieden, und zwar gerade zu der Zeit, da er an der Engelswand vorübergefahren. Sonderbare Sage! Wer diese Rößlerin gewesen, weiß jetzt niemand mehr anzugeben und wenn nicht Sebastian Ruf, der Geschichtschreiber von Hall, sie in den Kreis seiner Forschungen zieht, so wird ihre interessante Persönlichkeit wohl ewig ein Mysterium bleiben. Auch ist so räthselhaft, daß sie bis ins Oetzthal eilen mußte, um ihren Zweck zu erreichen. Sollte denn nicht ein näheres Höllenthor zu finden gewesen sein? — Zu anderen Zeiten sah man auch schon feurige Wagen pfeilschnell in jene Pforte hinabfahren.

Die Oetzthaler feierten übrigens an diesem Tage, am 5. August, das abgewürdigte Fest Mariä Schnee durch Kirchenbesuch in der Frühe. Die Kirchengänger begegneten uns in zahlreichen Haufen, was ein günstiger Umstand war für Besichtigung der Thaltracht. Die Männer nicht schlank, aber gedrungenen Baues, tragen spitze Hüte, dunkle, an der Brust mit Seide ausgenähte Jacken und braune Strümpfe, sehen prunklos, aber zierlich aus. Die Weiber, und zumal die alten, haben manches Auffallende. Die spitze Haube, in Tirol Schwazerhaube genannt, ist dasselbe, was im Vorarlberg Kappe heißt, nur in jedem Thale der Zeichnung nach diacritisch festgestellt: die Taille ist lang und durch

ein steifes Mieder gehalten, aus welchem kurze, bauschige Aermel hervorstechen, die den obern Arm bedecken, während der untere in schwarzen Handstutzen steckt. Der Rock ist kurz aber mächtig, zumal auf der Rückseite weit über das Mieder vorspringend. Die Waden endlich, was für das Wahrzeichen der Thalweiber gilt, stecken vom Knie bis an die Knöchel in den „Höslen," worunter man eine Art von wollenen Strümpfen versteht, welche bei den Stutzerinnen, unter die jedoch nur mehr alte Weiber zu zählen sind, einen dicken, geschwollenen Kreis um das Glied bilden, ungefähr von dem Umfange eines mäßigen Butternapfs.

Diese Oetzthaler Höslen möchten wohl mit den Alpbäcker Strümpfen, die wir früher besprochen, zusammenfallen; doch kann ich die Identität nicht ganz und gar verbürgen, da ich nur diese nicht jene forschend geprüft. Uebrigens sind sie mittlerweile fast gänzlich abgekommen und ebenso die ausgenähten Jacken der Männer.

Wir nähern uns Umhausen, das mit ragendem Spitzthurm in schöner freier Flur liegt. Die volkreiche Gegend zieht viel Nutzen aus den fruchtbaren Flachsfeldern, deren Erträgniß in guten Jahren auf fünfzehnhundert Centner steigt. Zu diesem Segen hat sie aber auch die Schrecken der Bergfälle, die oft verwüstend herunterbrechen, geduldig hinzunehmen. Hier in der Nähe ist jener berühmte Wasserfall des Hairlachbaches, einer von den besuchtesten, da er nicht weit von der Landstraße entlegen ist und die Fremden ihm bis auf eine halbe Stunde entgegenfahren können. Die weißen Staubwolken, wie sie links aus dem Bergwald aufsteigen, lassen sich schon vom Dorfe aus sehr deutlich gewahren; doch sind bis an den Fuß des Falles noch immer dreiviertel Stunden zu gehen. Der Pfad zieht links über die Wiesen hin, dem Bache entlang, an welchem die Um-

hauser ihre bequemen Dreschmühlen haben, etliche Hämmer, die vom Rade gehoben auf die unterlegten Garben fallen, dann in einen lichten Wald und zuletzt in die Schlucht selbst, wo er alsbald durch Trümmer und Schutt ziemlich rauh und steil wird. Der Donner des Sturzes kommt immer näher, der blendend weiße Qualm bricht immer deutlicher durch das Gehölz und endlich stehen wir ihm selbst gegenüber. Da kömmt er oben aus einem Felsenthor im dünnen Fichtenwald hervor und stürzt wie fließendes Silber über den ersten Absatz der kahlen Bergseite, und weil er da an einer Klippe anprallt, so wirft er sich, in seinem Zorne scheinbar ums Doppelte mächtiger geworden, in ungeheurem Schwunge weit über die untere Wand heraus und fällt welterschütternd in die Tiefe. Unten und oben geht rauchend der Schaum auf, in dem sich wechselnde Regenbogen bilden, damals besonders reich und glanzvoll, weil die heiterste Sommersonne in den Gischt schien. Wem's zu wild und tobend wird, der mag sich dabei Trost holen in der friedlichen Aussicht, die an derselben Stelle in das Thal hinaus und auf die Wiesen von Umhausen führt.

Der Bach aber, der mit seinem fünfthalbhundert Fuß hohen Sturze die Wanderer herbeizieht, erquickt sie auch mit seinen Forellen, und im Wirthshause zu Umhausen, bei Hrn. Marberger, hat seit vielen Jahren jeder einkehrende Fremde seinen Teller voll zu sich genommen. Dort ist auch ein reichhaltiges Fremdenbuch mit vielen wässerigen Gedichten, welche die Cascade den Leuten eingeflößt hat.

Bis hieher halten schroffe Wände, stolze Berge und freundliches wohlbevölkertes Thalgelände noch verträglich zusammen; hinter Umhausen aber kommen wilde, ausschließlich wilde Partien und das Zahme sucht man da für etliche Zeit vergebens. Fast eine Stunde lang

dräut eine schauerliche Schlucht, eine von den vielen, wo die Berge nach Regenwetter beweglich werden, dem Wanderer an den Kopf fliegen und den Pfad verschütten. Manche Stellen gibt es, wo das lockere Gerölle so steil am Wege steht, daß es Jahr aus Jahr ein auch an den trockensten Tagen herunterbricht, wie es denn überhaupt die Natur des Thales ist, daß es wegen des Reichthums an Wässern, der feuchten Atmosphäre und des zur Verwitterung geneigten Gesteines von Felsbrüchen, Bergfällen und Muhren sehr viel zu leiden hat. Unter solchen Betrachtungen gelangt der Oetzthalfahrer an eine Stelle, wo ihn leichtlich einiges Entsetzen befallen kann. Steile mürbe Wände von beiden Seiten stellen ihre drohende Stirne einander gegenüber und dazwischen hat sich der Bach seine Runst durchgerissen. Derselbe hat nun von Umhausen aufwärts schon allerwege rührig gebrummt und gedonnert, aber hier wird das Getöse grauenvoll. Das sieht aus wie ein Stück Weltmeer, mit dem ein brüllender Orkan seine Wesen treibt, um es in wüthender Brandung an ein Riff zu jagen — so bäumen sich die Wogen, so sieden die Wässer, so tobt alles durch einander. Dabei hört man auch noch mitten durch den Höllenlärm das dumpfe Aneinanderprallen der unsichtbaren Felsenblöcke, die der Bach in seinem Grunde daherwälzt. Gerade wo es am fürchterlichsten tost, geht ein schwankes Brückchen über die Wässer, welche es zu allen Zeiten mit ihrem Schaum übergießen. Da wird sich der Langsamste beeilen, um schnell hinüber zu huschen und vom festen Ufer auf der andern Seite desto behaglicher den Graus zu betrachten.

Es ist kein Wunder, daß der Volksglaube in dieser Schlucht des Schauders eine Schaar von boshaften Hexen wohnen läßt, die den Wanderer bei Nacht mit Teufelsspuk fast bis zum Wahnsinn plagen. Der Oetzthaler

betet und bekreuzigt sich, wenn er nach Gebetläuten den unheimlichen Pfad zieht.

Auf diese enge Wildniß folgt dann wieder die offene Gegend von Lengenfeld, lachende Fluren mit Wies und Feld, reich besetzt mit Häusern und Hütten, jetzt voll idyllischen Lebens, vor langen Zeiten, wie noch die Sagen melden, ein einsamer Bergsee. Jenseits der Oetz gewahrten wir den schönen Wasserfall des Lehnbaches, auf einer Anhöhe zeigte sich die Dreifaltigkeitskirche von Kropfbühel.

Lengenfeld ist ein großes, gut gebautes Dorf, das durch einen Fichtenhain und einen Fernerbach in zwei Theile geschieden wird. Auf den Jöchern, die das Thal begränzen, liegen schon bedeutende Gletscher, die da und dort in aller Ruhe auf die grüne Ebene herunterschauen. Aus einem solchen kömmt der Bach, dessen wir so eben gedacht und dessen ungestüme Wuth die Lengenfelder zu einem kostbaren Dammbaue genöthigt hat. Die Lengenfelder trinken lauter solches Fernerwasser — wenigstens sagten sie im Wirthshause, es gebe kein anderes. Frisch ist dieß Getränke allerdings und man behauptet sogar, es solle sehr gesund sein; aber solche, die nicht daran gewöhnt, können an der trüben, milchweißen Farbe leichtlich Anstoß nehmen.

Wer gern an die alten Zeiten deutscher Nation zurückdenkt, der läßt sich vielleicht nicht ungern sagen, daß in die stillen Gründe von Lengenfeld auch der unglückliche Conradin von Hohenstaufen zu zwei verschiedenenmalen reisig eingeritten ist, im März und im Julius 1264 nämlich, nicht gerade um wichtige Thaten zu verrichten, sondern wohl nur, um sein väterliches Erbgut zu beschauen. Zwei seiner Urkunden sind zu Lengenfeld ausgestellt.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts lebte zu Lengenfeld eine höchst originelle, ächt tirolische Persönlichkeit, der Frühmesser Christian Falkner. Er war am Neujahrstag 1765 auf

der nahen Höhe von Niedertai geboren, brachte sich erst als Leineweber, Nachtwächter, Wurzengraber fort, fing dann, nachdem er sich sechsunddreißig Gulden erspart hatte, im siebenundzwanzigsten Jahre zu studiren an, wurde 1797 zum Priester geweiht und 1805 als Frühmesser in seine Heimath nach Lengenfeld versetzt. Als Prediger und Beichtvater sehr beliebt und angesehen, da ihn seine gutmüthige und geistreiche Derbheit wesentlich unterstützte, legte er in Lengenfeld auch eine Pflanzschule für studierende „Bueben" an, welche später Priester werden sollten. Im Laufe der Jahre hat er gegen sechzig solche Jungen zur „Studi" vorbereitet und darunter wurden vierunddreißig auch wirklich zu Priestern geweiht. Da er sich um Erziehung, Ausbildung und Fortkommen seiner Zöglinge immerdar wie ein Vater annahm, so wurde er in seinen spätern Tagen der Lengenfelder Natte genannt. Als er im Jahre 1847 seine Secundiz feierte, erschienen dabei zu seiner großen Freude und Rührung einunddreißig hochwürdige Herren, die alle einst durch seine Schule gegangen. Der Lengenfelder Natte hieß aber auch abwechselnd der Höflichkeitsprofessor. Weil nämlich die Oetzthaler sonst einander alle dutzen und der Natte seinen Buben früh genug das „Ihrzen" beibringen wollte, so mußte täglich ein anderer den Städter vorstellen, den die übrigen der Uebung wegen mit Sie anzureden hatten. Wer sich da verfehlte, kam nicht ohne ein paar „Tachteln" durch. — Der Frühmesser, Natte und Höflichkeitsprofessor erlebte in voller Gesundheit sein einundneunzigstes Jahr, starb am 16. April 1855 zu Lengenfeld und wurde tief betrauert dort begraben. Der Professor an der theologischen Facultät zu Salzburg, Dr. J. A. Schöpf, hat das Leben des edlen Natte in einer kleinen Schrift beschrieben, die sich sehr angenehm liest und allen Wanderern, die etwa durch Regenwetter in Lengenfeld festgehalten werden, zur Lecture bestens zu empfehlen ist.

Im Wirthshause zu Lengenfeld fanden wir einen alten Herrn röthlichen Gesichts und schwarzer Tracht,

der uns freundlich ansprach. Im Laufe der Unterhaltung fragten wir Reisende auch nach den Sagen, die, wie die Bücher melden, in diesem Thale zu Hause seien. Was? Sagen? — hob aber der andere an — wir haben keine Sagen im Oetzthale! Je nun, bemerkten wir, man liest doch da und dort, daß gerade dieses Thal mit solchen Ueberlieferungen reich gesegnet sei. Alles nur Blendwerk! rief darauf der alte Herr — wir haben keine Sagen, sag' ich. Wir sind aufgeklärt im Oetzthal, so aufgeklärt als anderswo. — Als wir zu beschwichtigen suchten, ging er in sehr derben Worten auf die dummen Bücher über und die Fremden, die ins Land hereinkämen und die erlogenen Sagen hinaustrügen und die Leute lächerlich machten. Wir hatten lange zu thun, bis der alte Herr wieder versöhnt war.

Es ist unzweifelhaft, daß man im Oetzthale und in einigen andern Thälern die alte Sagenpoesie mit der dortigen Aufklärung nicht verträglich findet und daher das Wenige, was davon noch übrig ist, mit allem Eifer auszurotten strebt. Die Frage nach Volkssagen wird manchmal als eine Beleidigung angesehen, als ausländischer Uebermuth, der mit der tirolischen Einfalt sein Spiel treiben wolle. Nie wurden auch die Oetzthaler bei ihrer Aufklärung so peinlich angeregt, als im Jahre 1825, wo Eduard von Badenfeld im Hormayr'schen Archiv einige Nachrichten über die Sagen dieses Thals mittheilte und der Tirolerbote sie dann im Vaterlande verbreitete. Damals verfügten sich die Aeltesten des Thales zu ihrem Landgericht zu Silz, um sich Raths zu erholen, wie und wo sie den böswilligen Injurianten gerichtlich belangen könnten, welcher der Ehre ihrer Heimath so nahe getreten sei und sie noch mit alten Geschichten höhne, welche die neu eingeführte Aufklärung schon seit mehreren Jahren ganz abgebracht habe.

Selbst literarische Hülfe blieb nicht aus. Ein „geborner Oetzthaler“ trat im Tirolerboten auf und ließ sich höchst mißmuthig über die Indiscretion dieser Touristen aus, die da in seiner Heimath Mährchen gefunden haben wollten. Nebenbei ärgerte ihn freilich auch, daß von Branntwein, Raufen und Stelldicheinen die Rede gewesen. „Beinahe, sagt er in seiner Bitterkeit, kam mir die Versuchung zu wähnen, es gäbe vielleicht zwei Oetzthale, eines, das ich recht gut kenne und wo ich meine seligsten Tage verlebt, und ein anderes, das der Herr Verfasser geschildert. Oft war mir ein mitleidiges Lächeln, zuweilen aber eine Art gewiß nicht ungerechten Aergers abgedrungen, indem ich mein geliebtes heimathliches Thal so dargestellt sah, als wären wir erst seit vorgestern aus den Wäldern hervorgegangen und noch immer vom tiefsten Aberglauben umnachtet.“ Deßwegen glaubt er auch feierlich versichern zu müssen und erbietet sich sogar zum Nachweise, daß die meisten dieser schönen Mähren, „die meisten der in diesem Aufsatze vorkommenden Anekdoten entweder im ganzen Oetzthale unbekannt, oder von dem Hrn. Verfasser eigentlich mährchenmäßig verstellt seien, oder daß sie höchstens an langen Winterabenden in der Kunkelstube erzählt werden, nicht als werde daran geglaubt, sondern um zu kurzweilen.“ Wunderlich ist die Andeutung, daß die Mährchen deßwegen nicht zur Nacherzählung geeignet seien, weil sie nur in den Kunkelstuben erzählt werden, als wenn nicht gerade da ihr sicherstes Asyl wäre. Uebrigens mag sich der Leser immerhin beruhigen, denn ein Freund, der dazumal mit Herrn von Badenfeld im Oetzthale wanderte, hat uns versichert, daß bei Sammlung dieser Mähren alle wünschenswerthe Vorsicht obgewaltet habe.

In diesem Stücke hat sich seitdem alles zum bessern gewendet. Die Aeltesten der Thäler erbosen sich längst nicht mehr, wenn

andere ihre Sagen sammeln und ans Licht geben. Auch sind während der letzten zwanzig Jahre in Tirol allerlei schöne Schriften dieses Fachs erschienen, namentlich hat sich für das deutsche Gebiet Professor J. V. Zingerle, für das wälsche der jetzige Landesschulinspector Christian Schneller, vorher Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium zu Roveredo, jetzt beide zu Innsbruck, rühmenswerth hervorgethan.

Wer von Lengenfeld aus dem Fischbache folgt, der gelangt auf rauhem Wege in einer Stunde nach Gries, einem kleinen abgelegenen Dorfe, wo zur Zeit Herr Adolf Trientl als Seelsorger seinen Sitz hat, zugleich aber auch auf das leibliche Wohl der Wanderer, die bei ihm einkehren, sorgfältig bedacht ist. Dieser Mann fuhr in den langjährigen, gedankenlosen Schlendrian der tirolischen Landwirthschaft hinein wie ein Sturmwind in einen morschen Wald und schleuderte, angesichts des ganzen Landes, dem Landtage den Vorwurf hin, daß er, der in erster Reihe hiezu berufen sei, für Verbesserungen in diesem Stücke noch gar nichts gethan habe. Herr Trientl ist schon mehrmal als landwirthschaftlicher Prediger durch seine heimischen Gauen gefahren und hat den Herren wie den Bauern viele neue Wahrheiten verkündet. Die Berichte über diese seine Fahrten sind vor nicht langer Zeit im Tirolerboten erschienen. Liebig, welchem ich sie mitzutheilen die Ehre hatte, erklärte, daß sie ganz und gar auf der Höhe der Wissenschaft stehen. Manche Amtsbrüder aber, die von einer Erschütterung der bäuerischen Indolenz nur üble Folgen für Staat und Kirche befürchten, sind Herrn Trientl ziemlich gram und nennen ihn aus Rache den „Mistapostel".

Auf der grünen Flur von Lengenfeld liegt eine Stunde weiter oben ein Dörflein, die Huben genannt, welches im Juli 1868 von der Ache beinahe weggefegt worden wäre. Menschen und Vieh verloren ihr Leben dabei, mehrere Häuser und der Kirchthurm stürzten ein, die Leute flüchteten sich auf die Dächer — es waren entsetzliche Stunden. Seitdem ist der Ache ein neues Rinnsal gegraben und der Kirchthurm wieder aufgebaut worden. Der behagliche Widum, der auch Gasthaus, ladet den Wanderer

zur Einkehr ein. Der liebenswürdige Curat, Pater Anton Wilhelm, Cisterzienser von Stams, weiß allerlei Aufklärung über den neuen Archenbau zu geben, um den er selbst sich viel Verdienst erworben.

Oberhalb der Huben endet die Flur von Lengenfeld in abermaliger Wildniß. Hier wieder schwere Berge, die eng aneinander treten und den Bach aufs neue fürchterlich reizen. Auch der Weg muß sich oft recht ärmlich schmiegen und drücken. Zuweilen wird's weiter, aber nicht freundlicher. Dunkler Fichtenforst, starre Schrofen oder Gerölle und Geschiebe vergangener Bergbrüche theilen sich in den Raum. Wer an Wasserfällen noch nicht gesättigt ist, mag sich in dieser Gegend am schönen Sturz des Attertaibaches ergötzen. Um diese Zeit am späten Abend begegneten wir einem Fuhrmann, der einen zweirädrigen schwergepackten Karren begleitete, welcher heute noch nach Sölden kommen sollte. Es ist schwer zu beschreiben, was ein Fuhrmann und sein Gaul auf solchen Wegen auszustehen haben. Gerade jetzt zog der Pfad voller Schrunden und Risse einen steilen Steig hinan und nun schob der Mann selber mit. Auf halber Höhe aber wollte das Pferd erliegen und ging nicht weiter. Und ehe der Fuhrmann sich's versah, machte der Karren Anstalt rückwärts zu rollen und den Gaul mit sich zu ziehen, wobei es ihm denn gerade noch gelang einen Stein vor die Räder zu werfen und das Unglück aufzuhalten. Nunmehr stand er seufzend vor dem Gespann und sagte: wie lang werd' ich noch brauchen, bis ich da hinauf komme! — Wir hatten Erbarmen, halfen ihm zuerst einmal ein bischen ausrasten, verkürzten ihm die Zeit durch zerstreuende Reden und dann schoben wir alle drei an dem Karren und wie ich glaube, auch an dem Gaul, der alle Thatkraft eingebüßt hatte. Nach einer langen Viertelstunde waren

wir oben und trieften vor Schweiß. Dort verließen wir auch den Fuhrmann, der das Dorf erst viel später als wir erreichte.

Die Gemeinde Sölden liegt aber wieder sehr anmuthig in grünen Wiesen, die geräumig auseinanderlaufen und mit Roggenfeldern abwechseln. Die Häuser sind idyllisch zerstreut und verstecken sich da und dort heimlich hinter kleinen Waldschöpfen. Drüben ragen abermals die weißen Ferner herein und man spürt, daß man schon weit hinten im Gebirge ist.

In Sölden ist ein leidliches Wirthshaus und ein braver Wirth, mit dem wir indeß trotz seiner Trefflichkeit nahezu in Streit gerathen wären. Da wir nämlich den ganzen Tag über keine andere Erquickung gefunden, als zu Umhausen ein zartes Forellenpaar, so kamen wir mit etwa zehn Stunden in den Beinen bei einbrechender Nacht sehr hungrig in Sölden an und baten dringend, sie möchten uns Schweinsrippchen oder Hammelbraten oder etwas ähnliches zum Nachtmahl geben. Der Wirth entgegnete darauf, es wäre zwar Fleisch vorhanden, aber weil es Freitag sei, werde er keines zurichten lassen. Umsonst beriefen wir uns darauf, daß wir Reisende seien, umsonst ermahnten wir, er solle die Aufklärung im Oetzthale nicht Lügen strafen — der Herbergsvater zu Sölden blieb bei seinem ersten Worte, und etliche gesottene Eier, die man uns vorsetzte, umschlossen denn auch in ihrer engen Schale alles was unsere weiten Bedürfnisse decken sollte. Wir waren damals fast ärgerlich über den Mann, jetzt aber nachdem die Empfindlichkeit längst vergangen, scheint mir der Wirth einer Ehrenerwähnung werth, weil er festgehalten an seiner Ueberzeugung und nicht für schnödes Geld Hammelbraten und Gewissensruhe hingegeben.

Bis zur Kirche in Sölden kann man mit leichten Karren nothdürftig fahren, aber von da an ist nur mehr

Fußweg. Nachdem man noch einige Zeit durch Wiesen gegangen, ist die grüne Flur wieder zu Ende und es stellt sich ein rother, mit Alpenblumen buntgefärbter Berghang entgegen, an dem ein steiler Pfad hinaufführt. Oben genießt der Wanderer einen schönen Blick ins kleine Thalgelände, das er verlassen, und wenn er noch etwas vorgestiegen ist, auch einen andern in einen grausigen Schlund, wo der Weg hoch über dem schäumenden Bache hinzieht, während hängende Felsen von allen Seiten hereinnicken. Dann muß er wieder hinunter, und wenn er so anderthalb Stunden zwischen den Wänden fortgewandelt, öffnet sich abermals ein enges Thälchen, sanft und grün, in dem die Hütten von Zwieselstein ersichtlich sind.

In Zwieselstein kommen der Venter- und der Gurglerbach zusammen und ihr vereintes Gewässer wird von da an die Oetzthaler Ache genannt. In Zwieselstein gehen aber auch drei Wege auseinander. Einer von diesen führt dem Venterbache entlang in den hintersten Ort des Thales, nach Vent. Links von diesem geht dem Gurglbache nach der Weg ins Gurglthal. Dieser wird in neuern Zeiten von kecken Reisenden viel betreten. Jenseits des anmuthigen Grundes von Gurgl geht's über den großen Gurgler Ferner ins Pfossenthal hinab, das ins Schnalserthal mündet. Der Gang über den Gletscher beträgt da vier Stunden und gewährt die interessantesten Schrecknisse. Noch weiter zur Linken zieht ein Bergpfad auf das Timbljoch, von welchem man ins Passeier hinunter steigt, von allen dreien der betretenste, als der kürzeste Weg aus dem Oetzthale nach Meran, welcher während des Sommers fast immer „aper," d. h. frei ist von Schnee und Eis. Ein guter Fußgänger kann von Zwieselstein in einem Tage nach Meran gelangen.

Wir wählten uns den Weg nach Vent, der alsbald über einen Steg in die Schlucht hineinführt, aus welcher

der Venterbach hervorstürmt. Der Pfad ist schmal und unbequem. Eine schöne, weiße Bergkuppe, die zu rechter Hand aus dem Thale aufsteigt, stand mächtig vor unsern Augen. Es ist dieß der Weißkogel, dessen breiter Fuß das westliche Berggehänge von Heilig Kreuz bis Vent bildet. Hier geriethen wir einmal in schwere Zweifel, ob wir nicht den Weg verfehlt hätten; denn als wir einige Zeit durch thauigen Wald gegangen waren und endlich wieder im Freien das enge Thal betrachteten, den Bach, der, zwar noch sehr jung, doch schon mächtig schrie, und die langen Schrofen, die oben in Schneefeldern und Fernern ausgingen, als wir dieß so betrachteten und mit den Augen in der Höhe allerlei Schönheiten zusammensuchten, gewahrten wir auch plötzlich hoch über unsern Häuptern auf senkrecht abgeschnittenem Felsenrand eine Capelle und etliche Häuser. Auf den hellgrünen Wiesensaum, der über dem Abgrund schwebte, auf die weiße Capelle und in die Fensterchen der hölzernen Hütten fiel die Morgensonne und darüber stieg der blaue Himmel auf. Wie wir da aus der schattigen Schlucht, die noch kein Strahl erreicht hatte, hinaufblickten in jene erleuchtete Höhe, so wollte es uns bedünken, als ginge dort hinauf der wahre Weg, der allein ans Ziel führe. Diese Ahnung hätte uns freilich nur betrogen, denn als wir auf gut Glück den rauhen Pfad im Thale weiter verfolgt hatten, sahen wir bald das ersehnte Kirchlein von Heilig Kreuz vor uns, wie es sich dem Bach zur Seite freundlich auf seinem grünen Hügel erhebt. Jetzt zeigt sich auch eine mächtige Pyramide, die im Hintergrunde des Thales aufsteigt und die Thalleitspitze genannt wird.

Als wir auf dem Platze waren, trat der Meßner aus dem Gotteshause und sagte uns grüßend, der Herr sei noch am Messelesen und wir möchten einstweilen auf der Bank vor dem Widum, der Priesterwohnung,

ausrasten. Dieß thaten wir auch gerne und betrachteten die Gegend, die so schmal und still vor unsern Augen lag. Man hat erst im Jahre 1804 in diesem engen Thalschnitt eine Kirche erbaut, einfach und klein, wie sie für die hundert Aelpler, die unter die Seelsorge gehören, ausreicht. Rund herum ist auch ein kleiner Friedhof. Neben diesem liegt das Häuschen des Caplans, hölzern und anheimelnd, mit einigen Blumentöpfen vor den Fenstern. Etwas weiter oben stehen vier oder fünf ärmliche Hütten, die den Hauptstock des Sprengels ausmachen. Etliche Gerstenfeldchen und ein paar Erdäpfelbeeten zeigen ungefähr, was hier noch durch Anbau dem Boden abzugewinnen ist; dagegen bringt er ungezwungen die schönsten Alpenblumen hervor und prangt auch sonst im lebhaftesten Grün. Unten in der Schlucht braust der Bach. Diesseits sind die Höhen nicht weit zu verfolgen, da die niedersten Abdachungen zu nahe liegen und den Blick auffangen; aber jenseits des Baches geht's von diesem an hinauf über Schrofen und Fichtenwald bis zu den Fernern, die weiß und reinlich auf dem Sattel ruhen. Mancher braune Felsklotz sticht trotzig aus der eisigen Decke. Besonders schön war es anzusehen, wie diese stolzen Hörner, von heiterer Sonne beschienen, ihre blauen Schatten über den weißen Schnee hinwarfen. Aus den Fernern lösten sich etliche silberne Wasserfäden ab und stürzten ungehört über den Berghang in die Tiefe.

Wir saßen also auf der Bank vor dem Herrenhause, schauten immer wieder aufs neue zu jenen Fernern hinauf und sagten einander: dort wohnen die Feen des Oetzthales! In solche Herrlichkeiten verlegt nämlich die Oetzthaler Sage den Wohnsitz der „saligen Fräulein," elfenhafter Jungfrauen, welche die Hirtenknaben lieben und die Gemsenjäger hassen. Von diesem Hasse und jener Liebe erzählen die Aelpler mehr als eine

schöne Geschichte. Indessen haben die saligen Fräulein auch bequemer gelegene Wohnungen im niedern Thalgelände, und zumal bei Lengenfeld ist eine Grotte, welche zu ihren gefeiten Hallen im Innern des Gebirges führt. Vor dieser Grotte saß einst im schönen Mai ein junger Hirte und kochte sein einfaches Mahl. Da erscholl von Lengenfeld her die Mittagsglocke, der Knabe kniete nieder um zu beten und warf in seiner Unvorsicht den Topf um. Alsbald trat ein Fräulein aus der Grotte und gab ihm andere Speise für die, welche er verschüttet. Dabei kamen die beiden, der schöne Hirtenknabe und das schöne Fräulein, in ein freundliches Gespräch, und als der eine gespeist, nahm ihn die andere bei der Hand und führte ihn in ihr wunderbares Schloß. Dort wurde er mit lieben Worten aufgenommen und die Elfen sagten ihm, er möge kommen zu allen Stunden, aber niemand dürfe davon wissen und niemals dürfe er jagen gehen auf die Gemsen, die allesammt ihre Hausthiere seien. Dem Hirtenknaben gingen neue Tage auf, schönere als er je erlebt, bis ihm nach manchen Monden ein Wort entfuhr, das seinem Vater seine Liebe verrieth. Als er darauf wieder an den Berg kam, war dieser verschlossen und keine Bitte, keine Klage konnte ihn wieder öffnen. Der Knabe verging fast in seiner Sehnsucht und starb schier vor Gram, aber das salige Fräulein, seine Liebe, kam nicht mehr zu Tage. Und zuletzt machte er sich auf und ging um Rache zu nehmen auf die Gemsenjagd, ersah ein Thier, verfolgte es und schoß. Aber kaum war's gethan, so stand das salige Fräulein, das ihn einst geliebt, in all ihrer Schönheit schützend bei dem werthen Wilde, blickte den Jäger an, schwermüthig aber milde, als gedächte sie vergangener Tage, und der Knabe stürzte von dem Blick geblendet in den Abgrund.

Als nun der Caplan aus der Kirche trat, gab er

uns freundlichen Willkomm und erregte auch sonst manche angenehme Hoffnung in den beiden Pilgern; denn da gestern, wie bekannt, Fasttag gewesen und der Wirth zu Sölden jedem Manne nur ein Ei gewährt hatte, so war ihnen noch etlicher Hunger übergeblieben. Dafür wurde nun trefflich gesorgt, und ehe die Sonne im Mittag stand, war eine kräftige Suppe und ein trefflicher Gemsziemer und eine auserlesene Gemsleber auf der Tafel. Nebenbei tranken wir vom rothen Wein des Etschlands und plauderten bis zum späten Nachmittage, festgehalten durch einen stürmischen Regenschauer, der sich urplötzlich emporgezogen hatte an dem Himmel, der noch um Mittag so heiter gewesen war.

Wer macht sich wohl im geselligen Flachlande eine richtige Anschauung von dem Leben dieser hochgebirgischen Dorfkapläne? Drei Viertheile des Jahres liegen sie unter Schnee und in der „apern" Zeit läßt ihnen Mutter Natur kaum die Erdäpfel im Garten reifen. Jahr aus Jahr ein leben sie da in ihrem engen Häuschen mit der nächsten Aussicht auf den Friedhof und verlassen es nur, um den Verrichtungen in der Kirche oder der Seelsorge auf den Höhen herum nachzugehen oder zu einem einsamen Spaziergang, der nur den Wiesenpfad thalein- oder auswärts verfolgen kann, denn ringsherum sind steile Wände. Wenn im Winter der Weg in die Kirche oft erst mühsam gebahnt werden muß, so läßt sich denken, was für Fährlichkeiten zu bestehen, wenn etwa ein Sterbender auf entlegenem Hofe nach dem Priester begehrt und dieser in finstrer Nacht, in Sturm und Schneegestöber, dem Rufe folgen muß. Ist dann der Weg auch gangbar, so drohen noch immer die Schneestürze, und davon weiß man in Heilig Kreuz wie im ganzen Oetzthale Schauerliches zu erzählen, als z. B. daß gleich im Jahre 1817 zu Nörder auf dem Wege nach Zwieselstein acht Personen verlahnet wurden, die sich alle in

ein Haus geflüchtet hatten, das sie für besonders sicher hielten — ein Unglück, bei welchem nur der achte, ein alter Mann, mit dem Leben davonkam. Ueberhaupt sind die Arten, wie man hier zu Lande mit Tode abgehen kann, kaum zu zählen und der lange Weg durchs Oetzthal herauf bis zum Ferner läuft wie durch eine Allee von Martertäfelchen, kleinen Abbildungen des Todesfalls mit beigeschriebener Bitte um ein Vaterunser, welche die Hinterbliebenen am Pfade aufrichten lassen und oftmals mit ländlichen Versen zieren. Manche sind in Fernerklüfte gefallen, andere vom Schrofen gestürzt, andere durchs Eis in den Bach gebrochen, andere hat der Strom im Sommer fortgerissen, andere ein fallendes Felsstück erschlagen, andere ein rutschender Baum erdrückt, andere sind in der Lahne erstickt, andere im Gerölle umgekommen und so fort, nur von mörderischen Ueberfällen ist nicht die Rede. Um übrigens zu unsern Bergkaplänen zurückzukehren, so führen sie auch im Sommer kein sehr geselliges Leben, da der Nachbar oft mehrere Stunden zum Nachbar zu gehen hat, auch die Gießbäche in der schönen Jahreszeit nicht selten den Pfad mit sich fortreißen und den Verkehr für mehrere Tage unterbrechen. Drum ist das enge Häuschen mit ein paar Büchern, ein paar Singvögeln und ein paar Blumentöpfen gleichsam die Kajüte, in der der einsiedlerische Priester die langen Monate durchsteuert — das enge Häuschen, welches zwar zuweilen einen guten Keller besitzt, in dessen Küche aber frisches Fleisch jeweils eine Zufälligkeit. Besondere Wonnen- und Freudentage, die das stille Einerlei des Jahreslaufs unterbrechen, wären wohl schwer namhaft zu machen; doch hält einer oder der andere die Jagd auf „Murmenten,“ auf Murmelthiere für ein hohes Vergnügen. Gleichwohl sind die Fälle nicht gar selten, daß solche Priester zehn und zwanzig Jahre bei ihren Kirchen und ihren anhänglichen Schäf-

lein geblieben sind, obgleich es ihnen in dieser langen Zeit nicht an Gelegenheit fehlte, den Ort ihrer Wirksamkeit zu wechseln.

Für gesellige Naturen mag es ein Labsal sein, daß sie niemand hindert, müden Wanderern eine Herberge zu geben. Da findet sich doch alle acht Tage einmal Anlaß, etwas zu reden, man hört wieder von der Welt und in neueren Zeiten oft von fernen Ländern, von den britannischen Inseln, von Scandinavien und dem äußersten Thule. Mancher Engländer, mancher Normann bleibt durch Unwetter aufgehalten etliche Tage sitzen und erzählt zur Kürzung der Stunden von seinem Lande und seiner Vaterstadt. Davon haftet dann manches im Gedächtniß und man muß sich oft wundern, wie der geistliche Gastfreund, der nie über die Grenzen seines Bisthums hinausgekommen, an einem andern Ende des Welttheils ganz gut Bescheid weiß und Verhältnisse kennt, die aus Büchern gar nicht zu lernen wären. In allen Fällen wird man die Aufnahme freundlich finden und wenn auch der Tisch etwas zu wünschen übrig läßt, so wird das Lager doch überall befriedigen. Billige Rechnung ist ein Ehrenpunkt, da man's lieber ganz umsonst thäte, wenn die Mittel ausreichten. In manchen Häusern darf sich die Köchin gar nicht in die Sache mischen, weil der Hausherr fürchtet, sie möchte zu fiskalisch dareingehen. So kommt dann der gute Wirth selbst mit der Kreide, schlägt die einzelnen Posten vor, ladet den Gast ein, seine Erinnerungen vorzubringen, schreibt jedes Sümmchen nur nieder, wenn es vorher gebilligt worden, und so wird denn im friedlichsten Einverständniß der Betrag der mäßigen Vergütung festgesetzt.

Gegen Abend also machten wir uns, gelabt und gestärkt, wieder auf, um nach Vent zu gehen. Der Kaplan gab uns noch eine Strecke weit das Geleit, und dann nahmen wir herzlichen Abschied. Der Weg war

ungefähr eben so beschaffen wie der andere, den wir in der Frühe von Zwieselstein nach Heilig Kreuz gegangen waren, doch eher etwas bequemer. Hie und da stehen ein paar Hütten an der Seite — sonst große Einsamkeit und wegen der vielen Spuren von Lahnenstürzen, wegen der Steingerölle und der wilden Schrofen etwas Melancholie.

Nach zwei Stunden eröffnet sich das heitere Thal von Vent, wo das letzte Dorf im Oetzthale, das höchste im Lande steht, bei 6000 Wiener Fuß über dem Meere, höher als die Schneekoppe im Riesengebirge. Es finden sich hier fünf Bauernhöfe, und darin wohnen etliche vierzig Menschen, die keine Felder mehr bauen, aber schöne Alpenweiden besitzen und durch Viehzucht einen ziemlichen Wohlstand unterhalten.

Das Thal von Vent ist ein Seitenstück zu der Landschaft von Galtür: hölzerne Alpenhäuser und eine weiße Kirche (auch Widum und Wirthshaus sind gemauert), glatte Wiesen, ein ruhig fließender Bach, niedere grüne Berge. So grauenvoll der Winter sein mag, so harmlos und artig scheint das Gelände im Sommer. Wir haben der Ueberraschung schon einmal gedacht, die den Pilger befällt, wenn er lang am tobenden Bache aufwärts gegangen, an Schrofen und dräuenden Felsen vorbei, durch grause Schluchten, über Lawinenbahnen und Steingerölle, zeitenweise die ernsten Gletscher im Auge — und wenn er zuletzt, wo der Schauer am größten sein soll, in den grünen ruhigen Wiesenplan eintritt, wo all diese Schrecknisse verschwunden sind. Dasselbe Gefühl kehrt auch hier wieder, und man kann es noch an vielen andern Stellen erleben.

Das Wirthshaus zu Vent ist eine sehr ärmliche Anstalt. Frisches Fleisch kommt nur bei feierlichen Gelegenheiten vor, sonst hält man zum Bedarf der Fremden geräuchertes Kuhfleisch, mager, dürr und ranzig, eine

höchst unleckere Nahrung. Das Brod wird alle vierzehn Tage vom äußern Thale hereingeholt und ist also dreizehn Tage altbacken. Der Wein kommt im Winter auf Schlitten über Zwieselstein herein, und dazu muß als Bahn, wenn der Pfad ausgeht, auch der gefrorene Bach behülflich sein. Die Betten waren nicht lang genug für uns, was anzudeuten scheint, daß die Reisenden der Mehrzahl nach kürzer sind als wir.

Den Abend füllten wichtige Gespräche über die Fernerfahrt, die wir vorhatten. Einige Bauern gaben darüber ihre Gutachten ab, die aber sehr weit auseinanderwichen. Die einen erklärten den Gang für höchst bedenklich, die andern für ein Kinderspiel, vorausgesetzt, daß gut Wetter sei. Der Wirth nannte Nicodemum von Rofen als den besten Mann für Gletscherreisen. Dieser würde morgen früh erscheinen um, als am Sonntag, in die Kirche zu gehen, und der würde uns führen wohin wir wollten. Unter großen Hoffnungen schlüpften wir zuletzt in die kleinen Betten und verfielen in sanften Schlaf.

Am andern Morgen, es war der 6. August 1842, erschien Nicodemus von Rofen und erklärte sich, wie voraus gesagt war, ohne Umschweife bereit, uns übers Niederjoch nach Schnals zu führen, vorher aber gedenke er noch ins Amt zu gehen, welches sammt Predigt bis zehn Uhr dauern sollte. Zu gleicher Zeit lud uns auch der Wirth ein, mit ihm in die Kirche zu wallen, da das Haus geschlossen werde. So gingen wir willfährig und bescheiden auf die Kirche zu. An der Pforte bemerkte uns der Gastfreund, hier sollten wir stehen bleiben, denn die Plätze im Innern seien alle ausgetheilt und für uns keine Unterkunft. Blieben also einige Zeit an der Thüre stehen, bis die männliche Alpenjugend immer dichter herandrängte und mit groben Ellenbogen auch den Raum auf der Schwelle besetzte. Unter

dieser Bedrängniß mußten wir wider Willen ins Freie treten. Mittlerweile fing es zu tröpfeln an und wir verehrten unsern Gott in leisem Regen, waren etwas trübselig und mischtem in unser Gebet hie und da ironische Betrachtungen über die sieben Seligkeiten der Bergreisen und die Gemüthlichkeit der Aelpler. Dieß dauerte eine gute Weile. Endlich kam der Wirth mit den Schlüsseln und wir trachteten fröhlich der Herberge zu und versprachen uns, da vorderhand keine Hoffnung zum Aufbruch war, viele Belehrung von den Gesprächen, die wir mit den Betern führen wollten, wenn sie nach dem Gottesdienste durstig ins Wirthshaus kommen würden, nahmen auch zu diesem Zwecke schon vorhinein einen guten Platz. Alsbald aber wälzten sich die Venter und ihre Nachbarn vollzählig zur Stubenthüre herein, besetzten alle Tische und Stühle, die noch frei waren, und etliche, welche nicht mehr unterkommen konnten, blickten von der Schwelle begehrlich ins Gemach. Um diese Zeit nahte der Wirth, fragte, ob es uns hier nicht zu lärmend sei, und als wir mit einem vernehmlichen Nein geantwortet, drehte er seine Rede und bat uns freundlich, ja sehr freundlich, zu bedenken, daß die Stube gerade für so viel Männer gebohrt sei als in die Kirche gingen, daß da an Sonn- und Feiertagen jeder seinen Platz haben wolle und daß es gar keinen Frieden geben würde bis auch die andern auf der Schwelle noch zu sitzen kämen. Dabei stellte er uns vor, wie angenehm und ruhig unser Schlafgemach sei, und es wäre ihm sehr lieb, wenn wir da hinüber gingen. Ei was? brummte da der eine von uns, wir sind ja hier wie die Parias: erst wollen sie uns nicht in der Kirche leiden, und nun nicht einmal im Wirthshause! Ach! sagte der andere, es sind gute Leute; thun wir ihnen den Gefallen. Nun nahm der Wirth vergnügt unser Trinkzeug und trug's hinüber, und wir folgten in unser armseliges Schlafgemach.

Stühle waren nicht darinnen, und so legten wir uns in nothwendiger Verkürzung auf die Betten. Leider wußten wir gar nicht was wir anfangen sollten. Lesen, Schreiben, Rechnen schien alles nicht am Platz und an der Zeit. Auch zum Reden fielen uns nur ärgerliche Bemerkungen ein, die wir lieber unterdrückten. Alle Viertelstunden aber ging einer hinunter und traf verabredetermaßen mit Nicodemus von Rosen zusammen um das Wetter zu beurtheilen, denn beim ersten sichern Anzeichen von Besserung sollte es weiter gehen.

Endlich, es war um halb zwölf Uhr und der Regen hatte schon seit einiger Zeit aufgehört, endlich sagte Nicodemus: es hebt! und mahnte zum Aufbruch. Er ließ sich noch eine fette Suppe geben, während wir einige Lebensmittel zu uns steckten und die Rechnung berichtigten. Bei letzterem Geschäfte gewannen wir übrigens die Ueberzeugung, daß es in Vent zwar ziemlich schlecht, aber auch ziemlich theuer zu leben sei.

Vent ist seitdem für die Touristen bekanntlich ein klein Paris geworden. Der Herr Curat Franz Senn, des Lengenfelder Natte's letzter „Bue," der seit 1860 dort als Seelsorger waltet, hat alles aufgeboten, um den Reisenden, die dieses sein Reich besuchen, das Leben im Thale und das Steigen auf den Bergen so angenehm als möglich zu machen. Im Sommer 1861 hatte er in seinem Häuschen, das nur zwei leidliche Zimmer aufwies, bereits über zweihundert Touristen zu beherbergen. Aber schon im nächsten Jahre wurde ein Neubau unternommen und seitdem auch alle Jahre etwas hinzugesetzt, so daß jetzt zwei Gaststuben, eilf Zimmer und dreißig Betten vorhanden sind. Auch eine Bibliothek, mit alpinen Werken reich versehen, steht dem Gaste zur Verfügung.

Ebenso sorgte der Curat für bequemere Wege. Jener früher so schmale und rauhe, der von Zwieselstein hereinführt, ist seitdem auf fünf Fuß erweitert worden, so daß sich's jetzt gemächlich gehen und reiten läßt. Seit 1863 ist auch ein guter, für

Katholiken und Protestanten gleich gangbarer Saumweg von Vent übers Hochjoch in's Schnalserthal angelegt worden. Er wird jetzt im Sommer täglich von Maulthieren begangen und sind schon gar viele gebildete Herren und Damen hinüber und herüber geritten. Der Weg nach Zwieselstein kostete 6000, der Saum'pfad nach Schnals 2000 fl. und all dies Geld mußte der Herr Curat, wie er sich ausdrückt, rein zusammenbetteln. Das Oetzthal spendirte 1100 fl.; auch der kaiserliche Hof und das Ministerium in Wien, sowie der Landesculturfonds von Tirol gaben ansehnliche Beiträge. Doch fehlen noch einige hundert Gulden, um den muthigen Unternehmer ganz schadlos zu stellen. Die Erhaltung der Wege bestreitet so ziemlich der Opferkasten im Gastzimmer, der jedermann zu freiwilligen Beiträgen einladet.

Auch die Erklimmung mancher Spitzen ist nunmehr wesentlich erleichtert. So sind z. B. die Kreuzspitze und das Ramoljoch jetzt ohne Gefahr zu begehen. Ueber diese und die andern alle ist die beste Auskunft im Widum zu erhalten, da der Herr Curat schon alles bestiegen hat, was in der Nähe nur immer zu besteigen ist.

Derselbe hat mittlerweile auch das Führerwesen geordnet und die Herausgabe mehrerer Bergpanoramen unternommen. Das „Panorama des Oetzthalergebirgs vom Ramolkogel aus" und die „Ansicht des Hochjochferners mit Umgebung" sind schon vor mehreren Jahren erschienen. Ein Panorama von der Kreuzspitze in Farbendruck ist jetzt (Juli 1871) zu Berlin eben fertig geworden.

Seit den letzten zwanzig Jahren ist eine Fülle gediegener Schriften über das Oetzthal erschienen. Als die bedeutendste derselben wird allgemein des Obersten von Sonklar Werk: Die Oetzthaler Gebirgsgruppe (Gotha 1861) anerkannt. Auch der Herr Curat hat schon mehrere Abhandlungen ans Licht gegeben. Von ihm stammen verschiedene Berichte über Bergbesteigungen, sowie auch die „Blätter der Erinnerung an Cyprian Granbichler, den Berg- und Gletscherführer zu Vent im Oetzthale," München 1869), wenigstes die Schilderung der entsetzlichen Fahrt, die er mit diesem von Meran und Schnals kommend über das Hochjoch bestanden hat. Damals brachten sie die Nacht vom

sechsten auf den siebenten November 1868 unter Sturmgeheul und Schneegestöber auf dem Ferner zu. Nach einem Marsche von nahezu dreißig Stunden, den alle Schrecknisse der Alpenwelt begleitet hatten, kam der Curat um drei Uhr Nachmittags in Rofen an. Cyprian war vor Erschöpfung etwas weiter oben zurückgeblieben. Der Curat schickte ihm sofort Hilfe, allein er verschied unter den Augen derer, die ihn zu retten gekommen. Er galt als der beste Führer in den österreichischen Alpen. Seitdem wurde ihm ein Denkstein auf dem Friedhofe und ein Bildstöckl an der Stelle seines Todes errichtet. Auch der verdienstvolle Franz Senn ist inzwischen als Pfarrer in Neustift im Stubaithal gestorben. — Ueber Wesen und Art der Oetzthaler mag aus neueren Quellen, die mir zugegangen, noch etwa folgendes mitgetheilt werden:

Der Oetzthaler ist ernst, religiös und patriotisch. Trotz seines Ernstes zeigt er aber einen ausgesprochenen Hang, zu scherzen und andere zu necken, zu „vexiren." Er hat vielen Sinn für praktische Dinge und läßt sich Neuerungen, die ihm einleuchten, gern gefallen. Verschiedene Weg=, Archen= und Brückenbauten, sowie andere gemeinnützige Unternehmungen geben davon Zeugniß. Die althergebrachte Sparsamkeit will in neuerer Zeit nicht mehr recht nachhalten. Man läuft jetzt schon den Moden nach, wie sie draußen am Lande umgehen, und vergeudet dafür manchen Groschen, den man besser zurücklegen würde. Die frühere Tracht des Thales ist fast gänzlich abgekommen. Schwazer Haube, Mieder, Wifling sind bei dem Weibervolke eben so selten geworden, als die ausgenähten Joppen und das kurze „Gsäß" bei den Männern. Am Sonntag sitzen diese sehr gerne im Wirthshause bei Bier, Wein oder Branntwein. Namentlich ist letzterer sehr beliebt und soll in unglaublicher Menge verzehrt werden.

Von anderer Seite kommt mir die Mittheilung, daß im Jahre 1869 sich ins Ventner Fremdenbuch 620, im Jahre 1868 — 513, im Jahre 1867 — 392 Touristen eingeschrieben haben, während sich im Jahre 1845 nur 8, im Jahre 1846 nur 18 eingezeichnet finden.

Das hinterste Oetzthal und seine Umgebung zeigt eine Menge romanischer Namen. Es besteht darin eine große Aehnlichkeit zwischen dieser Gegend und dem wilden, jetzt fast unbewohnten Gebirge zwischen Brandenberg und der Scharnitz. Es ergibt sich daraus, daß beide Gegenden vor tausend oder fünfzehnhundert Jahren wenigstens ebenso bekannt und betreten waren, als jetzt. Wir wollen die Mehrzahl dieser Namen hier zusammenstellen und erklären. Es wird dieß um so erwünschter sein, als die Linguisten der Alpenvereine bereits beginnen, eine „offizielle" Orthographie dieser Namen festzustellen, ohne jedoch zu fragen, aus welcher Sprache sie stammen oder was sie bedeuten. Also:

Fanat (besser Vanat) = vignata, nicht weil da einmal ein Weinberg gestanden, sondern weil die Gestalt des Gletschers an einen Weinberg erinnerte.

Finail = finale oder foenile.

Firmisan (besser Virmisan) = val mezzana.

Gampels = campoles, Deminutiv von campo.

Gepatsch = campaccio.

Glosaier = clausura, Einfang.

Gurgel = gorgola, Deminutiv von ital. gorga, Strudel, Gurgel, Schlund. Siehe Diez, Wörterbuch I. 221.

Guslar = casolare, altes, verfallenes Haus. Guflar, wie derselbe Gletscher auch genannt wird, wäre cavallaro, Roßhirt.

Lagaun = lagone von lago.

Latsch, ursprünglich wohl Lartsch = larices, Plural von larix, Lärche.

Lazins = lacignes, Dem. von lacus.

Marzoll, Murzoll = marezuola, Dem. von mara, Muhr. Andere schreiben Marzell, was marezella wäre und dasselbe bedeutete. An Maria-Zell ist nicht zu denken.

Mastaun = massetone, von maso, Hof.

Matatsch = montaccio. — Mutmal = monte malo.

Pfossen = fossa.

Plangeros im Pitzthal, was man mit plange, rosa (weine, o Rose!) zu erklären versuchte, ist plan grosso.

Plattei = platta d'aua, aqua.

Ramol = rio malo.

Rofen = churw. roven, Rain.

Somaar (oder Samoar) = (via de) somaro, Saumweg.

Stöblein = stavelino, von stavel, Stall.

Thalleit, schwerlich von Thal und leiten; eher (monte) d'alneto, Erlenberg.

Valbanair = val d'ava nera.

Valgin = val de cuna, Wiegenthal.

Verwall = val bella. Verpeil ist dasselbe.

Vent = (val de) vento.

Vernagt = val de nocte.

Danzebelle in Planail, planello, habe ich früher mit dadens la valle erklärt, seitdem aber gefunden, daß in dieser Gegend noch im vierzehnten Jahrhundert eine romanische Familie Lanceabella lebte, und glaube nunmehr, daß jener Berg ihr Eigenthum war und von ihr auch den Namen, de Lancea bella, erhielt.

Similaun scheint sehr rhätisch zu klingen; allein simila ist ja unser Semmel und das Augmentativ similone würde ganz annehmbar bedeuten, daß man den Berg mit einer großen Semmel, einem Wecken verglichen habe.

Die Namen in der Thalsohle sind alle deutsch, was annehmen läßt, daß von Sautens, welches rhätisch, bis Zwieselstein weder Rhätier, noch Romanen seßhaft gewesen (vergl. S. 323, 336.) Dumpen, Tumpen ist eigentlich ein Manns- und Hofname, bei dem Tumpen. Mittelhochdeutsch tump, jetzt dumm, bedeutete leichtsinnig, muthwillig. Habichen, auch ein Hofname, beim Habicho, Ableitung von Hadbert. So auch Roppen, beim Roppo, Rodpert. Anichen in Pflersch, beim Anicho, von Anno, Agino. Krimmel im Pinzgau, von Krimwalt, Grimwald. Patterich, bei Kappel im Paznaun, ist ganz deutlich der althochdeutsche Mannsname Paturich. Auf diese, bisher nicht angewendete Weise lassen sich gewiß noch eine Menge tirolischer Ortsnamen erklären (vergl. S. 328). Scheint doch auch Wörgl im Unterinnthale, urk. *Vergili*, nichts anderes zu bedeuten, als den Hof des Virgilius, wenn

dieser auch nicht der Sänger der Aeneide, sondern eher ein Namensvetter des Bischofs Virgilius von Salzburg gewesen ist. Wegen Perfux und Angedair zu Landeck siehe meine Rhätische Ethnologie S. 110.

Nunmehr hatte sich Nicodemus gestärkt, griff nach seinem Stabe und wir zogen davon. Allererst ging es eine jähe Anhöhe hinan, von welcher wir rechts nach Rofen hineinsahen. Zu Vent läuft nämlich das Thal abermals in eine Gabel aus, deren eine Zinke zum Hochjoch, die andere zum Niederjoch führt. Im grünen Grunde der ersteren liegen die beiden ansehnlichen Rofner Höfe, die letzten Häuser im Oetzthale, nur noch eine Stunde von dem vielbesprochenen Rofener Wildsee, und Nicodemus, dem der eine davon gehört, deutete mit Stolz auf sein väterliches Erbe. In dieser Wildniß hat nämlich, wie alte Sagen berichten, Herzog Friedrich mit der leeren Tasche eine Zuflucht gefunden als er geächtet und gebannt dem Costnitzer Concil heimlich entflohen war (1416). Dazumal, als hundert Feinde ihm nachstellten und der eigene Bruder nach der Grafschaft Tirol strebte, lebte Friedel manchen stillen Tag auf dem Rofnerhofe und die Rofnertochter soll sogar ihr Herz an ihn verloren haben. Später, als er wieder zu seinem Lande gekommen war, gedachte er dankbar dieses Asyls und verlieh dem Hofe ausgezeichnete Ehren, Steuerfreiheit nämlich und die Rechte einer Freistätte. Erstere genießt er noch, letztere ging unter Josef II. ein. Auch wurde der Hof zu einem eigenen Burgfrieden erhoben und dem Schloßhauptmann zu Tirol untergeben. Noch zur Zeit aber spricht Nicodemus von seinem Hof nicht anders als ein Ritter von seiner Burg, und es nimmt sich sehr stolz und fürnehm aus, wenn der Bauer etwa anhebt: „So lange ich auf Rofen sitze“ u. s. w. Uebrigens gehörte auch die Gemeinde Vent bis in dieses Jahrhundert herein ins Gericht nach

Castelbell im Vinschgau und ins Bisthum Chur. Jetzt steht sie sammt den Rofner Höfen unter dem Landgerichte zu Silz im Innthale und unter dem Bischofe zu Brixen.

Obengedachter Wildsee im Rofnerthale wurde in letzterer Zeit öfter besprochen; aber schon im Jahre 1773 hat er einem öffentlichen Lehrer an der Universität zu Wien, Namens Josef Walcher, ein gutes Schriftchen entlockt: „Nachrichten von den Eisbergen in Tirol,“ wohl die ersten, die über diese entlegene Gletscherwelt unter das deutsche Publicum gebracht wurden. Damals wo niemand ohne Schauer an diese winterlichen Einöden dachte und kein vernünftiger Mensch sie einer Beachtung werth hielt, damals mag dieß Büchlein den Leser sehr überrascht haben. Wir lernen daraus unter anderm, daß zu jener Zeit noch manche der Meinung waren, es hätten die Gletscher von Tirol erst im dreizehnten Jahrhundert ihren Anfang genommen, indem damals mehrere sehr kalte Winter auf einander gefolgt seien und sich deßhalb auf den hohen Bergen das Eis dergestalt gehäuft habe, daß die darauffolgende Sonnenhitze es nicht mehr ganz zerschmelzen konnte. Die Bildung des Rofner Eissees wird von Josef Walcher schon richtig so beschrieben, daß der an der linken Seitenwand des Rofnerthales gelegene Vernagtferner zeitenweise von seiner Höhe in den Thaleinschnitt heruntersteige, diesen als quergelegter Eisdamm ausfülle und so den Bach, der aus dem Hochjochferner kommt und sonst ruhig abfließt, zum See aufstaue. Reißt dann mit zunehmender Sommerwärme der See den Damm durch, so ergeben sich jene verheerenden Ueberschwemmungen, die alles flache Uferland, die Oasen von Vent, Sölden, Lengenfeld und Umhausen betreffen und nicht die mindeste der Plagen sind, denen der starkmüthige Oetzthaler ausgesetzt ist. Manchmal war die Wasserfluth, die sich da plötzlich löste, so mächtig, daß selbst das Innthal noch davon zu leiden hatte.

Der erste Ansatz dieses Eissees, so weit sichere Nachrichten vorhanden, fällt ins Jahr 1599. Im Jahr darauf brach er verwüstend aus. Darnach lag sein Bett lange Zeit trocken, aber 1677 fing er abermals an sich zu bilden und 1678 und 1680 zerbrach er den Damm mit großem Schaden des Oetzthales zum zweiten- und drittenmale. Als Peter Anich von Perfuß, der geniale Landmann, sein Vaterland Tirol aufnahm, um 1760, war der Seeboden wieder Weideland; er gab durch Punkte den einstigen Umfang des Wassers an und schrieb dazu: gewester (d. h. gewesener) See. Deßwegen spricht auch Friedrich Mercey, der im Jahre 1830 mit der Anich'schen Karte in der Hand Tirol durchpilgerte und das Tagebuch später zu Paris herausgab, in dieser Gegend von dem fameux lac de Gewester, ein komisches Mißverständniß, das sich bei Lewald, der hier von einem Gewesteinersee erzählt, fast noch verschlimmert zeigt.

Im Jahre 1771 kam der Vernagtferner wieder an den Bach herab und zwei Jahre darauf erfolgte ein Ausbruch, der aber allmählich und daher mit weniger Zerstörung vorbeiging, als die früheren. Seitdem zog der Gletscher vor- und rückwärts, erreichte jedoch die Thaltiefe lange Zeit nicht wieder. Im Jahre 1840 soll er zwei Stunden ober dem Bach gestanden sein. Bald darauf fing er wieder zu wachsen an, und als wir in Vent waren, hörten wir schon, daß der Ferner nicht mehr sehr weit vom Bache entfernt sei. Im vorigen Jahre, d. h. 1844, berichteten die Zeitungen, daß man die Thalsperre sicher voraussehe. Der Gletscher wuchs im August täglich um mehr als drei Wiener Fuß. Endlich am 1. Junius 1845 schob sich der Eisdamm quer über den Bach und bald war der See wieder da, eine Viertelstunde lang und zwanzig Klafter tief. Von Innsbruck kam der Landesgouverneur mit einer Gefolgschaft sachkundiger Männer nach Vent, um das Mögliche vorzu-

kehren. Am 14. Abends brach das Wasser durch und unter fürchterlichem Drängen und Toben war in einer Stunde der See abgelaufen. In Vent wurden alle Brücken, Schneidemühlen und Scheunen am Ufer niedergeworfen, in Sölden die schönen Wiesgründe zerwühlt, viele Häuser beschädigt, Kirche und Pfarrwohnung bedroht. In gleicher Art hatte die wüthende Ache auch Lengenfeld ins Mitleid gezogen, und erst bei Umhausen verminderten sich die Spuren der Verwüstung. Der Schaden wurde auf 100,000 Gulden geschätzt. Nicodemus von Rofen hatte als Führer und kecker Spion in dem gefährlichen Lager des Ferners rühmliche Dienste geleistet. Ganz auf dieselbe Weise hat sich im Jahre 1716 der Gurglsee im nächst anliegenden Gurglthale gebildet, zum größten Entsetzen der Einwohner, die in Processionen an den Ferner wallten und den Himmel um Rettung anflehten. Da jedoch seitdem der See alle Jahre unschädlich abrinnt und wieder einläuft, so haben sich die Gurgler an diesen Nachbar gewöhnt und hegen zur Zeit keine Besorgnisse mehr.

Nicodemus Klotz von Rofen ist ein Vierziger, eher klein als groß, ledig, ernsthaft, aber doch kein Feind des Scherzes. Er trägt den spitzen Hut, die braune Jacke und die braunen dicken Strümpfe, die Tracht der Oetzthaler, und dabei spricht er ein alterthümelndes, wenig abgeschliffenes Deutsch, von jener scharfkantigen Art, wie es in den innersten Thälern gewöhnlich erklingt. Er rühmt sich der einzige Mann der Gemeinde zu sein, der die Gebirge und die Gletscher ringsherum alle bestiegen. Er hatte von Jugend auf seine Herzensfreude an den feierlichen Fernern und kletterte vordem mit seiner Büchse allein auf die Hörner, neugierig, was da für eine Aussicht oder nach seinen Worten: für eine „Einsicht zu fassen" sei. Er ist daher gewiß der verlässigste Führer im Venter Thal und geht überall mit, wohin man

immer will, über den kleinen Oetzthaler Ferner und das Niederjoch oder über das Hochjoch nach Schnals, an der Wildspitz vorbei ins Pitzthal, über den Gepatschferner ins Kaunserthal oder links hinüber nach Langtaufers und ins obere Vinschgau. Da, auf letzterer Fahrt, beträgt der Gang über das Eis indessen mehrere Stunden, und dieser hatte selbst den kecken Alpensohn jetzt etwas verdutzt gemacht. Vor kurzem waren nämlich Bergsteiger aus Albion da gewesen und hatten ihn aufgenommen, sie nach Langtaufers zu führen. Als sie eine gute Weile auf dem Eise fortgegangen, wurde aber der Ferner durch Klüfte, Brüche und Schrunden so unwegsam, daß gar kein Mittel mehr schien, vorwärts zu kommen. Nicodemus schlug vor zurückzugehen; die Engländer aber wollten ihre Mühe nicht verloren haben und forderten ihn gebieterisch auf, sie weiter zu geleiten. Nun gelangen zwar noch einige Uebergänge, aber an einer breiten und tiefen Gletscherspalte fiel einer der fremden Reisenden und glitschte hinunter, so daß ihn Nicodemus nur noch beim Schopf zurückziehen konnte. Als er so vom Tode gerettet war, besah er sich von oben bis unten, sagte lachend: das war gut — und nun hatte keiner mehr etwas gegen die Umkehr einzuwenden. Nicodemus aber hatte sich das zur Warnung dienen lassen und wollte niemand mehr nach Langtaufers führen, ehedenn er einmal wieder nachgesehen, ob sich nicht das Eis gewendet habe und der Ferner neuerdings gangbar sei.

Wir ließen also die Rofnerhöfe rechts liegen und gingen links ins Niederthal ein und darin fort, einen öden, gar nicht kurzweiligen Weg, der oft von Fernerbächen durchschnitten ist, über welche wir nicht immer ungenetzt kamen. Außerdem war aber weder Gefahr noch Unbequemlichkeit, denn der Steig ging ganz mählich an der Halde hin, welche düster und mißfarbig an den Wänden von Glimmerschiefer abbrach und nur etwa an

den Ufern der stürzenden Wässer freundlichern Krautwuchs zeigte. Im Frühjahre ist das Thälchen dagegen sehr blumenreich, und da überzieht die Abhänge vor allem der duftende „Speik" (Primula glutinosa), die geehrteste aller Alpenblumen. Rückwärts blickend hätten wir jetzt wohl auch die prächtige Wildspitze sehen müssen, die höchste des Oetzthalerstockes, welche 11,946 Wiener Fuß über das Meer emporsteigt, aber auf den Höhen lagen noch trübe Nebel, was wir wegen der gerühmten Schönheit jener Ansicht sehr bedauerten.

So hatten wir eine gute Strecke zurückgelegt, als wir zu einem Bildstöckel kamen, auf dessen Tafel ein sitzendes Weib gemalt ist mit einem neugebornen nackten Kind im Schooß. Die Mutter Gottes schaut aus den Wolken gnädig herab. Der Rofner Bauer erzählte, hier habe sein Oheim vor Jahren in Wind und Wetter ein gebärendes Weib gefunden, und in ihren Todesängsten sie gerettet. Dessen zum Angedenken habe er die Tafel machen lassen. Sie aber, setzte er hinzu, sie war ein Lottermensch von Schnals. Mein Gott! sagte einer von uns, so gibt es also auch hier in diesen keuschen Wildnissen solche Opfer der Verführung, und sie gebären an den Fernern, um ihre Schmach den Augen der Menschen zu verbergen! Aus Sittsamkeit forschte keiner mehr nach nähern Umständen, und so erfuhren wir erst drüben im Vinschgau, daß ein Lottermensch nichts anderes bedeute, als ein Bettelweib, wornach sich denn die Beurtheilung des Falles wesentlich berichtigte.

Bald kamen wir auch zu einer kleinen schwarzgrauen Hütte, welche ungemein kunstlos aus übereinander gelegten Steinen an die Halde hingebaut war. Die Vorderseite ragte kaum mannshoch über den Boden auf; Fenster hatte sie nicht, aber eine niedere Thüre. Aus dieser trat ein Mann, anzusehen wie Robinson Crusoe, in Thierhäute gehüllt, mit verwirrten Haaren,

ungewaschen vielleicht seit Monden. Er zeigte sehr viele Freude, daß wir uns zu ihm heraufbemüht, und wir dann auch nicht minder, daß wir so angenehmen Eindruck auf ihn machten. Im ersten Augenblicke hatten wir allerdings über ihn gestutzt; indessen war er ein glänzendes Beispiel mehr, daß auch unter rauhem Kittel ein edles Herz schlagen könne, denn er grüßte nicht allein sehr herzlich und mit dem heitersten Lachen, sondern bot uns auch gleich eine schmutzige Schüssel voll Milch an. Dafür ließen wir ihn einen Schluck von unserm Vinschger Branntwein thun, womit er sich mehr als königlich belohnt erklärte. Auch lud er uns ein in sein Haus zu kommen; von uns aber wollte sich keiner so tief bücken. Doch warfen wir einen oberschlächtigen Blick hinein und gewahrten in der Finsterniß etwas wie eine Schlafstelle aus Loden und Heu. Am Thürpfosten bemerkten wir auch ein geschnitztes Heiligenbild angeheftet, und vor diesem, sagte uns der edle Wilde, verrichte er seine Andachten. Nachdem wir in dieser Art von allem Wissenswerthen Notiz genommen, sprach Nicodemus: Bhüt Gott, Schnalser! und wir zogen weiter.

Der wilde Mann war übrigens ein Schafhirt aus Schnals, aus dem Thale, das jenseits der Ferner liegt. Solcher Schäfer gibt es mehrere in der Revier. Die ganze Weide im Niederthal ist nämlich seit undenklichen Zeiten ein Eigenthum der Schnalser Bauern, und diese schicken ihre Herden mit den Hirten über die Gletscher und lassen sie hier den Sommer zubringen. Deßwegen ist denn auch, wie wir noch diesen Abend erfahren sollten, der Ferner in Schnals ein viel geläufigeres Thema als in Vent.

Nachdem wir nun zwei Stunden im Niederthal fortgegangen waren, kamen wir endlich an den Marzollferner, der eigentlich der Ausläufer zweier anderer ist, die sich oben vereinigen und in dieser Spitze zu Thal gehen. Die Ansicht gewährt noch wenig von der Schön-

heit der Gletscherwelt, denn das Thal ist enge, der Blick bergaufwärts beschränkt, der herabziehende Ferner selbst mit Schutt und Geröll bedeckt, daher schmutzig und rußig so weit man sieht. Außen herum an den untern Kanten hat er mächtige Schuttwälle aufgeworfen. Marzoll war übrigens dieses Jahr vollkommen ausgeapert (spr. aus-g'appert), und was er obenauf an Rissen und Schrunden haben mochte, das lag alles klar am Tage. Um diese Zeit, wenn nämlich die Sommersonne den tückischen Schnee aufgezehrt und die Ferner „das Hemd ausgezogen haben," so daß sie Gestalt und Wesen ihrer Oberfläche nicht verbergen können — um diese Zeit werden sie am liebsten begangen. Dann lauern wenigstens keine heimlichen Gefahren und es locken nicht jene leichten Schneebrücken, die beim ersten Tritte einbrechen und den Wanderer wie die Fallbretter in den alten Ritterburgen hinuntersenden in die kalte Gruft zur ewigen Ruhe.

Nicodemus führte uns nun auf Marzoll — er gebrauchte die Namen seiner Ferner und Berge ohne Geschlechtswort — und wir gingen eine Weile auf dem Eise fort, um den Pfad in der Moräne, der immer mühseliger wurde, zu vermeiden. Marzoll dagegen zeigte sich zu dieser Zeit recht eben und zusammenhängend; nur hie und da zog sich ein handbreiter Spalt hindurch. Allmählich aber wurde auch Marzoll etwas unwegsam und wir suchten wieder den Fußpfad auf dem festen Lande zu gewinnen, den die Schnalserhirten durch unterlegte Felsblöcke zur bequemen Treppe erhoben hatten. Nachdem wir ungefähr drei Stunden auf dem Wege gewesen, machten wir bei einer zerfallenen Steinhütte Halt, die in den Zeiten ihres Glanzes wohl ein getreues Ebenbild der andern gewesen war, in welcher wir den Schäfer von Schnals gefunden. Hier nahmen wir etwas Brod und Käse ein und stärkten uns mit dem Vinschger, auf kahlem Boden, rings von Gletschern umsäumt, dicht

ober unsern Häuptern einen wolkigen verschlossenen Himmel. Letzteres erpreßte uns manchen trüben Seufzer, denn jetzt, wenn je, standen wir an der Pforte alpinischer Erhabenheit. Neben uns auf dem braunen Felsgeschiebe, mitten zwischen ewigem Eis und Schnee war eine kleine Herde Schafe in der Sommerfrische, die mit ihren Schellen fröhlich klingelten und zutraulich herankamen. Sie bleiben während des Hochsommers hier im Freien und suchen bergauf und ab ihr Futter.

Indessen sollte uns doch nicht alle Freude verloren gehen und nicht alle Erwartung getäuscht werden. Die Nebel, die sich während unseres Aufsteigens mehr und mehr gesammelt hatten und eine Zeit lang schwer und ruhig die Gletscher drückten, hoben jetzt, da etwas Wind hineinzublasen begann, ein lustiges Gejaid an, zogen abwärts, zogen aufwärts, huschten wie Phantome an den Fernern hin, schlangen wilde Reigen, drehten sich wirbelnd durcheinander, und zuweilen entstanden weite Risse, durch welche die Sonnenstrahlen verklärend brachen. Einem solchen Augenblick verdankten wir einmal eine prächtige Aussicht links hinein in einen langen, langen Corridor von weißleuchtenden Fernern, zwischen denen eine breite silberne Straße glänzend dahinzog, wie eine Avenue zum Palaste des Alpenkönigs oder zu einem Bergschloß der saligen Fräulein.

Von jetzt an wurden wir allmählich des großen Schneefeldes gewahr, das den Niederjochferner deckt. Nachdem wir noch ein paarmale aushülfsweise den Gletscher betreten hatten, weil der Weg zur Seite ungangbar geworden, nachdem wir aus derselben Ursache ein paar kleine Schneefelder durchwatet hatten, fanden wir uns auf der Stelle, wo der Pfad an den Schrofen hin ganz aufhört und der Gang über den Gletscher eigentlich seinen Anfang nimmt. Hier war zwischen die Steine ein hölzernes Windfähnchen eingeklemmt.

Jetzt geht's über den Ferner, sagte Nicodemus mit einem feierlichen Ernste, gleichsam als wollte er in seinen Anbefohlenen die Betrachtung erwecken, daß sie an einem großen Wagnisse stehen. Die Luft war feucht, aber nicht kalt. Ermüdung oder anderes Ungemach spürten wir nicht. Wir ließen in der kleinen Runde noch einmal die Flasche mit dem Vinschger kreisen, und traten dann den Weg an. Nicodemus hatte zwar Stricke mitgenommen, um uns alle drei nach Vorschrift der Sachverständigen an einander zu binden, aber nach einiger Besprechung hielten wir's doch nicht vonnöthen, auch nicht als uns der Bauer von Rofen erzählt hatte, wie kurz vorher ein ungebundener reisender Herr in den Gletscher gesunken und wie er dann, nach mühsamer Rettung von ungeheurem Ekel an dem ganzen Wesen erfaßt, Hut und Stock von sich geworfen und in Einem Rennen, als wären ihm alle Ferner des Oetzthales auf der Ferse, über Vent bis nach Heilig Kreuz gelaufen sei, um dort noch immer voll Entsetzen und halbtodt vor Ermattung beim Caplan wieder zur Fassung zu kommen. So gingen wir denn unsern Weg, jeder für sich — der Führer voran, Todtenstille ringsum — kein anderer Laut als das leise Knirschen unserer Tritte.

Der Gletscher schien uns nicht sehr breit, etwa eine halbe Stunde, vielleicht nicht so viel. Der Weg führte etliche hundert Schritte von den Felsenwänden, die zur Rechten ihre Häupter in den Wolken verbargen, schnurgerade über das weiße Feld hinauf. Die schmutzige Spur von Menschentritten und Viehtrieb zeichnete ihn sehr kenntlich. Uns schien alles recht sicher und bequem, zumal da der Gletscher, seiner höhern Lage wegen, nicht ausgeapert und die Klüfte daher alle überschneit waren. Nicodemus mochte gleichwohl hie und da Gefahr wittern, denn etlichemale hielt er an und stieß mit dem Stocke bedenklichen Gesichtes in den Schnee, ohne Grund zu

finden. Er pflegte dann den Kopf zu schütteln, ging aber nichtsdestoweniger bald mit einem weiten Schritte vor, uns befehlend in seine Fußtapfen zu treten, was wir denn auch auch folgsam thaten.

Jetzt war's ungefähr drei Uhr und sehr düster auf dem Ferner — neben und über uns, vor und hinter uns dichte stockende Nebel. Nun begann aber auf einmal zur Linken das Jagen wieder. Das zog und zerrte, huschte und flog, und plötzlich riß es auseinander und und aus dem bewegten Wolkenreigen stieg ein ungeheures Horn, schrecklich geschartet an den Wänden, von tiefbrauner, feuchtglänzender Farbe, und um das braune Haupt legte sich wie ein Heiligenschein eine Scheibe hellblauen Himmels, die auch mit einemmale sichtbar geworden. Nicodemus blieb stehen, drehte sich überrascht um und sagte leise: das ist Similaun — und so leise flüsterte er's, als wenn er fürchtete durch lautes Wort das Ungethüm zu reizen. Wir aber hatten eine innige Freude über den titanischen Klotz, und diese wuchs noch immer als auch die letzten Schleier an den Flanken des Hornes verflogen, und dieses in seinem schimmernden Braun mit unbeschreiblicher Pracht vom weißen Ferner sich abhob und in den blauen Himmel ragte. Das ist Similaun — wiederholten wir, um den Namen ja nicht zu vergessen — und schauten vorwärts schreitend immer wieder auf dieß trotzige Haupt mit dem niegesehenen Ausdruck von Größe und Wildheit.

Similaun, so schroff er scheint, ist dennoch schon etlichemale bestiegen worden. Er reizt dazu um so mehr, als er nach der Wildspitze und der Weißkugel der höchste Grat ist im Oetzthaler Fernerstock und 11,210 W. Fuß mißt. Der erste, der seinen Scheitel betrat, war der Priester Thomas Kaaserer von U. L. Frau in Schnals. Es geschah im Jahre 1834. Ihm folgte der Landarzt von Algund bei Meran, Franz Rodi, der das Wagniß

am 27. August 1839, aber bei sehr ungünstigem Wetter vollführte. Am 22. Junius 1840 bestieg der nämliche die Spitze zum zweitenmale, willig gefördert und geleitet von den Schnalsern, die unten im Thale auch Böller aufstellten und die kühnen Steiger, als sie den Gipfel erreicht hatten, mit Freudenschüssen begrüßten. Der Himmel war dazumal rein. Die Aussicht wird als unermeßlich geschildert; sie soll hinausgehen bis ins deutsche Reich und man will selbst bayerische Städte gesehen haben. Gegen Morgen zeigt sich der Großglockner, gegen Abend der Ortles und die Schweizergletscher, ja die kecken Männer behaupteten sogar, der Montblanc sei ihnen erschienen. Die wimmelnden Eishäupter und Schneeköpfe in der Nähe sind gar nicht zu zählen. Uebrigens sieht man so weit oben oft vielmehr als man nachher den Leuten unten glaubbar machen kann.

Similaun ist mittlerweile so beliebt geworden, daß er alle Jahre acht bis zehnmal erstiegen wird.

So waren wir nahezu ans Ende des Ferners gekommen. Der Himmel hatte sich jetzt ganz aufgethan, die Sonne schien fast warm, und überhaupt glaubten wir zu merken, daß sie in den Thälern den schönsten Tag gehabt, während wir da oben in und über den Wolken gegangen waren. Nunmehr öffnete sich auch das Land gegen Süden; nahe prächtige Ferner, die sich gegen Schnals hinunterlagern, und hohe Gebirgsstöcke traten auf, lange zackige blaue Kämme, die weit und breit hinzogen nach Wälschland oder zum Ortles, und unten wie in Meerestiefe lachte auch schon das grüne Thal von Schnals. Da standen wir und schauten bald auf Similaun, den schauerlichen, so hoch über uns, bald auf das stille Paradies in der Niederung so tief unter uns, und wollten nun rasch über den letzten Auslauf

des Gletschers weg. Ehe dieß aber vollbracht, hatten wir noch eine neckische Fährlichkeit zu bestehen.

Der Weg zum Ziele führt hier nämlich rechts an den zerklüfteten Wänden hin und zwar noch immer auf dem Ferner, der da in mäßiger Breite schief abwärts hängt, bald aber ganz senkrecht in einer thurmhohen spitzen Zunge, gleich einem gefrorenen Wasserfall, zwischen tausendzackigem Gestein ins Thal hinunter geht. Die letzte kurze Strecke, ehe wir auf festen Boden kamen, war die bedenklichste — rechts die Felsenwand, links der gefrorene Wasserfall, in der Mitte durch auf schiefem Eise der schlüpferige Pfad. Der eine von uns legte sich nieder, um sich mittels der Hände über die verdächtige Stelle zu schieben; der andere wollte aufrecht darüber steigen. Leider geriethen ihm nur wenige Schritte — jählings glitschte er aus, fiel zu Boden, kam ins Rutschen, packte in der Zerstreuung den andern liegenden an einem Fuße; dieser, der auf der glatten Fläche keinen Halt hatte, mußte folgen und so glitten wir aneinander gekettet, der eine voraus, der andere hintennach, pfeilschnell dem Wasserfalle zu, über den wir wie zwei geflötzte Holzblöcke hinabgeschossen wären, um unten an den Felsen zu zerschellen, wenn nicht der Hinterpart trotz aller Eile den kleinen Runst eines Eisbächleins entdeckt hätte, das in derselben Richtung floß, welche wir eingeschlagen hatten. In diesen stemmte er nun schleunigst seinen Vorderarm, und da das Rinnsal gewunden war, so gab es bald eine Hemmung, und der todesmuthige Convoi blieb so noch zur rechten Zeit lebensfroh auf dem Eise hängen. Nicodemus, der sorglos vorausgegangen war, weil ihm in seiner Geübtheit die offene glatte Bahn viel weniger Bedenken gemacht, als die überschneiten Fernerklüfte, Nicodemus hatte unterdessen seine Augen am grünen Thal von Schnals geweidet, kam aber jetzt auf unser Rufen herbei und

führte einen nach dem andern ans Land, nicht ohne Mühe, denn da unten wo wir hielten, war's noch um ein Gutes schlüpfriger als oben wo wir abgefahren.

Jetzt standen wir also auf festem Felsenboden 8700 Fuß über dem Meere, und blickten mit noch einmal so viel Vergnügen in die grüne Tiefe. Dabei sahen wir auch auf die Uhr und brachten heraus, daß wir gerade siebenunddreißig Minuten auf dem Ferner gewesen waren. Im Ganzen hatten wir von Vent bis daher nicht volle fünf Stunden gebraucht und Nicodemus lobte deßhalb unsern rüstigen Schritt. Hier ließen wir auch den werthen Führer ziehen, der im Sinne hatte noch nach Rofen zurückzugehen. Wir boten ihm, da ihm voraus nichts bestimmt worden, sechs Zwanziger als Führerlohn, und er meinte für das bissel Weg sei das übrig Geld genug. Auch legte er seine Zufriedenheit in einer sehr kräftigen Danksagung an den Tag, und gewiß war es ebenfalls nur zur Verlautbarung seiner stillen Freude, daß er uns, allerdings in ganz ungefährlicher Richtung, von oben herab noch etliche große Steine nachwälzte, um die Wirkung bewundern zu lassen, wie sie über das Geröll krachend in den Abgrund sprangen. Wir befanden uns mittlerweile auf einem steilen Felssteig, der mit rothbraunen Blöcken verfriedet ist und wendeltreppenartig an dem Geschröfe abwärts zieht. Hier setzten wir unsere Bergstöcke ein und halfen uns in raschem Schusse zu Thale, kamen zuerst, nachdem wir uns von der Schrofenwand losgelöst, auf magere Wiesen, die über und über mit kleinen und großen Felstrümmern beschüttet waren, und so mehr und mehr aus der Region des Schreckens in die des Grünen, zu Zirbelnüssen und Lärchenbäumen, zu Hütten und Häusern, zu Kornfeldern und in die liebliche Au von Unsrer Lieben Frau zu Schnals. Ehe wir aber so weit waren, drehten wir uns noch einmal um und besahen den riesenhaften Vorhang von

Eis, der aus dem Ferner herunterhängt und so leicht hätte unsers Leben Ziel werden können. Dann betrachteten wir auch die Felsenwand, an der wir herabgeklettert und fanden es fast wunderlich, daß wir nun gar keine Spur des Steiges mehr entdeckten, der uns ins Thal geführt. All die Aussicht über die Berge des südlichen Landes hatte sich jetzt wieder verloren. Zur linken Hand zog sich die Schnalser Landschaft in eine enge Schlucht zusammen. Da drinnen steht der Finailhof, berühmt in der Sage wie der Rofnerhof, weil Herzog Friedrich, als er diesen verlassen hatte und eine neue Zufluchtstätte suchend über den Ferner gegangen war, beim dortigen Bauern eine Weile unerkannt lebte und dann den Hof auf ewige Zeiten „von gemeiner Obrigkeit freite." Die Sage läßt den Fürsten hier die Schafe hüten und auch auf dieser Seite des Ferners mit einer schönen Hirtin eine Idylle spielen, was diesseits wie jenseits seine Richtigkeit haben mag.

Wir aber glaubten wärmere Lüfte zu fühlen und so sagten wir uns, wir seien jetzt, wenn auch noch mitten im Hochgebirge, doch schon jenseits der großen Wasserscheide und eigentlich unter hesperischem Himmel. Stattliche Männer mit großrandigen spitzen Hüten und grünausgeschlagenen braunen Jacken kamen der Weges, riefen uns mit lautem Gruße an, fragten neugierig, ob wir übers Joch gegangen und freuten sich unserer That, die sie, als von landfremden Leuten vollbracht, des höchsten Lobes würdig fanden. Darüber fast etwas aufgebläht, traten wir mit stolzen Schritten ins Wirthshaus, wo zum einnehmenden Gegensatze mit der finstern Venter Herberge an den hellen Fenstern und um den großen runden Tisch sieben oder acht kräftige Zecher saßen, die bei unserm Erscheinen alle aufstanden und uns mit rüstigen Grüßen empfingen. Auch sie sagten uns nur Ehrenvolles über unser Wagstück und erzählten dieß und jenes von

verschiedenen Fernerfahrten. Ueberhaupt wird den Schnalsern nachgeredet, daß sie sehr ehrgeizig seien und etwas Großes dareinsetzen, daß so viele fremde Herren ihr Gebirge in Augenschein nehmen. Es läßt sich noch zu ihrem Ruhme beifügen, daß dieß Hochgefühl kein unthätiges ist, vielmehr ist bekannt, daß sie schon oft, wenn Similaun oder ein anderes Joch bestiegen werden sollte, nicht allein unentgeltlich als Führer mitgezogen, sondern mit manchem Aufwand von Zeit und Mühe durch Aufsuchung und Vorbereitung der thunlichsten Wildsteige zu solchen Zwecken behülflich gewesen sind. Auch Franz Rodi preist Josef Rafeiners und Josef Weitthalers, seiner Führer, Uneigennützigkeit und erzählt, daß dieselben keinerlei Entgelt für ihre Mühsal angenommen, sondern sich mit der Ehre begnügt haben. Die ernsten Venter stehen ziemlich scheu zu ihren Fernern und wollen nicht viel davon wissen; die frohsinnigen Schnalser aber nehmen die ganze Revier fast wie ihr angestammtes Reich in Anspruch, um so mehr, als ihre Schafe bis gegen Vent hinab auf die Weide gehen. Sie sprechen von ihren Eiswildnissen und ihrem Similaun wie regierende Alpenkönige von ihren unterthänigen Ländern. Es ist ein großer schöner Schlag von Menschen, dem diese hochfahrenden Reden sehr wohl anstehen.

Das Wirthshaus zu Unserer Lieben Frau — das untere nämlich, denn es sind deren zwei — hat unsere Erwartung weit übertroffen. Seppele, der Wirth, ist ein einundzwanzigjähriger Knabe, groß und schön mit langen krausen Haaren von dunkler Farbe, ein Musterbild von einem Schnalser, und seine etwas jüngere Schwester steht als Schnalserin eben so preiswürdig da. Beide waren überaus freundlich und dienstbeflissen und halfen zusammen, um uns das Dasein angenehm zu machen. Seppele trug uns das Beste auf, was er hatte, nämlich frischen Braten vom Fleisch

des Gstrauns, worunter aber nicht etwa ein fremdartiges Thier der Alpenwelt, sondern lediglich ein Hammel zu verstehen ist, der in Tirol allgemein mit diesem aus dem italienischen Castrone stammenden Namen belegt wird. Ueberdieß hatten wir einige andere Zuspeisen und vortrefflichen Wein. Wir betrachteten uns diesen Abend schlechtweg als ein paar rare Leute, dieweil wir, was zwar auch vielen anderen vergönnt, aber doch noch ungleich mehreren versagt ist, einen Gang über die Oetzthaler Ferner gemacht hatten, freuten uns immer wieder von neuem über das schöne Gelingen und wiederholten uns alle die vorübergegangenen Ereignisse des Tages, die stille Sonntagsandacht im Regen, den trüben Abschied vom Wirth, die Votiftafel mit dem Lottermensch, die biedere Manier Nicodemus des Rofners, den Gang über den Gletscher, das ragende Horn Similaun, die unterbrochene Fahrt nach dem gefrornen Wasserfalle, die jähen Sprünge von dem Ferner herab und die hallenden Grüße der Männer von Schnals, als wir in ihr Thal traten. Daran hatten wir viel zu reden und lange Zeit redeten auch die starken Schnalser drein, und als diese am späten Abend fortgingen, blieben wir allein noch über dem Glase sitzen und plauderten fort bis Mitternacht.

Am andern Tage bereitete uns Seppele's Schwester noch ein vortreffliches Frühstück und der Bruder machte uns dazu die Rechnung, welche nicht ganz einen Gulden betrug für die Person, daher auch eine der billigsten war, die wir im Gebirge bezahlt, obgleich nicht zu vergessen ist, daß hier das Seidel Wein nur mehr vier Kreuzer kostet, während es in Vent auf acht oder neun zu stehen kommt. „Wünsch' wohl auf zu leben," sagte uns Seppele als wir gingen, und dieser Abschiedsgruß bleibt von jetzt an der übliche, bis man wieder auf den Brenner kommt.

Unsere Liebe Frau von Schnals liegt also in einem

grünen Hochthale und ist ein Dorf, das zumeist aus zerstreuten Höfen besteht, welche im weiten Kreise die Kirche umlagern, die ehedem ein besuchter Wallfahrtsort war. Jedoch ist nur die Gegend um das Dorf so offen und mild, denn alsbald schließt sich das Thal wieder und nackte morsche Wände, an denen der Pfad nur mit Mühe sich hält, engen den Bach ein. Der Weg geht in der Höhe immer am Abgrunde hin, lange Zeit mit keiner andern Aussicht als auf öde Schrofen.

Hoch an dem Tobel fortziehend gelangten wir zur Karthause von Schnals, auch Allerengelsberg genannt, welche König Heinrich von Böhmen im Jahre 1326 stiftete. Der Prior der Karthause war Hofkaplan der Grafen von Tirol und hatte Sitz und Stimme auf der Prälatenbank der tirolischen Landtage. Er lebte mit seinen Brüdern in allerdings sehr ascetischer Gegend von schmackhaften Fischen und gutem Weine. Aus dem See auf der Heide ob Mals, der dem Kloster angehörig, zappelten die edelsten Flossenträger im Küchenbrunnen zu Schnals. Kaiser Josef hob die Karthause auf und seitdem ist die königlich böhmische Stiftung in bösen Abfall gerathen. Die Zellen der frommen Mönche sind jetzt armen Leuten zur Wohnung hingegeben. Auf den alten Mauern wachsen junge Gräser.

Nach diesem blickten wir links ins wilde Pfossenthal hinein, aus welchem jene herauskommen, welche bei Zwieselstein im Oetzthale auf Gurgl gehen und über den großen Ferner steigen. Dann sahen wir jenseits des Baches St. Katharina, eine kleine Kirche auf schroffer Höhe. Diesseits schlängelt sich der Weg immer an kahlen Sandwänden hin und tief in der Schlucht unten rauscht der Bach. Nur selten stehen einsame Häuschen da oder dort in der Aussicht. Nach und nach aber erscheinen die grünen Rebengelände, die sich vom Vinschgau hereinziehen und den Hof zu Ladurn bekränzen, von welchem

das Geschlecht der Ladurner stammt, das sich clanartig, wohl mehrere hundert Köpfe stark über Vinschgau, Etschland und ganz Tirol verbreitet und sogar einen Absenker nach Petersburg getrieben hat, welcher dort Schlachten malt. Auch der fleißige Geschichtsforscher, Pater Justinian Ladurner, Franciscaner zu Innsbruck, ist aus diesem Stamme. Zu gleicher Zeit beginnen die Berge jenseits der Etsch in die Schlucht hereinzublicken und die Burg Juval erscheint stolz und groß auf hoher Warte, einst der Eppaner, dann der Matscher Besitz, von Markgraf Ludwig von Brandenburg dem Herrn Erhard von Halben vergeben, im sechzehnten Jahrhundert bei Hans Schwicker Sinkmoser, dem Kellner zu Tirol, seit 1815 einem Bauern verkauft und dem gänzlichen Verfall entgegensehend. Unten wird die Schlucht enger und finsterer, oben hebt sich der Weg unter riesigen Kastanien und schattigen Linden immer mehr in die Höhe, je näher des Thales Ende rückt, und nahe an den Pforten des Schlosses hat er die höchste Stelle erreicht. Von da aber sieht man wieder einmal hinunter in ein Hauptthal, ins Land, das die Etsch durchströmt, ins schöne Vinschgau. Die gelben, verbrannten Berge der Sonnenseite standen den mächtigen Jöchern enthalb des Stromes zu großartigem Widerspiel entgegen; jene eine heiße, steil aufsteigende Sahara, diese voll Gras und Laub und Schatten, voll Wiesen und Wälder bis hinauf an die beschneiten Zinnen. Da sah man hinüber bis an die Suldnerferner und ich glaube sogar bis an den Ortles,

whose head in wintry grandeur towers
and whitens with eternal sleet,
while summer in a vale of flowers
is sleeping rosy at his feet.

Es ist dieß zwar vom heiligen Libanon in Syrien gesagt, aber es gilt auch hier von den weißen ewigen

Fernern, die in winterlicher Größe sich aufthürmen, während der Sommer im Vinschgau unten rosig zu ihren Füßen schläft. Und jetzt schlief er er auch wirklich am heißen Mittage in südlicher Siesta und athmete nur leise durch die Rebenlauben, und ein weicher blauer Duft schwebte über dem Thale, aus welchem die Schlösser und die Dörfer, die Weingelände, die Kornfelder und die Kastanienbäume dämmernd sich erhoben. Mitten drinnen strömte die Etsch und daneben schlenderte wie ein gelber Faden zwischen Büschen und Bäumen die Heerstraße daher. Auf dieser entdeckten wir weit draußen ein eiliges schwarzes Pünktchen, in dem wir allmählich den Stellwagen erkannten. Um mit ihm zusammenzutreffen, mußten wir gleichwohl auf die Schau der schönen Malereien verzichten, mit welchen Hans Schwicker Sinkmoser, der Kellner zu Tirol, die Burg einst schmücken ließ, und so stiegen wir rasch die steile, rebenbekränzte Halde hinab, und nachdem wir, von schwerer Hitze bedrückt, das Dorf Staben, welches unten an der Etsch liegt, erreicht hatten, rollte auch zu gleicher Zeit der Stellwagen daher, der uns aufnahm und in drei Stunden nach Meran brachte.